



Bericht einer Heilung

Hannah Green

ICH HAB DIR NIE EINEN
ROSENGARTEN
VERSPROCHEN

**Dieses Buch ist nicht für die
ebay Junkies gedacht**

**Scanned by »Hypophyse«
Corrected by »Zerwas«**

Zu diesem Buch

«Hannah Green schöpft aus eigenen Erfahrungen in einer Irrenanstalt. Die Geschichte der sechzehnjährigen Deborah Blau ist zum Teil ihre eigene. Sie öffnet den Einblick in eine fremde Welt, vor der Gesunde sich fürchten und auf die sie abwehrend reagieren, weil sie merken, dass die Grenzen zwischen Krankheit und Gesundheit fließend sind. Deborah Blau hat das Glück, in der Klinik eine Ärztin zu finden, die ihr hilft, den Weg zurückzugehen zu den Anfängen und Ursachen ihrer Verstörungen: den Spannungen innerhalb der Familie, den hohen Erwartungen, die in das begabte Kind gesetzt sind, der Außenseiterrolle als Tochter reicher jüdischer Eltern unter Mitschülerinnen, die unverhohlenen Antisemitismus zeigen, der Rivalität der jüngeren Schwestern, der Operation, die nur äußerlich vernarbt ist. Krankheit bedeutet für Deborah Flucht aus einer unerträglichen Wirklichkeit. Sie erfindet für sich eine neue Welt, in der eine neue mystische Sprache gesprochen wird. Nur allmählich und nur mit der liebevollen Führung ihrer Ärztin gelingt es ihr, ohne diese zweite Welt auszukommen. Rückschläge werfen sie immer wieder an den Anfang und ganz konkret in die Isolierstation. Sehr oft ist sie nahe daran, aufzugeben und sich abzufinden mit dem Leiden unter Leidensgenossen. Die Schilderung der fragmentarischen Beziehungen unter den geistig Kranken gehört zu den stärksten Passagen in diesem Bericht.» («Frankfurter Allgemeine Zeitung»)

Hannah Green (eigtl. Joanne Greenberg), 1932 in New York geboren, studierte in Washington, London und Denver. Heute lebt sie, verheiratet mit einem Psychotherapeuten, in Colorado und hat zwei Söhne. Als rororo - Taschenbücher erschienen von Hannah Green: «Mit diesem Zeichen» (Nr. 4869), «Wenn es Sommer wird» (Nr. 4992), «Ohne sich zu berühren» (Nr. 5661), «Eine Zeit wie im Paradies» (Nr. 5901), «Herbstzeitlose oder: Glückliche Fügung?» (Nr. 12186), und «Landleben» (Nr. 12396).

HANNAH GREEN

ICH HAB DIR NIE EINEN ROSENGARTEN VERSPROCHEN

Bericht einer Heilung



Rowohlt

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel «I never promised you a rose garden» im Verlag Holt, Rinehart and Winston, Inc., New York
Aus dem Amerikanischen übertragen von Jürgen und Elisabeth Hilke
und Ekkehard und Ursula Pohlmann
Umschlaggestaltung Celia Johnson

Meinen Müttern

686. - 715. Tausend Juni 1990

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei
Hamburg, Februar 1978
Copyright © 1964 by Hannah Green
Copyright der deutschen Übersetzung 1973 beim
Radius-Verlag GmbH, Stuttgart
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
780-ISBN 3499141558

1.

Es war Herbst. Sie fuhren durch üppige Felder, durch putzige alte Städte, durch Straßen, deren Bäume sich prächtig zu färben begannen. Sie sprachen wenig. Von den dreien wirkte der Vater offensichtlich am meisten angespannt. Hin und wieder warf er einen Gesprächsfetzen in das lange Schweigen, wahllose und unpassende Bemerkungen, die er anscheinend nicht unterdrücken konnte. Einmal wandte er sich herausfordernd an das Mädchen, dessen Gesicht er im Rückspiegel bemerkt hatte: «Du weißt ja, dass ich ein Dummkopf war, als ich heiratete, ein dummer Junge, der von Kindererziehung keine Ahnung hatte - von Vatersein.» Halb war es Verteidigung, halb Angriff, aber das Mädchen reagierte auf keins von beiden; die Mutter schlug vor, irgendwo anzuhalten und Kaffee zu trinken. Eigentlich war das so etwas wie eine Vergnügungsfahrt, sagte sie: im Herbst, mit ihrer reizenden jungen Tochter und in so herrlicher Landschaft.

Sie fanden ein Restaurant an der Straße und bogen ein. Das Mädchen stieg sofort aus und ging zu den Toiletten hinter dem Haus. Die Köpfe der Eltern drehten sich rasch um und sahen ihr nach. Dann sagte der Vater: «Es ist alles in Ordnung.»

«Sollen wir hier warten oder hineingehen?» Die Mutter fragte es laut, aber sie sprach mit sich selbst. Sie war die scharfsichtigeren von beiden; sie durchschaute die Auswirkungen dessen, was gerade zu tun oder zu sagen war - und ihr Mann ließ sich von ihr leiten, weil es leichter war und weil sie gewöhnlich recht hatte. Jetzt fühlte er sich verwirrt und einsam und ließ sie einfach reden, planen und abwägen, weil das ihre Art war, sich zu trösten. Für ihn war es leichter zu schweigen.

Sie beschlossen, ins Restaurant zu gehen, und bewegten sich augenscheinlich bewusst, als ob nichts wäre. Kaum hatten sie einen Tisch am Fenster gefunden, da konnten sie sie um die Ecke biegen und auf sich zukommen sehen; sie versuchten, so in ihre Richtung zu sehen, als ob sie eine Fremde sei, irgendjemandes Tochter, der sie gerade erst vorgestellt worden waren, irgendeine Deborah, die nicht zu ihnen gehörte. Aufmerksam beobachteten sie den staksigen jugendlichen Körper, und er gefiel ihnen: das Gesicht intelligent und lebendig, nur sein Ausdruck irgendwie zu jung für die sechzehn Jahre.

Sie waren an ihrem Kind eine gewisse herbe Frühreife gewöhnt, aber jetzt konnten sie sie nicht entdecken in dem vertrauten Gesicht, von dem sie sich einzureden versuchten, sie könnten es als ‹fremdes› sehen. Der Vater dachte fortwährend: Wie können Außenstehende recht haben? Sie gehört uns... ihr ganzes Leben. Sie kennen sie nicht. Es ist ein Irrtum - ein Irrtum!

Die Mutter sah sich selbst, wie sie ihre Tochter beobachtete. «Nach außen... darf ich nichts zeigen, keine Naht - nur glatte Oberfläche.» Und sie lächelte.

Am Abend machten sie in einer kleinen Stadt halt und aßen im besten Restaurant, in einem Anflug von Rebellion und Abenteuerlust, weil sie eigentlich nicht danach angezogen waren. Nach dem Essen sahen sie sich einen Film an. Deborah schien sich über den Abend zu freuen. Beim Essen und während des Films waren sie lustig, und später, in der Dunkelheit der ländlichen Gegend, redeten sie über frühere gemeinsame Ausflüge und bestätigten sich gegenseitig ihre Erinnerungen an die kleinen komischen Begebenheiten vergangener Urlaubstage. Sie hielten an einem Motel, um zu übernachten, und Deborah bekam ein Zimmer für sich. Niemand, nicht einmal die Eltern, die sie liebten, ahnten, wie sehr sie gerade dieses Vorrecht brauchte.

Als sie in ihrem Zimmer zusammen saßen, sahen sich Esther und Jacob Blau an, jeder noch hinter seiner Fassade. Jetzt, wo sie allein waren, wunderten sie sich, warum die Pose nicht einfach in sich zusammenfiel, so dass sie ausatmen konnten, sich entspannen, und miteinander etwas Frieden finden. Im Zimmer nebenan, hinter der dünnen Wand, konnten sie hören, wie sich ihre Tochter auszog. Sie gestanden sich nicht ein, nicht einmal mit ihren Augen, dass sie die ganze Nacht auf der Hut sein würden, auf der Hut vor einem anderen Geräusch als dem von Deborahs Atem - einem Geräusch, das... Gefahr bedeuten würde. Nur einmal, bevor sie sich zu ihrer dunklen Wache niederlegten, brach Jacob hinter seinem Gesicht hervor und zischte seiner Frau zu: «Warum geben wir sie weg?»

«Die Ärzte sagen, dass sie gehen muss», flüsterte Esther zurück. Sie lag starr da und sah die schweigende Wand an.

«Die Ärzte!» Niemals hatte Jacob zustimmen wollen, dass sie sich darauf einließen, nicht einmal für einen ersten Versuch.

«Es ist ein gutes Haus», sagte sie etwas lauter, weil sie wollte, dass es ein gutes Haus sei.

«Sie nennen es eine Klinik für Geisteskrankheiten, aber es ist ein Haus, Esther, ein Haus, wohin sie Leute abschieben. Wie kann es ein gutes Haus sein für ein Mädchen - fast noch ein Kind!»

«Mein Gott, Jacob», sagte sie, «wie viel hat es uns gekostet, diese Entscheidung zu treffen? Wenn wir den Ärzten nicht vertrauen können, wen können wir dann fragen, wem können wir vertrauen? Dr. Lister sagt, dass es die einzige Hilfe ist, die sie jetzt bekommen kann. Wir müssen es versuchen!» Entschlossen drehte sie ihren Kopf wieder zur Wand.

Er schwieg, und noch einmal ließ er sie gewähren; sie war soviel schneller mit ihren Worten als er. Sie sagten Gute Nacht; jeder tat so,

als schliefe er, und lag dann tief atmend, um den anderen irrezuführen, mit brennenden Augen in die Dunkelheit starrend.

Auf der anderen Seite der Wand streckte sich Deborah zum Schlaf. Das Reich Yr hatte eine Art neutralen Ort, der als Vierte Ebene bezeichnet wurde. Sie konnte nur durch Zufall erreicht werden, nicht durch eine Formel oder einen Willensakt.

Auf dieser Vierten Ebene gab es keine Gefühle, die man ertragen musste, keine Vergangenheit oder Zukunft, zwischen denen man zerrieben wurde. Es gab weder Erinnerung noch Verfügung über ein Selbst, nichts als tote Fakten, die unaufgefordert kamen, wenn sie sie brauchte, und die mit keinerlei Gefühlen verbunden waren.

Jetzt, im Bett, als sie die Vierte Ebene erreicht hatte, war ihr jede Zukunft gleichgültig. Die Leute im Zimmer nebenan waren angeblich ihre Eltern. Nun gut. Aber das war Teil einer Schattenwelt, die sich auflöste, und jetzt war sie unbelastet, wurde in eine neue Welt hineingeschleudert, in der sie nicht die Spur einer Beunruhigung fühlte. Mit der alten Welt verließ sie zugleich die Verwicklungen und Schwierigkeiten von Yrs Reich, den Chorus der Anderen, den Zensor und die Götter von Yr. Sie rollte sich auf die andere Seite und schlief traumlos und ruhig.

Am Morgen setzte die Familie die Fahrt fort. Als der Wagen das Motel verließ und in den sonnigen Tag hineinfuhr, kam Deborah der Gedanke, dass die Fahrt vielleicht ewig dauern könnte und dass das Gefühl dieser ruhigen und herrlichen Freiheit vielleicht ein neues Geschenk der sonst so strengen Götter und Rituale von Yr sei.

Nach einigen Stunden Fahrt durch goldbraune Landschaft und sonnengecheckte Strassen sagte die Mutter: «Wo ist die Abbiegung, Jacob?»

In Yr kreischte eine Stimme aus der Tiefe der Hölle: Unschuldig! Unschuldig!

Aus der Freiheit wurde Deborah Blau kopfüber mitten in den Zusammenprall der beiden Welten geschmettert. Wie jedes Mal vorher war es ein geisterhaft stummes Zerbrechen. In der Welt, in der sie am intensivsten lebendig war, barst die Sonne am Himmel, die Erde brach aus, ihr Körper wurde in Stücke zerrissen, ihre Zähne und Knochen zerbrochen und zermalmte.

In der anderen Welt, wo die Geister und Schatten leben, bog ein Auto in eine Nebenstraße ein, den Weg hinunter auf ein altes, rotes Backsteingebäude zu. Es war ein viktorianischer Bau, ein bisschen heruntergekommen und von Bäumen umgeben. Eine gute Fassade für eine Irrenanstalt. Als der Wagen vor dem Haus zum Stehen kam, war sie immer noch betäubt von dieser. Zusammenprall, und es war schwierig, aus dem Auto zu steigen und richtig zu gehen, die Stufen

hinauf und ins Gebäude hinein, wo die Ärzte waren. Vor allen Fenstern waren eiserne Stäbe. Deborah lächelte leicht. Es passte alles. Gut.

Als Jacob Blau die Stäbe sah, wurde er bleich. Bei diesem Anblick konnte er unmöglich noch an «Erholungsheim» oder «Sanatoriumspflege» denken. Die Wahrheit war für ihn so nackt und kalt wie die Eisengitter. Esther versuchte, ihn in Gedanken zu erreichen: Wir hätten mit Gittern rechnen müssen. Warum sind wir eigentlich so überrascht?

Sie warteten. Esther Blau war immer noch bemüht, hin und wieder fröhlich zu wirken. Abgesehen von den vergitterten Fenstern sah der Raum wie ein normales Wartezimmer aus, und sie machten sich über die alten Zeitschriften auf dem Tisch lustig. Vom Ende des Ganges hörten sie das knirschende Geräusch eines großen Schlüssels im Schloss, und Jacob wurde wieder starr. Ein leises: «Nicht für sie - unsere kleine Debby...» Den plötzlichen brutalen Ausdruck im Gesicht seiner Tochter sah er nicht.

Der Arzt ging den Gang hinunter und reckte sich ein wenig, bevor er den Raum betrat. Er war ein vierschrötiger, plumper Mann, und jetzt tauchte er in den Raum, in dem die Qual zum Greifen nahe schien. Es war ein altes Gebäude, furchterweckend, wenn man von draußen kam, das wusste er. Er würde versuchen, das Mädchen bald wegzubekommen und die Eltern soweit zu trösten, dass sie sie mit dem Gefühl zurückließen, das Richtige getan zu haben.

Manchmal geschah es in diesem Zimmer in der letzten Minute, dass sich die Eltern, Ehemänner, Frauen voll Ekel von der Wahrheit dieser ungeheuren und furchterregenden Krankheit abwandten. Manchmal nahmen sie ihre Angehörigen, die mit den fremden Augen, wieder mit. Aus Angst oder falscher Einschätzung, sicher gut gemeint, oder - seine Augen musterten die Eltern noch einmal - sie hatten jenes verirrte Quäntchen Eifersucht und Zorn, das die lange, über die eigene Generation hinausreichende Kette des Leidens nicht abreißen lassen wollte. Er versuchte, mitfühlend zu sein, aber nicht unvernünftig, und bald konnte er die Schwester kommen und das Mädchen auf die Station bringen lassen. Es sah aus wie im Schock. Als es hinausging, fühlte er den schmerzhaften Ruck, der durch die Eltern ging. Er versprach ihnen, dass sie ihr auf Wiedersehen sagen könnten, bevor sie abfuhren, und übergab sie der Sekretärin mit ihrem Notizbuch für die notwendigen Informationen. Als er sie nach dem Abschied wiedersah, sahen auch sie aus wie nach einem Schock. Und er dachte kurz: Wundschock - das Abschneiden einer Tochter.

Jacob Blau war kein Mann, der sich selbst sorgsam beobachtete oder der auf sein Leben zurückblickte, um es zu wiegen und die Konturen

nachzumessen. Manchmal hatte er seine Frau im Verdacht, unersättlich, mit endlosen Worten und Worten, immer wieder in ihren Leidenschaften und Vorlieben herumzustochern. Aber zum Teil steckte in diesem Gefühl auch Neid. Auch er liebte seine Töchter, obwohl er es niemals gesagt hatte; auch er hatte sich Vertraulichkeit gewünscht, aber er war niemals in der Lage, sein Herz zu öffnen; und deswegen hatten auch sie Hemmungen, ihre Geheimnisse preiszugeben. Seine älteste Tochter hatte ihn gerade verlassen, beinahe ungeduldig, in dieser düsteren Umgebung von Schlüsseln und Eisengittern. Sie hatte sich unter seinem Kuss weggedreht und einen Schritt zurückgetan: Sie schien keinen Trost von ihm zu wollen und hatte sich unter der Berührung in sich zurückgezogen. Er war ein Mann mit Temperament, und jetzt brauchte er eine Wut, die reinigend, einfach und direkt war. Aber die Wut, die er hatte, war so mit Mitleid, Furcht und Liebe durchsetzt, dass er nicht wusste, wie er sich von ihr befreien sollte. Verkrümmt und stinkend steckte sie in ihm, und er begann, den alten, langsam erwachenden Schmerz seines Magengeschwürs zu spüren.

2.

Sie brachten Deborah in einen kleinen unscheinbaren Raum und beobachteten sie, bis die Duschen frei waren. Auch dort wurde sie bewacht, von einer Frau, die milde und gelassen in dem Dampf saß und sie von oben bis unten musterte, als sie sich abtrocknete. Deborah tat gehorsam, was man ihr sagte, aber sie hielt ihren linken Arm leicht nach innen, um die beiden kleinen bereits abheilenden Wunden an ihrem Handgelenk zu verdecken. Eingestellt auf die neue Routine, ging sie in das Zimmer zurück und beantwortete einige Fragen zur Person, die ihr von einem hämischen, anscheinend missvergnügten Arzt gestellt wurden. Es war offensichtlich, dass er das Gebrüll hinter ihr nicht hörte.

In dem Vakuum der Zwischenwelt, in der sie zwischen Yr und Jetzt stand, begann der Chorus lebendig zu werden. Bald würden sie ihr Verwünschungen und Verspottungen zuschreien und sie für beide Welten taub machen. Sie kämpfte gegen ihr Vordringen wie ein Kind, das der erwarteten Strafe mit wildem um sich schlagen zuvorkommt. Sie begann dem Arzt auf einige Fragen, die er stellte, die Wahrheit zu sagen; mochte man sie ruhig faul oder eine Lügnerin nennen. Das Gebrüll schwoll ein wenig an, sie konnte einige Worte darin verstehen. Das Zimmer bot keine Ablenkung. Um dem Sturz in den Abgrund zu entgehen, gab es nur das Hier und Jetzt mit diesem eiskalten Arzt und seinem Notizbuch - oder Yr mit seinen goldenen Wiesen und Göttern. Aber auch Yr hatte Orte des Schreckens und der Verlorenheit, und sie wusste nicht mehr, zu welchem der Reiche in Yr es einen Zugang gab. Ärzte sollten angeblich dabei behilflich sein.

Sie sah den an, der mitten in dem Tumult verschwommen vor ihr saß, und sagte: «Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt über diese Dinge, die Sie mich gefragt haben. Werden Sie mir jetzt helfen?»

«Das hängt von dir ab», sagte er säuerlich, klappte sein Notizbuch zu und verließ den Raum.

Ein Spezialist, lachte Anterrabae, der Fallende Gott.

Lass mich mit dir gehen, bat sie ihn, an seiner Seite tiefer und tiefer fallend, denn er war der in Ewigkeit Fallende.

So soll es sein, sagte er. Sein Haar, das Feuer war, kräuselte sich ein wenig im Fallwind.

Diesen und den nächsten Tag verbrachten sie auf Yrs weiten, leichten, glatten Hügelketten, wo die Tiefe des Raumes dem Auge Wohltat.

Für diese große Barmherzigkeit war Deborah den Mächten zutiefst dankbar. In den vergangenen schweren Monaten hatte es zuviel Blindheit, Kälte und Schmerz in Yr gegeben. Während ihr Schatten

nach den Regeln der Welt umherging und antwortete und fragte und handelte, sang und tanzte sie - nicht mehr Deborah, sondern eine Person, die einen für Bewohner von Yrs Gefilden angemessenen Namen trug - sang und tanzte und rezitierte die feierlichen Gesänge zu dem streichelnden Wind, der über die langen Halme der Gräser blies.

Für Jacob und Esther Blau war der Heimweg nicht kürzer als der Hinweg zur Klinik. Obwohl Deborah nicht bei ihnen war, fühlten sie sich in dem, was sie wirklich sagen wollten, noch gehemmter als vorher.

Esther hatte das Gefühl, dass sie Deborah besser kannte als ihr Mann. Für sie war es nicht der kindische Selbstmordversuch gewesen, der dieses Karussell von Ärzten und Entscheidungen in Bewegung gesetzt hatte. Sie saß im Wagen neben ihrem Mann und wünschte, sie könnte ihm sagen, wie dankbar sie für dieses alberne und theatralische Pulsaderaufschneiden war. Denn endlich hatte sich der schleichende Verdacht, dass etwas in heimtückischer und schrecklicher Weise nicht richtig war, zu einer Tatsache verdichtet. Das bisschen Blut auf dem Boden im Bad hatte all ihren nebelhaften Gefühlen und vagen Befürchtungen Gewicht gegeben, und sie war am nächsten Tag zum Arzt gegangen. Jetzt wollte sie Jacob auf die vielen Dinge aufmerksam machen, die er nicht kannte. Aber sie wusste, dass sie das nicht konnte, ohne ihm weh zu tun. Sie sah zu ihm hinüber, wie er den Wagen fuhr, seine Augen fest auf die Straße gerichtet und sein Gesicht erstarrt. «Wir werden sie in ein oder zwei Monaten besuchen können», sagte sie.

Dann begannen sie, sich die Geschichte auszudenken, die sie ihren Bekannten und Verwandten erzählen würden, die ihnen nicht so nahe standen oder deren Vorurteile Nervenheilanstalten in der Familie nicht vorsahen. Für die würde die Klinik einfach eine Schule sein müssen und für Suzy, die das Wort «krank» im vergangenen Monat zu oft gehört hatte und davon zu oft und zu tief beunruhigt worden war, für sie würde es irgend etwas wie Anämie oder Schwäche und ein besonderes Heim für Rekonvaleszenten sein. Paps und Ma würde man sagen, dass alles in Ordnung sei... eine Art Sanatorium. Sie wussten bereits von dem Psychiater und seinem Rat, aber das Äußere des Hauses würde sich in der Erzählung etwas verändern müssen und der hohe, spitze Schrei, den sie von einem der vergitterten Fenster gehört hatten, als sie abfuhrten, und der sie schaudern gemacht und sie die Zähne hatte aufeinander beißen lassen, würde aus der Geschichte verschwinden müssen. Der Schrei hatte Esther dazu gebracht, sich zu fragen, ob sie nicht letzten Endes doch noch das Falsche getan hatten; der Schrei würde als Deborah-In-Diesem-Haus in ihrem Herzen unter Verschluss bleiben müssen.

Frau Dr. Fried stand von ihrem Stuhl auf und ging zum Fenster hinüber. Man sah, weg von den Klinikgebäuden, auf einen kleinen Garten, hinter dem die Anlagen begannen, wo die Patienten spazieren gingen. Sie blickte auf den Bericht in ihrer Hand. Gegen das Gewicht dieser drei Schreibmaschinenseiten standen die Vorlesungen, die sie nicht würde halten können, das Schreiben, das sie würde vernachlässigen, und die Beratung von Ärzten, die sie würde ablehnen müssen, wenn sie diesen Fall übernahm. Sie arbeitete gern mit Patienten. Gerade durch ihre Krankheit wurden diese dazu gebracht, Normalität einer Prüfung so zu unterziehen, wie es nur wenige ‹normale› Leute konnten. Sie waren von Liebe, Anteilnahme und schlichter Kommunikation abgeschnitten und sehnten sich oft mit einer unverfälschten Leidenschaft danach, die sie persönlich als etwas Wunderbares empfand.

Manchmal, dachte sie kläglich, ist die Welt soviel kräcker als die Insassen dieser Anstalten. Sie erinnerte sich an Tilda, in der Klinik in Deutschland, damals, als auf der anderen Seite der Klinikmauern Hitler war. Und nicht einmal sie konnte sagen, welche Seite normal war. Tildas mörderischer Hass, niedergefesselt an Betten, durch Kanülen ernährt, von Medikamenten bis zur Ergebung betäubt, verblasste immer wieder lange genug, um hin und wieder Licht hineinzulassen. Sie erinnerte sich, wie Tilda zu ihr aufsah und sie in einer Karikatur gütiger Höflichkeit von ihrem mit Segeltuch bespannten Bett anlächelte und sagte: «Bitte, kommen Sie doch herein, liebe Frau Doktor. Sie kommen gerade richtig zum Beruhigungstee für den Patienten und zum Weltuntergang.»

Tilda und Hitler waren beide tot, und heute gab es immer mehr Dinge, die man den jüngeren Ärzten erzählen musste, weil sie mit zu wenig Lebenserfahrung von den Universitäten kamen. Ist es wirklich richtig, Privatpatienten anzunehmen, wenn eine wirkliche Besserung vielleicht Jahre braucht und wenn Tausende und Abertausende schreien, schreiben, telefonieren und um Hilfe bitten? Sie lachte, als sie sich selbst bei der Eitelkeit ertappte, die sie einmal den größten Feind des Arztes, abgesehen von der Krankheit des Patienten, genannt hatte. Wenn das Einer-nach-dem-Andern für Gott gut genug war, dann müsste das auch für sie ausreichen.

Sie setzte sich mit der Mappe hin, öffnete sie und las sie durch:

BLAU DEBORAH W., 16 J.

Frühere Krankenhausaufenthalte: keine
Einweisungsdiagnose: Schizophrenie

Psychologische Tests: Tests zeigen hohe Intelligenz (I.Q. 140-150), aber Verhalten durch Krankheit gestört. Viele Fragen falsch interpretiert und hochgradig personalisiert. Durchgängig subjektive Reaktionen auf Interview und Test. Persönlichkeitstest zeigt typisch schizophrene Verhaltensmerkmale mit zwanghafter und masochistischer Kompo-

nente.

Interview (Aufnahme): Bei der Aufnahme schien die Patientin gut orientiert und logisch in ihrem Denken. Im weiteren Verlauf des Interviews begann jedoch die Logik sich aufzulösen, und die Patientin reagierte mit extremen Angstzuständen auf alles, was als Korrektur oder Kritik gewertet werden konnte. Sie bemühte sich angestrengt, den Interviewer mit ihrer Schlagfertigkeit zu beeindrucken, und benutzte diese als eindrucksvollen Abwehrmechanismus. Dreimal lachte sie unangemessen: Einmal, als sie behauptete, dass die Einweisung in die Anstalt durch einen Selbstmordversuch veranlasst worden sei, zweimal bei den Fragen nach Tag und Monat. Im weiteren Verlauf des Interviews veränderte sich ihre Haltung; sie begann laut zu sprechen und berichtete wahllos von Vorfällen in ihrem Leben, die sie als Ursachen ihrer Krankheit angab. Sie erwähnte eine Operation im Alter von fünf Jahren, deren Nachwirkungen traumatisch waren, ein grausames Kindermädchen etc. Die Vorkommnisse hatten keinerlei Beziehung zueinander, und es war kein Grundmuster darin zu erkennen. Plötzlich, mitten im Bericht über ein Vorkommnis, sprang die Patientin auf und sagte in anklagendem Ton: «Ich habe Ihnen die Wahrheit über diese Dinge gesagt, werden Sie mir jetzt helfen?» Es schien ratsam, das Interview abzubrechen.

Familiengeschichte: Geboren in Chicago, Illinois, Oktober 1932, gestillt bis zum achten Monat. Eine Schwester, Suzan, geb. 1937. Vater, Jacob Blau, Buchhalter, dessen Familie 1913 aus Polen emigrierte. Geburt normal; mit fünf Jahren hatte die Patientin zwei Operationen zur Beseitigung eines Tumors in der Urethra. Schwierige finanzielle Situation veranlasste die Familie, zu den Großeltern in einen Vorort von Chicago zu ziehen. Die Situation besserte sich, aber der Vater erkrankte an Magengeschwüren und Bluthochdruck. 1942 Umzug in die Stadt wegen des Krieges. Die Patientin gewöhnte sich nur schwer ein, wurde von Schulkameraden gehänselt. Pubertät körperlich normal, aber mit sechzehn Jahren unternahm die Patientin einen Selbstmordversuch. Die Hypochondrie hat eine weit zurückreichende Vorgeschichte, aber abgesehen von dem Tumor ist der körperliche Gesundheitszustand gut.

Sie blätterte weiter und blickte kurz auf die verschiedenen statistischen Angaben über Persönlichkeitsfaktoren und Testergebnisse. Sechzehn, das war jünger als irgendein Patient, den sie bisher gehabt hatte. Abgesehen von den Überlegungen zur Person selbst könnte es interessant sein, ob jemand mit so wenig Lebenserfahrung von einer Therapie profitieren konnte und ob es leichter oder schwieriger war, mit ihm zu arbeiten.

Was sie schließlich die Entscheidung treffen und den Bericht schwerer wiegen ließ als die Verpflichtungen den Kollegen gegenüber und als die Artikel, die noch geschrieben werden mussten, war das Alter

des Mädchens.

«Aber wenn wir...», sagte sie auf deutsch, zwang sich aber dann ins Englische zurück: «Wenn wir Erfolg hätten... die guten Jahre liegen noch vor ihr...»

Noch einmal sah sie auf die Fakten und Zahlen. Ein ähnlicher Krankenbericht hatte sie einmal dem Anstaltspsychologen gegenüber zu der Bemerkung veranlasst: «Eines Tages müssen wir einmal einen Test ausarbeiten, der uns zeigt, wo die Gesundheit ist - ebenso wie die Krankheit.»

Der Psychologe hatte geantwortet, dass man mit Hypnose und Barbituraten wahrscheinlich leichter an diese Information herankäme. «Das glaube ich nicht», hatte Frau Dr. Fried geantwortet. «Die verborgene Kraft ist ein zu tiefes Geheimnis. Aber letzten Endes... ist sie unser einziger Verbündeter.»

3.

Eine Zeitlang herrschte Ruhe und Frieden - wie lange, nach irdischer Zeitrechnung, konnte Deborah nicht sagen. Die Wirklichkeit stellte wenig Anforderungen, so dass es wieder einmal so schien, als ob es die Bedrückungen der Welt gewesen wären, die so viel Leid und Qual in Yr verursacht hatten. Manchmal war sie in der Lage, von Yr aus die Realität so zu sehen, als ob die beiden nur durch einen Schleier getrennt wären. In solchen Momenten hieß sie Januce, weil sie sich wie Janus mit zwei Gesichtern fühlte - je ein Gesicht den beiden Welten zugewandt.

Die ersten Schwierigkeiten in der Schule hatten genau dort begonnen, wo ihr dieser Name entschlüpft war. Sie hatte eine Zeitlang nach dem Geheimen Kalender gelebt - in Yr wurde die Zeit nicht in gleicher Weise gemessen wie in der Welt - und war mitten am Tage zum Schweren Kalender zurückgekehrt. In diesem wunderbaren und allwissenden Gefühl des Wechsels hatte sie eine Klassenarbeit mit den Worten überschrieben: jetzt Januce. Der Lehrer hatte gesagt: «Deborah, was ist das für ein Zeichen auf der Arbeit? Und was bedeutet dieses Wort: Januce?»

Und als der Lehrer neben ihrem Tisch stand, war ein entsetzlicher Albtraum in dieses tagklare Klassenzimmer eingebrochen. Deborah hatte um sich geschaut und gemerkt, dass sie nur in Umrissen sehen konnte, grau in grau und ohne Tiefenschärfe, eindimensional wie ein Bild. Das Zeichen auf der Arbeit war das Emblem für die Rückkehr aus Yrs Zeitrechnung zur irdischen. Da sie aber mitten im Übergang ertappt war, musste sie für beide antworten. Eine solche Antwort hätte einen Schrecken enthüllt - einen Schrecken, aus dem sie nie wieder erwacht wäre. Und so hatte sie mit atemraubendem Herzklopfen geheuchelt und gelogen. Die Möglichkeit einer solchen gefährlichen Enthüllung durfte es vor den anderen nicht mehr geben, und deshalb hatte sich in der Nacht der ganze Große Chorus in die Zwischenwelt gedrängt: Götter und Dämonen von Yr und Geisterschatten von der Erde, und sie hatten über ihre Reiche einen Zensor gesetzt, der zwischen Deborahs Reden und Handeln stehen und das Geheimnis von Yrs Existenz bewahren sollte.

Mit den Jahren war die Macht des Zensors gewachsen und gewachsen, und er war es gewesen, der sich in letzter Zeit in beide Welten gedrängt hatte, so dass ihm weder Reden noch Handeln entging. Schon ein einziger geflüsterter Geheim-Name, schon ein geschriebenes Zeichen, ein einziger entschlüpfer Lichtstrahl konnte in den geheimen Ort eindringen und sie und beide Welten für immer zerstören.

Auf der Erde ging das Klinikleben weiter. Deborah arbeitete in der

Werkstatt. Sie war dankbar, dass auch die Welt Verstecke anzubieten hatte. Sie lernte Körbe flechten und nahm die Anleitungen in ihrer herben und ungeduldigen Art hin. Sie wusste, dass niemand vom Personal dort sie mochte. Keiner hatte sie jemals gemocht. Auf der Station hatte ein großes Mädchen sie gefragt, ob sie Tennis spielen wolle, und der Schock darüber war bis in die letzten Ebenen von Yr hinabgedröhnt. Sie sah den Bleistift-Doktor noch ein paar Mal und hörte, dass er der Stationsarzt sei, der gleichzeitig Vorrechte vergab; Vorrechte, das hieß, gestuft wie in der normalen Welt: aufstehen und die Station verlassen, zum Abendessen gehen, in den Anlagen spazieren gehen und schließlich sogar aus der Klinik hinaus in ein Kino oder in ein Geschäft. Jede dieser Stufen war ein Vorrecht und es schwang darin so etwas wie Bestätigung mit, die in Metern ausgedrückt zu sein schien. Er gab Deborah die Erlaubnis, uneingeschränkt in den Anlagen spazieren zu gehen, aber nicht außerhalb. Deborah sagte zu dem großen Mädchen, das Carla hieß: «Also, ich bin hundert Quadratmeter normal.» Da es solche Dinge wie Bevölkerungs-Querschnitt und Licht-Jahre gab, gab es sicherlich auch so etwas wie Quadratmeter-Normalität.

Carla sagte: «Mach dir keine Sorgen. Du bekommst bald mehr Vorrechte. Wenn du mit deiner Ärztin richtig arbeitest, werden sie ein bisschen zugänglicher. Ich möchte nur wissen, wie lange ich hier bleiben muss. Es sind schon drei Monate.» Sie dachten beide an die Frauen am anderen Ende der Station. Alle waren seit über zwei Jahren in der Klinik.

«Kommt jemals irgend jemand heraus?» fragte Deborah. «Ich meine gesund heraus?»

«Ich weiß nicht», sagte Carla. Sie fragten die Schwester.

«Ich weiß nicht, so lange bin ich noch nicht hier.»

Ein Stöhnen kam von Lactamaeon, dem schwarzen Gott, und ein winziger Lacher von dem Chorus, der Zusammenballung der Schatten aller Lehrer und Verwandten und Schulkameraden, die da mit ihrer geheimen Verurteilung in alle Ewigkeit standen und ihre endlosen Verwünschungen aussießen.

Für immer, verrücktes Mädchen! Für immer, faules Mädchen!

Später kam eine der jungen Schwesternschülerinnen dahin, wo Deborah lag und die Decke anstarnte.

«Es ist Zeit, aufzustehen», sagte sie mit der schwankenden und ängstlichen Stimme ihrer Unerfahrenheit. Eine neue Gruppe dieser Schwesternschülerinnen war gekommen, die ihre psychiatrische Ausbildung in der Klinik durchliefen. Deborah seufzte, stand gehorsam auf und dachte: Sie ist erstaunt über den Dunst von Verrücktheit, mit dem ich ein Zimmer erfülle.

«Kommen Sie jetzt», sagte die Schwester, «die Ärztin will Sie sehen. Sie ist hier einer der Direktoren und außerdem eine ganz berühmte

Ärztin. Darum müssen wir uns beeilen, Miss Blau.»

«Wenn sie so gut ist, werde ich meine Schuhe anziehen», antwortete Deborah und beobachtete, wie sich die Augen der jungen Frau vor Überraschung weiteten und ihr Gesicht dagegen ankämpfte, Missbilligung zu zeigen. Wahrscheinlich war ihr gesagt worden, dass sie so starke Gefühle wie Wut oder Furcht oder Belustigung nicht zeigen solle.

«Sie sollten wirklich dankbar sein», sagte die Schwester. «Sie sollten sich glücklich schätzen, dass Sie sie überhaupt zu sehen bekommen.»

«Bekannt und beliebt bei den Verrückten in der ganzen Welt», sagte Deborah. «Fertig, wir können gehen.»

Die Schwester schloss die Stationstür und dann die Etagentür auf, und sie gingen hinunter auf den unteren Flur, der auf die Rückseite des Gebäudes hinausführte. Die Schwester deutete auf ein weißes Haus mit grünen Fensterläden, wie aus einer Eichenallee in der Kleinstadt, das hier Widersinnigerweise gerade noch innerhalb der Klinikanlagen stand. Sie gingen zur vorderen Eingangstür und klingelten. Nach einer Weile öffnete eine kleine, grauhaarige, pummelige Frau. «Wir kommen von der Aufnahme. Hier ist sie», sagte die Schwester.

«Können Sie in einer Stunde zurückkommen und sie abholen?» sagte die kleine Frau.

«Ich soll warten.»

«Also gut.»

Als Deborah durch die Tür ging, begann der Zensor seine Warnungen zu trommeln: Wo ist die Ärztin? Beobachtet sie uns irgendwo hinter einer Tür?

Die kleine Haushälterin deutete auf einen Raum.

«Wo ist die Ärztin?» sagte Deborah und versuchte, den schnellen Wechsel von Wänden und Türen zum Halten zu bringen.

«Ich bin die Ärztin», sagte die Frau. «Ich dachte, du wüsstest das. Mein Name ist Doktor Fried.»

Anterrabae lachte und fiel und fiel in seiner Dunkelheit. Was für eine Verkleidung! Und der Zensor knurrte: Pass auf... Pass auf!

Sie gingen in ein sonniges Zimmer und die Haushälterin-Berühmtheit-Ärztin wandte sich um und sagte: «Setz dich. Mach's dir bequem.» Eine Woge der Erschöpfung überspülte Deborah und dann - als die Ärztin sagte: «Gibt es irgend etwas, was du mir erzählen willst?» - eine Welle von Aggression, so dass Deborah schnell aufstand und zu ihr und zu Yr und zu dem Chorus und zu dem Zensor sagte:

«Also gut - Sie werden mir Fragen stellen und ich werde sie beantworten - Sie werden meine Symptome in Ordnung bringen und mich nach Hause schicken... und was werde ich dann haben?»

Die Ärztin sagte ruhig: «Wenn du sie nicht wirklich loswerden woll-

test, würdest du mir nichts darüber erzählen.» Die Angst legte sich wie eine Schlinge um Deborah. «Komm, setz dich hin, du wirst nichts aufgeben müssen, bevor du dazu nicht bereit bist, und dann wird es etwas anderes geben, das an dessen Stelle tritt.»

Deborah setzte sich, während der Zensor auf Yri zu ihr sagte: Höre, Vogel-Wesen; es sind zu viele kleine Tische hier. Die Tische könnten sich gegen deine Unbeholfenheit nicht wehren.

«Weißt du, warum du hier bist?» sagte die Ärztin.

«Unbeholfenheit. Erst kommt Unbeholfenheit, und dann noch eine ganze Liste: faul, launenhaft, halsstarrig, egozentrisch, hässlich, gemein, taktlos und grausam. Auch eine Lügnerin. Diese Kategorie hat Untertitel: a) Vorgetäuschte Blindheit, eingebildete Schmerzen, die das Doppelte an wirklichen Schmerzen verursachen, nicht vorhandene Hörausfälle, gelogene Beinverletzungen, geheucheltes Schwindelgefühl und ein nicht nachzuweisendes und böswilliges Simulieren; b) ein schlechter Verlierer sein. Habe ich Unfreundlichkeit vergessen? ... Also auch Unfreundlichkeit.»

In dem Schweigen sanken die kleinen Staubteilchen langsam durch die Sonnenstrahlen, und Deborah dachte, dass sie vielleicht zum ersten Mal ihre wahren Gefühle ausgesprochen hatte. Wenn all das wirklich stimmte - nun gut, so würde sie dieses Zimmer verlassen und hätte wenigstens ihren Überdruss und Widerwillen gegen die ganze dunkle, von Qual überlaufende Welt herausgesagt.

Die Ärztin sagte einfach: «Na, das scheint ja eine ganz schöne Liste zu sein. Ich glaube, einige von den Dingen sind nicht so, aber wir haben noch ein ganzes Stück Arbeit vor uns.»

«Ja, mich freundlich, süß, willig und glücklich zu machen bei all den Lügen, die ich erzähle.»

«Dir zu helfen, gesund zu werden.»

«Das Jammern zum Schweigen zu bringen.»

«Ihm ein Ende zu machen, wo es der Ausdruck eines Wirrwars deiner Gefühle ist.»

Die Schlinge zog sich zu. Wild strudelte die Angst in Deborahs Kopf, und sie sah nur Grauschleier. «Sie sagen, was alle sagen - vorgeötäuschte Beschwerden über nicht vorhandene Krankheiten.»

«Mir scheint, in Wahrheit habe ich gesagt, dass du sehr krank bist.»

«So wie die andern hier?» Näher wagte sie sich nicht heran, und das war schon sehr nahe an den schwarzen Orten des Entsetzens.

«Meinst du mit deiner Frage, ob ich glaube, dass du hierher gehörst und dass deine Krankheit etwas ist, was man eine Geisteskrankheit nennt? Die Antwort heißt ja. Ich glaube, dass du in diesem Sinne krank bist, aber wenn du dich sehr anstrengst und einen Arzt hast, der gründlich mit dir arbeitet, kannst du, glaube ich, gesund werden.»

So unverhohlen und nackt war das. Trotz des Entsetzens, das mit diesem ständig gemiedenen, umschriebenen und unausgesproche-

nen Wort «verrückt» verbunden war, an das Deborah jetzt dachte, kam ein Lichtschimmer von den Worten der Ärztin, eine Art von Licht, das in viele Zimmer der Vergangenheit hineinschien. Das Elternhaus und die Schule und alle diese Sprechzimmer und immer wieder die klingelnd freudige Beschuldigung: Nichts Fehlt Dir Nichts. Seit Jahren hatte Deborah gewusst, dass ihr mehr als nur ein bisschen fehlte, etwas Tiefgreifendes und Schwerwiegendes, mehr als die zeitweiligen Erblindungen, der scharfe Schmerz, die Lähmung, der Schrecken und die Unfähigkeit, sich an irgend etwas zu erinnern, vermuten ließen. Sie hatten ihr immer gesagt: «Dir fehlt nichts, wenn du nur...» Hier endlich war die Rechtfertigung für all ihre Gefühle von Zorn und Wut in jenen Sprechzimmern.

Die Ärztin sagte: «Woran denkst du? Ich sehe, dass sich dein Gesicht ein wenig entspannt.»

«Ich denke über den Unterschied zwischen einem Vergehen und einem Verbrechen nach.»

«Wieso?»

«Der Gefangene bekennt sich schuldig im Sinne der Anklage, überhaupt keine akute, x-beliebige Illis zu haben, und lässt sich wegen planvollen und vorsätzlichen Überschnappens verurteilen.»

«Vielleicht nur fahrlässig», sagte die Ärztin und lächelte ein wenig, «weder ganz freiwillig noch ganz nach Plan.»

Plötzlich erinnerte sich Deborah an das Bild, wie ihre Eltern, jeder ganz für sich und doch zusammen, auf der anderen Seite der ausbruchsicher verschlossenen Tür standen. Nicht vorsätzlich, ihre Schuld, aber doch mehr als nur ein bisschen böse Absicht.

Deborah bemerkte, dass sich die Schwester im anderen Zimmer bewegte, als ob sie sie darauf aufmerksam machen wollte, dass die Zeit um war.

Die Ärztin sagte: «Wenn es dir recht ist, machen wir einen weiteren Termin aus und fangen mit unseren Gesprächen an, denn ich glaube, dass du und ich, wenn wir wie der Teufel zusammenarbeiten, die Sache schaffen können. Zuerst will ich dir noch einmal sagen, dass ich dir nicht gegen deinen Willen Symptome oder Krankheit nehmen werde.»

Deborah scheute vor der Verpflichtung zurück, aber sie gestattete ihrem Gesicht ein vorsichtiges Ja, und die Ärztin sah es. Sie gingen aus dem Zimmer, Deborah eifrig bemüht, sich so zu benehmen, als sei sie irgendwo anders und offenbar uninteressiert an Ort und Personen hier.

«Morgen zur gleichen Zeit», sagte die Ärztin zur Schwester und zur Patientin.

«Sie kann Sie nicht verstehen», sagte Deborah, «Charon sprach griechisch.»

Frau Dr. Fried lachte ein wenig, und dann wurde ihr Gesicht ernst.

«Ich hoffe, dass ich dir eines Tages helfen kann, in dieser Welt etwas anderes zu sehen als eine Hölle des Styx.»

Sie wandten sich um und gingen weg, Charon mit weißem Käppchen und gestreifter Uniform geleitete den entlassenen Geist zu der geschlossenen Abteilung. Die Ärztin beobachtete sie, wie sie zu dem großen Gebäude zurückgingen und dachte: Irgendwo in dieser Altklugheit und Bitterkeit und irgendwo in dieser Krankheit, deren Grenzen sie noch nicht bestimmen konnte, lag eine verborgene Kraft. Sie war da und wirkte; sie hatte durch den Schimmer von Erleichterung geklungen, als das Faktum der Krankheit so unverhohlen beim Namen genannt worden war. Vor allem war sie sichtbar geworden bei dem Selbstmordversuch, diesem Schrei eines Stummen nach Hilfe, bei dieser kühnen und dramatischen Feststellung, dass das Spiel aus und die Maskerade zu Ende ist. Eine solche Feststellung kann nur von Heranwachsenden getroffen werden und von solchen, die mit ihrer Krankheit noch kämpfen. Das Faktum dieser Geisteskrankheit lag jetzt offen zutage, aber die Krankheit selbst hatte ihre Wurzeln immer noch so tief verborgen wie der weiße Kern eines Vulkans, dessen Hänge mit grünen Bäumen getarnt sind. Irgendwo, selbst unter dem Vulkan, konnte das Samenkorn des Willens und der Kraft vergraben sein. Frau Dr. Fried seufzte und ging an ihre Arbeit zurück. «Dieses Mal... dieses Mal kann ich nichts tun, als es selbst aufgehen lassen!» seufzte sie und fiel in ihre Muttersprache zurück.

4.

Suzy Blau nahm die Geschichte mit der Schule für erholungsbedürftige Kinder sehr gut auf, und als Esther ihren eigenen Eltern berichtete, versuchte sie die Klinik unter der Hand in ein Erholungsheim zu verwandeln. Aber sie ließen sich nicht täuschen und waren wütend.

«Nichts ist los mit ihrem Gehirn! Das Mädchen hat einen hervorragenden Verstand», sagte Paps. (Es war sein höchstes Kompliment.) «Bloß dass die Intelligenz in dieser Familie eine Generation übersprungen hat und auf sie gefallen ist. Sie ist mein eigenes Fleisch und Blut. Zum Teufel mit euch allen!» Er marschierte aus dem Zimmer.

In den folgenden Tagen bat Esther die beiden inständig, ihre Entscheidung mitzutragen und sie zu unterstützen, aber erst als Claude, ihr älterer Bruder, und Natalie, ihre Schwester - die Lieblinge der Familie - Paps und Ma gegenüber zugaben, dass es nötig sein könnte, gab der alte Mann etwas nach, denn Deborah war seine Lieblingssenkelin.

Zu Hause war Jacob ruhig, aber er war nicht zufrieden mit dem, was er und Esther getan hatten. Zweimal gingen sie zu Dr. Lister; Jacob hörte ihm zu und versuchte, sich durch die Bestätigung trösten zu lassen, dass sie es richtig gemacht hatten. Wenn er mit direkten Fragen konfrontiert war, musste er zustimmen, und alle Fakten waren dazu angetan, ihn zu einem Ja zu veranlassen. Aber wenn er sich nur für den kürzesten Augenblick seinen Gefühlen überließ, rang alles in ihm mit Befürchtungen und Zweifeln. Sobald er und Esther eine Auseinandersetzung hatten, blieb das wirklich Entscheidende unausgesprochen und hinterließ eine Atmosphäre wortloser Verbitterung und Anschuldigung.

Am Ende des ersten Monats kam ein Brief der Klinik, der sich nur sehr allgemein auf Deborahs Zustand bezog. Sie hatte sich «gut eingelebt», was den Tagesablauf und das Personal betraf. Sie hatte ihre Therapie angefangen und konnte in den Anlagen spazieren gehen. Esther zog aus diesem unverbindlichen Brief jedes Körnchen Hoffnung heraus; wieder und wieder ging sie die Worte durch, verstärkte jedes positive Zeichen und drehte und wendete die Bemerkungen, bis die jeweils hellste Facette aufleuchtete.

Außerdem wandte sie alle Mühe auf, die Gefühle von Jacob und Paps zu beeinflussen - die Argumente übte sie vor dem Spiegel. Sie war überzeugt, irgendwo tief innen wusste Paps, dass die Entscheidung nicht falsch war, sein Zorn über Deborahs Klinikaufenthalt war nur ein Ausdruck seines verletzten Stolzes. Esther beobachtete, wie ihr dominierender, schneller, rastloser und brillanter Immigrantenvater

schon gewisse Zeichen von Milde zeigte; nur seine Sprache war brusk, wie immer. Manchmal hatte sie sogar den Eindruck, dass mit dem Höhepunkt von Deborahs Krankheit die ganze Richtung und das Ziel ihres Lebens zwangsläufig einer genauen Prüfung unterworfen wurde. Eines Nachts fragte sie Jacob plötzlich: «Wo kommen wir in dieser Geschichte vor? Was für furchtbare Fehler haben wir gemacht?»

«Was weiß ich?» antwortete er. «Wenn ich es wusste, hätte ich sie dann wohl gemacht? Es schien ein gutes Leben - ein wirklich gutes Leben, das sie hier hatte. Und jetzt sagen sie, das stimmt nicht. Wir haben ihr Liebe gegeben, und wir haben ihr Trost gegeben. Sie war niemals von Kälte oder Hunger bedroht...»

Und da erinnerte sich Esther, dass auch Jacob ein Einwanderer war; er hatte Kälte, Nässe, Hunger erfahren und sich fremd gefühlt. Wie sehr musste er sich geschworen haben, diese Wölfe von seinen Kindern fernzuhalten! Ihre Hand wanderte seinen Arm hinauf wie zum Schutz, aber unter der Berührung wandte er sich ein wenig ab.

«Gibt es noch mehr, Esther? Gibt es noch mehr?»

Sie wusste keine Antwort. Aber am nächsten Tag schrieb sie einen Brief an die Klinik und fragte, wann sie zu einem Besuch kommen und die Ärztin sehen könnten.

Jacob war froh über den Brief und wartete. Jeden Tag sah er die Post nach einer Antwort durch; aber Paps schnaubte nur: «Was sollen sie tun? Sagen, dass es ein Fehler war? Die Welt ist von Eseln voll. Warum sollten die dort davor geschützt sein?»

«Umsinn!» sagte Jacob wütender, als er je zuvor mit seinem Schwiegervater gesprochen hatte. «Ärzte haben ihre Grundsätze, an die sie sich halten müssen. Wenn sie merken, dass es ein Fehler war, werden sie sie uns sofort mit nach Hause nehmen lassen.»

Esther beobachtete, wie er immer noch darauf wartete, dass die Diagnose einfach in ihr Gegenteil verkehrt würde, dass das Wunder geschehen, die verschlossenen Türen sich weit öffnen, der Film über das letzte Jahr ihres Lebens zurückgespult würde und dass alle lachen könnten über die komischen Wege, die das Leben geht. - Zurückdrehen, so weit zurückdrehen, bis es alles ungelebt und ausgetilgt war. Sie fühlte plötzlich Mitleid mit Jacob, aber sie konnte ihn nicht weiterhin denken lassen, dass sie die Klinik aus diesem Grunde besuchen wollte. «Ich wollte den Ärzten sagen - ich wollte sie fragen - na ja, unser Leben hat sich geändert... Und es gibt Dinge, von denen Deborah nicht einmal etwas weiß, die uns dazu gebracht haben, das zu tun, was wir getan haben. Es gibt so viele Gründe für die Sache, die auch aller guter Wille der Welt nicht verändern kann.»

«Wir haben ganz einfach gelebt. Wir haben gut gelebt. Wir haben mit Würde gelebt.» Er sagte es und glaubte es bis aufs letzte Wort. Und Esther sah, dass einiges von dem, was sie gesagt hatte, Licht und

Schatten auf ihn und ihr Verhältnis zu ihm warf, sowohl vor ihrer Heirat als auch danach, als sie ihm gegenüber hätte loyal sein sollen und es nicht gewesen war. Sie konnte es nicht ertragen, ihm jetzt wehzutun. Außerdem war es sinnlos; der größte Teil des Ringens lag in der Vergangenheit. Für alle, außer für Deborah, war die Sache erledigt, und wer konnte wissen, was all das für sie bedeutete?

Manchmal, in den ersten Monaten, gab es Zeiten der Ruhe, ja sogar des Glücks. Suzy war allein im Haus und begann, sie selbst zu werden. Und Jacob merkte jetzt, obwohl er es nicht wahrhaben wollte, dass er, bevor Deborah das Haus verlassen hatte, für lange Zeit auf Zehenspitzen umhergegangen war, etwas vor sich herschiebend und in Angst vor irgend etwas Namenlosem.

Eines Tages marschierte ein Trupp von Suzys Schulfreunden lachend und lärmend herein, und Esther lud sie spornstreichs alle zum Abendessen ein. Suzy strahlte vor Freude, und als sie gegangen waren, sagte Jacob gutmütig: «Diese albernen Gören. Sind wir jemals so albern gewesen? Diese Kleine mit der Mütze!» Er lachte. Und dann ertappte er sich selbst bei einem Gefühl ungetrübten Vergnügens und sagte: «Mein Gott - ich habe heute Abend so gelacht. Wann haben wir das letzte Mal soviel Spaß gehabt!» Und dann: «Ist das wirklich so lange her? Jahre?»

«Ja», sagte sie, «es ist so lange her.»

«Dann ist es vielleicht doch wahr, dass sie... unglücklich war?» sagte er und dachte an Deborah.

«Krank», sagte Esther.

«Unglücklich!» schrie Jacob und verließ das Zimmer. Nach ein paar Minuten kam er zurück und sagte: «Einfach unglücklich!»

«Deine Eltern schreiben, dass sie zu einem Besuch kommen wollen», sagte Frau Dr. Fried. Sie saß auf der anderen Seite der schweren eisernen Fallgatter aus dem 12. Jahrhundert, durch die sich Deborah gelegentlich von ihr getrennt sah. Dieses Mal waren die Fallgatter von unsichtbarer Hand hochgezogen worden, aber als die Ärztin die Eltern erwähnte und einen Besuch, hörte Deborah das plötzliche schwere Einrasten, und die Fallgatter schlugen zwischen ihnen herunter.

«Was ist los?» sagte die Ärztin, die das Klinnen der herunterfallenden Gatter nicht gehört hatte, die Wirkung aber spürte.

«Ich kann Sie nicht richtig sehen und ich kann Sie nicht richtig hören», sagte Deborah, «Sie sind hinter dem Gitter.»

«Wieder dein mittelalterliches Gitter. Weißt du, diese Dinger haben Türen. Warum machst du nicht eine Tür auf?»

«Die Tür ist auch abgeschlossen.»

Die Ärztin sah auf ihren Aschenbecher. «Also, diese deine Gitterfabrikanten sind wohl doch nicht so klug; oder sie würden ihre Gitter

nicht mit Seitentüren bauen und dann nicht in der Lage sein, sie aufzumachen.»

Deborah ärgerte sich, als die Ärztin ihr ihre ureigensten Fakten aus der Hand nahm, sie umdrehte und für ihre eigenen Zwecke benutzte. Die Gitterstäbe wurden dicker und schlossen die Ärztin aus. Die weiche, akzentgefärbte Stimme hinter der Eisenwand verdünnte sich mehr und mehr und zerrann in Schweigen. Die letzten Worte waren: «Möchtest du, dass sie kommen?»

«Ich will Mutter», sagte Deborah, «aber nicht ihn. Ich will nicht, dass er mich besucht.»

Ihre Worte überraschten sie. Sie wusste, dass sie es ernst meinte, dass die Worte irgendwie wichtig waren, aber sie wusste nicht warum. So viele Jahre hindurch waren Worte aus ihrem Mund gekommen, und ihr Verstand konnte sich nicht erinnern, den Befehl gegeben zu haben.

Manchmal wurde sie nur von einem Gefühl überschwemmt. Das Gefühl bekam eine Stimme, aber die dahinterliegende Logik, durch die die Welt vielleicht überzeugt worden wäre, blieb stumm, und sie verlor den Glauben an ihre eigenen Impulse. Um so mehr verteidigte sie sie blindlings. Zu ihrem augenblicklichen Gefühl, das wusste sie, gehörte die Freude an ihrer eigenen Macht, zu belohnen und zu strafen. Dass ihr Vater sie liebte, war ihre Waffe gegen ihn, aber sie wusste - wie schwierig es auch war, das auszudrücken - dass sein Mitleid und seine Liebe in diesem Augenblick für sie gefährlich waren. Sie wusste, diese Klinik war gut für sie. Sie wusste auch, dass sie dieses Wissen nicht verteidigen konnte, dass sie nicht ausdrücken konnte, warum sie wirklich hierher gehörte. Sie dachte an ihre eigene Stummheit und an die Beredtheit der Schlösser und Gitter; es konnte passieren, dass Jacob von Schrecken und Traurigkeit überwältigt würde, die sie an ihm gesehen hatte, als sie sie zuerst hierher gebracht hatten. Er konnte auf die Idee kommen, dieser Einkerkerung ein Ende zu machen. Die Frauen auf der Geschlossenen Abteilung brüllten und kreischten die ganze Zeit. Eine von ihnen konnte das Pendel nach der verkehrten Seite hin ausschlagen lassen. Deborah wusste all das, aber sie konnte es nicht ausdrücken. Außerdem war da das Bewusstsein ihrer eigenen Macht.

Sie sah, wie sich der Mund der Ärztin bewegte, und stellte sich vor, dass er Fragen und Beschuldigungen ausspuckte. Sie begann zu fallen: an der Seite Anterrabaes durch seine von Feuer zersplittete Dunkelheit nach Yr hinein. Dieses Mal war der Fall lang und weit. Lange Zeit herrschte völlige Finsternis; und dann die grauen Streifen quer über beide Augen. Der Ort war vertraut; es war die Hölle. Hier stöhnten und schreien Götter und Chorus zugleich, aber auch sie waren unverständlich. Auch menschliche Laute ertönten, aber sie waren ohne Bedeutung. Die Welt drang ein, aber es war eine Welt in

Trümmern und nicht wiederzuerkennen.

Früher einmal, als sie in der Hölle war, hatte sie sich verbrüht; denn obwohl sie den Ofen und das kochende Wasser gesehen hatte, hatten sein Zweck und seine Form keine Bedeutung für sie gehabt. Bedeutung selbst wurde irrelevant. Und natürlich gab es keine Angst in der Hölle, weil die Angst ebenfalls keine Bedeutung hatte. Manchmal vergaß sie sogar die englische Sprache.

Der Schrecken der Hölle - das war die Rückkehr von dort, und damit die Wiederkehr ihres eigenen Willens, ihrer Anteilnahme und ihres Gefühls für die Notwendigkeit von Bedeutung, bevor die Bedeutung selbst zurückkehrte.

An einem Tag (auch in der Schule) war sie von der Hölle emporgekommen, als gerade die Lehrerin auf ein Wort in ihrem Buch deutete und sagte: «Was ist das... dieses Wort?»

Sie hatte verzweifelt versucht, den weißen Hintergrund und die schwarzen Linien und Kringel zu verstehen. Nichts. Es hatte jedes Gramm ihrer Energie in Anspruch genommen, sich an soviel Englisch zu erinnern, dass sie sagen konnte: «Was?»

Die Lehrerin war ärgerlich gewesen - versuchte Deborah den Klugschnacker zu spielen? «Was bedeutet dieses Wort?» Nichts. Sie war unfähig gewesen, diesen Linien und Punkten auf dem weißen Papier auch nur ein einziges Stück Wirklichkeit abzuringen. Irgend jemand kicherte im Hintergrund, und die Lehrerin, offenbar besorgt um ihre Autorität, ließ die stumme Deborah allein und verschwand in dem grauen Nebel. Die Gegenwart wurde Nichts; Welt, Nichts.

In Frau Dr. Frieds Zimmer hingegen hatte das Entsetzen des Emporstauchens noch nicht begonnen. Deborah war noch immer tief in der Hölle, und es war immer noch unwichtig, ob es Sprache gab oder Bedeutung oder Licht.

Esther Blau riss den Brief begierig auf und las. Sie war ziemlich verwirrt und wurde dann ärgerlich. «Da steht, dass ich kommen soll, aber sie hat der Ärztin gesagt, dass sie möchte, dass ich dieses Mal allein komme.» Sie versuchte, es für Jacob dadurch leichter zu machen, dass sie die Worte in dem Brief «... möchte Herrn Blau nicht sehen» wegließ.

Jacob sagte: «Gut, dann fahren wir hin und besuchen sie für eine Weile und dann könnt ihr beide euch miteinander amüsieren, wenn ihr wollt.»

Sie rückte die Tatsachen ein bisschen näher heran. «Weißt du Jacob, sie haben den Eindruck, dass wir beide im Augenblick ein bisschen zuviel sein würden. Ich kann allein mit dem Auto hinfahren, oder den Zug nehmen.»

«Red keinen Unsinn», sagte er, «das ist Unsinn. Ich werde mitkommen.»

«Es ist kein Unsinn», sagte sie. «Bitte, Jacob...»

Er nahm den Brief vom Tisch und las ihn. Zorn packte ihn, zuerst nicht so sehr der Worte wegen. Er war mehr gegen seine Frau gerichtet, die ihn hatte schützen und schonen wollen.

«Was glaubt sie denn, wer sie ist!»

«Sie ist krank, Jacob - ich habe es dir gesagt - Dr. Lister hat es dir gesagt.»

«Schon gut!» sagte er. «Schon gut!»

Das Gefühl der Kränkung hatte den Zorn jetzt überwältigt. «Du kannst nicht allein fahren. Ich werde dich hinbringen und im Hintergrund bleiben. Wenn sie ihre Meinung ändert, kann sie mich immer noch sehen.»

«Natürlich.» Esther wusste, dass sie wieder nachgab. Beide Parteien würden die ganze Fahrt über an ihr zerren - aber sie musste Jacob erlauben, sie hinzubringen. Vielleicht konnte er dort mit der Ärztin sprechen und sich Mut holen. Sie stand auf und nahm ihm den Brief weg in der Hoffnung, dass die Fahrt den Schmerz dieser unzweideutigen Zurückweisung dämpfen würde.

Als sie in ihr Schlafzimmer ging, um den Brief wegzustecken, hörte sie, wie Suzy mit einer Freundin telefonierte. Sie sagte gerade: «... aber ich weiß nicht... es ist nichts, wofür man Pläne machen kann... ich habe es dir schon gesagt. Debbie, meine Schwester, ist sehr krank. Nein... Sie bekommen diese Berichte jeden Monat. Nein... Daran liegt es nicht. Vielmehr... wenn der nächste Bericht schlecht ist, wollen sie wahrscheinlich nichts hier haben... Sicher. Gut, ich sage dir Bescheid, wenn die Sache in Ordnung ist.»

Ein plötzlicher, hilfloser Zorn stieg in Esther auf, und einen Moment lang brannten ihre Augen davon. Deborah! Deborah - was hat sie uns allen angetan!

5.

Frau Dr. Fried empfing Esther Blau in ihrem unordentlichen, hellen Sprechzimmer. Es war wichtig für sie zu wissen, ob Deborahs Mutter während dieser Behandlung Verbündete oder Feind sein würde. Viele Eltern sagten - und glaubten sogar daran - dass sie für ihre Kinder Hilfe wünschten, aber nur, um direkt oder indirekt deutlich zu machen, dass ihre Kinder Teil eines geheimen Plans seien, die Eltern zu ruinieren. Die Unabhängigkeit eines Kindes ist für das wacklige Gleichgewicht einiger Eltern ein zu großes Risiko. Unter Esthers makellosem Äußerem entdeckte Frau Dr. Fried Intelligenz, Kultiviertheit und Aufrichtigkeit. Außerdem war eine Intensität zu spüren, die ihr Lächeln ein wenig hart erschienen ließ. Wie mussten diese beiden mit ihrer ungebändigten Willenskraft all die Jahre miteinander gerungen haben.

Sie setzten sich in die bequemeren Sessel. Die Ärztin atmete etwas schwer und fühlte sich fast zu unscheinbar, als sie Esthers beängstigenden Juwelen gegenüber saß. Sie sah sie noch einmal prüfend an. Die Frau war vernünftig. Sie akzeptierte die schwere Last der Wirklichkeit und freute sich ebenso an deren Gaben. Ihre Tochter tat das nicht. Wo lag der Unterschied?

Die Mutter blickte in dem Zimmer umher. «Ist dies - ist dies - das Zimmer, in das Deborah kommt?»

«Ja.»

Auf dem betont gelassenen Gesicht zeigte sich Erleichterung. «Es ist angenehm. Keine - Gitter.» Sie brachte das Wort heraus und bemühte sich dabei so angestrengt um entspannte, fast beiläufige Objektivität, dass die Ärztin beinahe zurückzuckte.

«Im Augenblick macht das kaum einen Unterschied. Ich weiß nicht, ob sie mir genügend vertraut, um das Zimmer so zu sehen, wie es wirklich ist.»

«Kann sie gesund werden? Ich liebe sie so sehr!»

Wenn das wahr ist, dachte die Ärztin, wird die Liebe einer harten Prüfung stand zu halten haben - angesichts dessen, was sie alle noch vor sich haben. Sie sagte: «Wenn sie gesund werden soll, werden wir alle viel Geduld haben und arbeiten müssen wie zehn Pferde.» Mit ihrem Akzent klang diese Redensart etwas fremd. «Sie wird ungeheure Energie brauchen, das zu schaffen und ihr eigenes Verlangen nach Sicherheit zu bekämpfen... wenn Sie sie sehen, wird sie wahrscheinlich müde sein und auf ihr Äußereres nicht so achten, wie sie sollte. Gibt es etwas, was Sie im Augenblick an ihr besonders beunruhigt?»

Esther versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Es war zu früh, um wirklich schon Fortschritte bei Deborah zu erwarten; die Beunruhi-

gung lag woanders. «Sehen Sie - diese ganze Zeit... diese ganze Zeit über haben wir uns den Kopf darüber zerbrochen, wie und warum dies geschehen konnte. Sie hat so viel Liebe bekommen! Einige Leute sagen mir, diese Krankheiten würden durch die Vergangenheit und die Kindheit eines Menschen verursacht, deshalb haben wir die ganze Zeit über diese Vergangenheit nachgegrübelt. Ich habe gesucht, und Jacob hat gesucht, und die ganze Familie hat sich Gedanken gemacht, und am Ende können wir einfach keinen Grund dafür finden. Es gibt keine Ursache, wissen Sie, und das ist so erschreckend.»

Sie hatte lauter gesprochen als sie wollte; sie hatte die Stühle und die Tische und die Ärztin und die ganze Anstalt mit ihren Gittern und den schreienden Menschen zu überzeugen versucht, das die Gründe, aus denen diese Leute hier waren, andere sein mussten... Es mussten einfach andere sein.

«Ursachen sind zu komplex, als dass man sie alle gleichzeitig sehen könnte - geschweige denn so, wie sie wirklich sind; aber jeder von uns kann seine eigenen Wahrheiten nennen und hat seine Version von den Ursachen. Erzählen Sie mir, was Sie über Deborah wissen und über sich selbst, und erzählen Sie es mir in Ihrer Sprache und so, wie Sie es sehen.»

«Ich glaube, ich sollte mit meinem eigenen Vater anfangen.

Paps war aus Lettland gekommen. Er hatte einen Klumpfuß. Irgendwie charakterisierten ihn diese beiden Dinge umfassender als sein Name oder sein Beruf. Er war als junger Mann nach Amerika gekommen, arm, fremd und verkrüppelt, und er hatte mit seinem neuen Leben gerungen wie mit einem Feind. Voller Wut hatte er sich selbst weiter gebildet; voller Wut hatte er ein Geschäft angefangen, war bankrott gegangen, hatte dann Erfolg gehabt und ein Vermögen zusammengetragen. Mit seinem Vermögen und mit seiner Wut hatte er in einem alten vornehmen Viertel, in dem die alten reichen Familien wohnten, ein großes Haus gekauft. Seine Nachbarn hatten die Lebensart, die er bewunderte, und sie ihrerseits verachteten seine Religion, seinen Akzent und seinen Stil. Sie machten seiner Frau und seinen Kindern das Leben zur Hölle, aber er fluchte auf sie alle, auf Nachbarn, Frau und Kinder, in den groben, ungeschliffenen Worten seiner verhassten Vergangenheit. Den wahren Sieg würde nicht er davon tragen, das war ihm klar, sondern seine Nachkommen - gebildet und ohne Akzent und vornehm. Die lettischen und jüdischen Flüche, die sie auf seinen Knien gelernt hatten, versuchte er mit Privatunterricht in Aristokraten Französisch zu überdecken. 1878», sagte Esther, «nahmen die Töchter der Adligen Harfenunterricht. Ich weiß das, weil ich selbst Harfenunterricht nehmen musste, obwohl Harfespielen aus der Mode gekommen war und obwohl ich es gehasst habe und kein Talent dafür hatte. Wissen Sie, das war eine der

Fahnen, die es zu erobern galt, und er musste versuchen, sie zu bekommen, sogar durch mich. Manchmal, wenn ich spielte, ging Paps im Zimmer auf und ab und knurte seine Adligen an: Zum Teufel, seht her - das bin ich, der kleine Krüppell!»

Paps *amerikanische* Kinder waren herangewachsen, wohlwissend, dass all ihr Ansehen und Erfolg, ihre Vornehmheit und Kultur nur Erscheinungen an der Oberfläche waren. Um einen Eindruck ihrer wahren Wertschätzung zu bekommen, brauchten sie nur den Nachbarn in die Augen zu sehen oder Paps Bemerkungen zu hören, wenn die Suppe kalt war oder einer der Bewerber um die Hand der Mädchen zu spät kam. Was Freier anging, so mussten auch sie Fahnen sein; die stolzen Banner großer Familien; die Embleme des Sieges in der Verwandtschaft, wie es unter den Großen in der Alten Welt immer üblich gewesen war. Aber bewusst hatte Esther ihre Wahl unterhalb der Hoffnungen ihrer Familie getroffen. Der Junge war ganz klug, präsentierbar und konnte sich ausdrücken; indes, er hatte sich aus eigener Kraft die Ausbildung als Buchhalter erarbeitet, und seine Familie war «eine arme Gesellschaft von Einfaltspinseln», unter Esthers Würde, in jeder Hinsicht unterhalb der Traumgrenze. Sie hatten argumentiert und gestritten, und schließlich hatte Paps im Blick auf Jacobs gute Zukunftsaussichten nachgegeben. Natalie war gut verheiratet, so dass sich die Familie ein Risiko leisten konnte. Bald waren beide jungen Frauen schwanger. Paps begann sich selbst in der Rolle eines Dynastie-Gründers zu sehen.

Und Esthers Tochter war blond! Eine einzigartige, aufregende Blonde, mit einer sagenhaft hellen Haut. Sie war Esthers Erlösung aus einer geheimen Isolation, und für Paps war sie die Erfüllung seiner Geschichte von dem längst verstorbenen Landedelmann und seinen hellhäutigen Töchtern. Diese würde in Gold gekleidet gehen.

Esther erinnerte sich dann an die Zeit der Weltwährungskrise und den Hauch von Furcht, der alles eingehüllt hatte. Es war Furcht und - Esther tastete nach dem Wort, das jene Jahre wieder heraufbeschwören würde - Unwirklichkeit. Jacob hatte sein Berufsleben am Nullpunkt aller Möglichkeiten begonnen. Die Konten, die zu führen er geschworen hatte, um Esther als seiner Frau würdig zu sein, die Langeweile und die Routine, die Brocken, die andere wegwarf - es gab sie einfach nicht. Auf jede Zahlenreihe warteten hundert Gehirne, ebenso hungrig und wohl ausgebildet wie das seine. Und doch wohnten sie in einem der besten neuen Viertel der Stadt. Die Töchter der Dynastie sollten gut leben, und Paps bezahlte alle Rechnungen. Als Deborah geboren wurde, war es buchstäblich eine Geburt in handgemachte Spitzen hinein - das Erbstück irgendeines großen europäischen Hauses, das von der Revolution gestürzt worden war. Eine alte Fahne zu erobern, war besser, als eine neue zu weben; und das fürstliche Häubchen, das Deborah auf den Spaziergängen in

ihrem Kinderwagen trug, hatte einst den Kopf eines Prinzen geziert. Obwohl die dreckige Dorfvergangenheit schon seit einer Generation hinter ihm lag, lebte in diesem Bauern immer noch der Traum eines Bauern: nicht einfach frei zu sein, sondern frei zu sein, um geadelt zu werden. Die Neue Welt war gehalten, mehr zu tun, als nur die Bitternis der Alten in Vergessenheit geraten zu lassen. Wie jener Atheist, der zu Gott sagt: «Du existierst nicht, und ich hasse dich!» Paps dröhnte seine lauten Rufe der Ablehnung gegen die tauben Ohren der Vergangenheit.

Als Jacob 15 und dann 20 Dollar pro Woche verdiente, hatte Deborah zwölf handbestickte Seidenkleider und eine deutsche Kinderschwester.

Jacob konnte ihr Essen nicht bezahlen. Nach einiger Zeit zogen sie um, zurück in das Haus der Familie und umgeben von einer neuen Generation nachbarschaftlicher Verachtung. Obwohl Gefangene ihrer eigenen Vergangenheit, sah Esther dennoch, dass Jacob unglücklich war und dass er Almosen von einem Mann annahm, der ihn verachtete; aber ihre Angst brachte sie unter der Hand und folgerichtig an die Seite ihres Vaters - gegen ihren Mann. Damals schien es so, als ob die Geburt Deborahs Esthers Loyalität zurecht gerückt hätte. Jacob war Prinzgemahl der Dynastie, aber Deborah - die goldene, in Geschenke getauchte Deborah, immer lächelnd und zufrieden - war die Mitte, um die sich der Traum drehen konnte.

Und dann entdeckten sie, dass ihr goldenes Spielzeug Risse und Sprünge zeigte. In dem duftenden und sorgfältig behüteten kleinen Mädchen wuchs ein Tumor. Das erste Anzeichen war ein peinliches Einnässen, und wie rechtschaffen zornig die unbeugsame Erzieherin war! Aber die «Nachlässigkeit» konnte schließlich nicht mehr mit Vorhaltungen, Schlägen oder Drohungen kuriert werden. «Wir haben es nicht gewusst!» brach es aus Esther heraus, und die Ärztin sah sie an und sah, wie leidenschaftlich und empfindsam sie unter der sorgfältig aufgemachten und glatten Fassade war. «Damals waren der Terminkalender und die Erzieherin und die Prinzipien unsere Götter! Das war damals die wissenschaftliche Mode, alles steril und ein Abscheu vor Bazillen und Veränderung.»

«Und das Kinderzimmer wie ein Krankenhaus! Ich erinnere mich», sagte die Ärztin lachend und versuchte, Esther mit ihrem Lachen zu trösten, weil es für alles zu spät war außer für Gewissensbisse wegen der so ganz unangebrachten Ohrfeigen und der übereifrigen Lektüre irregefährter Experten.

Dann kamen schließlich die Untersuchungen, eine Diagnose und die Fahrten von Arzt zu Arzt auf der Suche nach Gewissheit. Natürlich waren für Deborah nur die besten gut genug. Der Spezialist, der schließlich die Operation durchführte, war einer der führenden Leute im Mittleren Westen und viel zu beschäftigt, um dem kleinen Mäd-

chen irgend etwas zu erklären oder bei ihr zu bleiben, nachdem das Wunder moderner Chirurgie vorüber und der uralte barbarische Schmerz an seine Stelle getreten war. Zwei Operationen, und nach der ersten erbarmungslose Schmerzen.

Esther hatte sich selbst gezwungen, heiter und stark zu bleiben und stets mit einem Lächeln in Deborahs Zimmer zu gehen. Sie war wieder schwanger und machte sich Sorgen, weil letztes Mal die beiden Jungen - Zwillinge - tot geboren worden waren. Aber gegenüber dem Krankenhauspersonal, der Familie und Deborah veränderte sich ihre glatte Oberfläche nie, und sie war stolz auf die Stärke, die sie nach außen zeigte. Schließlich erfuhren sie, dass die Operationen erfolgreich verlaufen waren. Sie waren fröhlich und dankbar, und als Deborah nach Hause kam, war das Haus festlich geschmückt, und alle Verwandten waren zu einer Party gekommen. Zwei Tage später bekam Jacob die Sulzburger-Buchhaltung. Esther entdeckte, dass ihr wie aus dem Nichts alte Namen wieder einfießen.

Damals schien die Sulzburger-Buchhaltung die wichtigste Sache im Leben der Familie zu sein. Sie bestand aus einer Anzahl lukrativer kleiner Buchhaltungen; sie hatten sich wie verrückt gefreut. Endlich würde Jacob frei sein und mehr als nur ein Prinzgemahl in seinem eigenen Haus. Er kaufte ein neues in einer ruhigen und bescheidenen Umgebung, nicht allzu weit von der Stadt. Es war klein, mit einem kleinen Garten und Bäumen und einer Unmenge von Kindern in der Nähe, und die hatten eine Unmenge verschiedener Nachnamen. Deborah verhielt sich zunächst zurückhaltend, aber es dauerte nicht lange, und sie begann aus sich herauszugehen und Freunde zu finden. Auch Esther hatte Freunde, und sie hatte Blumen, die sie selbst pflegen konnte, und Sonne und offene Fenster und keinen Bedarf an Personal. Sie begann ihre Entscheidungen selbst zu treffen. Ein Jahr - ein wunderbares Jahr. Dann kam Jacob eines Abends nach Hause und erzählte ihr, dass die Sulzburger-Buchhaltung aus einer endlosen Reihe von Betrügereien bestand. Er hatte volle drei Monate gebraucht, um zu entdecken, wie und wohin das Geld verschwand. An dem Abend, bevor er den Auftrag niederlegte, sagte er zu Esther: «Eine Betrügerei, die so vielfältig und schlau wie diese ist, hat eine gewisse Art von Schönheit an sich. Eine teure Sache - es wird uns alles kosten. Du weißt das, ja? ... Aber ich kann mir nicht helfen, ich bewundere dieses Gehirn...»

Sie mussten das Haus aufgeben, und einen Monat später waren sie wieder im Haus der Familie. Sie hatten wenig Geld, aber da entschlossen sich Esthers Eltern, ihnen das Haus zu überlassen; es war viel zu viel Platz darin ohne die ganze Familie; die Eltern hatten in Chicago ein Appartement gemietet. Aber natürlich musste das große Haus in der Familie bleiben. Und so wurde dieser verhasste Ort das Haus der Blaus.

Deborah ging im Winter auf die besten Schulen und im Sommer in die besten Sommerlager. Sie schloss nicht leicht Freundschaften, aber das geht vielen Leuten so, dachte Esther. Erst Jahre später hatte die Familie erfahren, dass das erste Sommerlager, das sie zunächst besuchte, in grausamer Weise antisemitisch war - und das drei schweigende Jahre lang. Deborah hatte ihnen niemals davon erzählt. Was Esther und Jacob sahen, waren die lachenden Gruppen der Mädchen beim Spiel. Und während sie die Kartoffeln am Feuer brieten, sangen sie die alten Lagerlieder vom Marsch in den Sieg.

«Gab es denn nichts, was Ihnen gezeigt hätte, dass sie krank war oder gelitten hat - nichts außer ihrer Schweigsamkeit?» fragte die Ärztin.

«Nun ja... ich habe die Schule erwähnt - sie war klein und freundlich, und alle mochten Deborah. Sie war immer sehr aufgeweckt, aber eines Tages rief uns der Psychologe zu sich und zeigte uns einen Test, den alle Kinder gemacht hatten. Deborahs Antworten schienen ihm anzudeuten, dass sie gestört war.»

«Wie alt war sie damals?»

«Zehn», sagte Esther langsam. «Ich habe mein Wunderkind angesehen und versucht, in ihm zu lesen, ob das wahr sein könnte. Ich sah, dass sie nicht mit anderen Kindern spielte. Sie war immer zu Hause und versteckte sich. Sie aß eine Unmenge und wurde dick. Alles war so allmählich gekommen, dass ich es bis dahin niemals richtig gemerkt hatte. Und - und sie schlief nie.»

«Ein Mensch muss schlafen. Sie meinen, sie schlief sehr wenig?»

«Ich wusste, dass sie schlafen musste, aber ich habe sie niemals schlafen sehen. Immer, wenn wir nachts in ihr Zimmer kamen, war sie hellwach und sagte, sie habe uns die Treppen hinaufkommen hören. Die Stufen waren dick mit Teppich belegt. Wir machten Witze über unseren Leichtschläfer, aber es war kein Witz. Die Schule empfahl uns, sie zu einem Kinderpsychiater zu bringen, und das haben wir getan, aber sie schien nur immer verstörter zu werden, und nach der dritten Beratungsstunde sagte sie: «Bin ich nicht so, wie ihr mich wolltet? Müssst ihr auch mein Gehirn noch korrigieren?» Sie hatte diese Art zu reden, schon als sie zehn war, eine Art Bitterkeit, die zu alt für sie war. Wir haben mit den Sitzungen aufgehört, weil wir nicht wollten, dass sie so darüber dachte. Irgendwie, eigentlich ohne dass wir es gemerkt haben, haben wir uns angewöhnt, zu lauschen, sogar im Schlaf haben wir gewartet...»

«Auf was?»

«Ich weiß nicht...», und sie schüttelte den Kopf, um ein verbotenes Wort abzuwehren.

Der Beginn des Zweiten Weltkrieges machte es unmöglich, das große Haus mit den fünfzehn Zimmern noch länger zu halten. Während sie versuchten, es los zu werden, plagte sich Esther weiterhin

damit ab. Sie fühlte sich überwältigt von den großen muffigen Räumen und dem schrecklichen Druck, unter den kritischen Augen von Ma und Paps und dem Rest der Familie «Ordnung zu halten». Schließlich fanden sie einen Käufer, ließen die Last der Vergangenheit dankbar von ihren Schultern gleiten und zogen in eine Wohnung in der Stadt. Der Wechsel schien ihnen gut zu tun, besonders Deborah. Ihre kleinen Eigenheiten, ihre Ängste und ihre Einsamkeit würden in der Anonymität der großen Stadt weniger auffallen. Sie war immer noch nicht wirklich glücklich, aber ihre Lehrer hielten viel von ihr, und sie machte in der neuen Schule gute Fortschritte, ohne sich allzu sehr anstrengen zu müssen. Sie nahm Musikstunden und tat auch sonst all die normalen Dinge, die junge Mädchen tun.

Esther versuchte, sich an etwas zu erinnern, das Deborahs augenblicklichen Zustand einleuchtend machen könnte. Nun - sie hatte Intensität. Esther erinnerte sich, hin und wieder mit ihr darüber gesprochen zu haben. Sie hatte ihr gesagt, dass sie nicht alles so furchtbar ernst nehmen solle, aber das gehörte zu ihnen beiden und war nicht etwas, das man durch einen Beschluss oder Befehl einfach abstellen konnte.

In der Stadt entdeckte Deborah die Kunst. Ihr Interesse schwoll an wie ein Gebirgsbach; sie verbrachte jede freie Minute mit Malen und Zeichnen. In diesen ersten Jahren, als sie elf und zwölf war, muss sie tausende von Bildern gemalt haben, die kleinen Zeichnungen und Skizzen auf einem Stückchen Papier in der Schule gar nicht mitgezählt.

Einige der Zeichnungen hatten sie Zeichenlehrern und Kritikern gezeigt, und man hatte ihnen gesagt, dass das Mädchen tatsächlich Talent habe und ermutigt werden sollte. Das war eine klare und einfache Antwort auf Esthers grauen und vagen Verdacht, und sie versuchte, sich diese Antwort über die Augen zu ziehen. Für die ganze Familie war die Sache plötzlich klar: die ganze Krankheit, die Empfindsamkeit, die Schlaflosigkeit, die Heftigkeit, das plötzliche Bild des Jammers, schnell verdeckt durch eine gleichgültige Härte des Gesichts, oder der Hieb ihres beißenden Witzes, alles schien erklärlich. Natürlich... sie war besonders, ein seltener und begabter Geist. Ihre Beschwerden, ihre Ziellosigkeit wurden mit Nachsicht behandelt. Es war die Pubertät - die Pubertät eines außergewöhnlichen Mädchens. Esther sagte es und wiederholte es, aber sie konnte es nie ganz glauben. Es gab immer dieses oder jenes irritierende Zeichen, das ihrer Vorstellungen zu spotten schien.

Eines Nachmittags war Deborah wegen mysteriöser Schmerzen zum Arzt gegangen. Sie war merkwürdig bestürzt und furchtsam nach Hause gekommen. Am nächsten Tag war sie früh weggegangen, um irgend etwas zu besorgen, und war erst spät zurückgekehrt. In der Nacht war Esther ungefähr um vier Uhr aus einem nicht genauer zu

fassenden Grund instinktiv aufgewacht und war mit einer Gewissheit zu Deborahs Zimmer gegangen, die ihr jetzt, beim Erzählen, ein merkwürdiges Gefühl von Schuld vermittelte. Das Zimmer war leer. Sie hatte Deborah im Bad gefunden. Sie hatte ruhig auf dem Boden gesessen und zugesehen, wie das Blut aus ihrem Handgelenk in ein Gefäß geflossen war.

«Ich habe sie gefragt, warum sie es nicht einfach in den Ausguss laufen ließ», sagte die Ärztin, «und die Antwort war sehr interessant, fand ich. Sie sagte, dass sie es nicht so weit hatte weglassen wollen. Sehen Sie, auf ihre Art wusste sie, dass es kein Selbstmordversuch war, sondern ein Hilferuf - der Hilferuf eines stummen und verwirrten Menschen. Sie wohnen in einem Appartementhochhaus; aus Ihren Fenstern kann man den Tod überall viel schneller und sicherer haben; und dann das - und sie wusste, dass Sie einen leichten Schlaf haben, weil es bei ihr genauso ist.»

«Aber hat sie einen Entschluss gefasst? Könnte sie das geplant haben?»

«Nicht bewusst, aber unbewusst hat sie den besten Weg gewählt. Schließlich ist sie hier, nicht wahr? Ihr Hilferuf war erfolgreich. - Lassen Sie uns jetzt noch einmal ein Stück zurückgehen, zu den Sommerlagern und der Schule. Hat es immer Schwierigkeiten zwischen Deborah und den andern im Lager oder in der Schule gegeben? Ist sie mit ihren Schwierigkeiten selbst fertig geworden, oder hat sie Sie um Hilfe gebeten?»

«Ich habe natürlich zu helfen versucht: Ich erinnere mich an eine ganze Reihe von Situationen, wo sie mich brauchte und ich dann da war. Ich erinnere mich an das eine Mal, als sie gerade mit der Schule angefangen hatte und mit einer kleinen Clique in Schwierigkeiten kam. Ich habe sie alle zu einem großen Ausflug in den Zoo eingeladen, und das brach das Eis. Im Sommerlager haben die Leute sie manchmal nicht verstanden. Ich bin immer zu den Gruppenleitern im Lager freundlich gewesen, und das hat es ein bisschen leichter gemacht. Sie hatte große Schwierigkeiten mit einer der Lehrerinnen in der Städtischen Schule. Ich habe die Lehrerin zum Tee eingeladen, einfach so ein bisschen zum Reden, und habe versucht, Deborahs Furcht vor Menschen zu erklären und wie diese Furcht manchmal falsch aufgefasst wird. Ich habe ihr geholfen, Deborah ein wenig besser zu verstehen. Für den Rest der Schulzeit waren die beiden Freunde, und am Ende sagte mir die Lehrerin, dass es eine richtige Freude gewesen sei, Deborah näher kennen gelernt zu haben, und dass sie so ein nettes Mädchen war.»

«Wie hat Deborah Ihre Hilfe aufgenommen?»

«Nun, sie war natürlich erleichtert. In diesem Alter türmen sich solche Schwierigkeiten so bedrohlich, und ich war froh, ihr in diesen Dingen helfen zu können und ihr eine wirkliche Mutter zu sein. Meine eigene

Mutter war dazu niemals in der Lage.»

«Wenn Sie auf diese Situationen zurückblicken - welche Gefühle waren damit verbunden? Wie haben Sie sich dabei gefühlt?»

«Glücklich, wie ich schon sagte. Die Leute, mit denen Deborah Schwierigkeiten hatte, waren erleichtert, und ich war glücklich, dass ich helfen konnte. Ich habe mir wirklich Mühe gegeben, meine eigene Schüchternheit zu überwinden und dafür zu sorgen, dass andere in meiner Nähe Spaß hatten. Wir haben gesungen und Witze erzählt. Ich musste lernen, Leute dazu zu bringen, aus sich herauszugehen. Ich war stolz auf sie, und ich habe es ihr oft gesagt. Ich habe ihr oft gesagt, wie sehr ich sie liebe. Sie hat sich niemals unbeschützt oder allein gefühlt.»

«Ich verstehe», sagte die Ärztin.

Esther schien es, dass die Ärztin nicht verstand. Und etwas stimmte nicht an dem Bild, das sie beide vor sich hatten. Esther sagte: «Ich habe für Deborah ihr ganzes Leben lang gekämpft. Vielleicht war es der Tumor, mit dem alles angefangen hat. Wir waren es nicht - nicht die Liebe, die Jacob und ich für einander und für die Kinder empfanden. Diese schreckliche Sache ist trotz unserer Liebe und Sorge passiert.»

«Sie haben seit langer Zeit gewusst, dass mit Ihrer Tochter irgend etwas nicht in Ordnung war, nicht? Es war nicht nur der Psychologe in der Schule. Wann hatten Sie den Eindruck, dass die Schwierigkeiten begonnen haben?»

«Also, dieser Sommer im Lager - nein - es war vorher. Wie merkt man, wenn sich die Atmosphäre verändert? Plötzlich ist sie verändert, das ist einfach so.»

«Was war mit dem Lager?»

«Ja, es war das dritte Jahr, das sie dort verbrachte. Sie war damals neun. Wir waren hinaufgefahren gegen Ende der Ferien, um sie zu besuchen, und sie schien unglücklich zu sein. Ich habe ihr gesagt, wie ich in meiner Jugend über schlechte Zeiten hinweggekommen bin, indem ich ernsthaft Sport getrieben habe. Das ist ein guter Weg, Anerkennung und Freunde zu finden, wenn man jung ist. Als wir abfuhren, schien sie zufrieden zu sein, aber irgendwie nach diesem Jahr... irgend etwas... fehlte ihr... es war so, als ob sie von diesem Zeitpunkt an den Kopf einzog und auf die Schläge wartete.»

«Auf die Schläge warten...», sagte die Ärztin nachdenklich.

«Und dann kam die Zeit - eine Zeit, als sie anfing dafür zu sorgen, dass die Schläge kamen.»

Esther wandte sich der Ärztin zu, und in ihren Augen lag Verstehen. «Besteht darin die Krankheit?»

«Vielleicht ist es ein Symptom. Ich hatte einmal einen Patienten, der dauernd die furchtbarsten Torturen an sich ausprobierter, und als ich ihn fragte, warum er das tue, sagte er: ‹Warum? Bevor ihr mir das

antut.» Ich fragte ihn dann, warum er nicht warten könne und sehen, was die andern tun würden, und er sagte: «Verstehen Sie nicht? Letzten Endes kommt es doch immer so, aber auf diese Weise bin ich Herr meines eigenen Untergangs.»»

«Dieser Patient... ist er gesund geworden?»

«Ja, er ist gesund geworden. Und dann kamen die Nazis und haben ihn nach Dachau verschleppt, und dort ist er gestorben. Ich erzähle Ihnen das, weil ich Ihnen gern klarmachen möchte, Mrs. Blau, dass Sie niemals die Welt verändern können und sie niemals dazu bringen werden, die Ihnen, die Sie so lieben, zu beschützen. Aber Sie müssen sich nicht rechtfertigen, weil Sie es versucht haben.»

«Ich musste versuchen, es zum Guten zu wenden», sagte Esther. Dann lehnte sie sich nachdenklich zurück. «Irgendwie, so wie ich es jetzt sehe, habe ich Fehler gemacht - große Fehler - aber mehr Jacob gegenüber als Deborah.» Sie machte eine Pause und sah die Ärztin ungläubig an. «Wie konnte ich ihm nur all das antun? Alle diese langen Jahre... seit dieser viel zu teuren Wohnung, den Jahren mit Paps' Almosen, all den Jahren, in denen ich ihn an die zweite Stelle gesetzt habe, und sogar heute noch - wenn «Paps dieses will», «Paps jenes möchte». Warum - wenn er doch mein Mann war und seine Wünsche so einfach und bescheiden?» Sie sah wieder auf. «Dann reicht es nicht aus, einfach zu lieben. Meine Liebe für Jacob hat mich nicht daran gehindert, ihm weh zu tun und ihn vor sich selbst wie auch vor meinem Vater zu erniedrigen. Und unsere Liebe zu Deborah hat uns nicht davor bewahrt... nun, diese... Krankheit... zu verursachen.»

Frau Dr. Fried sah Esther an und hörte auf die Worte der Liebe und des Schmerzes, die von dieser sorgsam beherrschten Mutter eines Mädchens kamen, das an Betrug zu Tode erkrankt war. Die Liebe war Wirklichkeit und der Schmerz auch, und so sagte sie sehr behutsam: «Lassen Sie uns, Deborah und mich, die Ursachen finden. Quälen Sie sich nicht, machen Sie sich selbst oder Ihrem Mann oder sonst irgend jemandem keine Vorwürfe. Sie wird Ihre Unterstützung brauchen, nicht Ihre Selbstanklage.»

Esther wurde in die Gegenwart zurückversetzt, und dabei wurde ihr klar, dass sie jetzt der Deborah der Gegenwart gegenüberstehen würde. «Wie - wie kann ich nur die richtigen Worte finden, wenn ich mit ihr rede? Nicht wahr, Sie wissen, dass sie Jacob nicht erlaubt, sie zu besuchen, und sie hatte so einen fremden und schlafwandlischen Ausdruck, als ich sie zuletzt gesehen habe.»

«Es gibt nur eine einzige Sache, die wirklich gefährlich ist, besonders jetzt, wo sie an dem Punkt so empfindlich ist.»

«Und was ist das?»

«Na ja, lügen natürlich.»

Sie standen auf, weil die Zeit abgelaufen war. Zu kurz, dachte Esther,

um auch nur einen Bruchteil dessen zu sagen, was gesagt werden musste. Mit einer letzten kleinen, tröstenden Handbewegung begleitete die Ärztin sie zur Tür. Sie dachte darüber nach, dass die Version der Patientin sich von der ihrer Mutter, die für beide gesprochen hatte, radikal unterscheiden würde. Die hilfreiche Mutter, das dankbare Kind. Aber wäre es anders, dann wäre das Kind keine Patientin. Die Eigenart dieser Versionen von Wirklichkeit und der Unterschied zwischen ihnen würde dazu helfen, den Interpretationen beider Tiefenschärfe zu geben.

Während Esther das Sprechzimmer der Ärztin verließ, kam es ihr so vor, als hätte sie ihre Sache nicht richtig dargestellt. Vielleicht war ihr Versuch zu helfen letztlich doch nur Einmischung gewesen. Die Klinik hatte ihr die Erlaubnis gegeben, Deborah mit hinaus zu nehmen. Sie würden in ein Kino gehen und in der Stadt zu Abend essen und miteinander reden. «Ich schwöre dir», sagte Esther innerlich zu Deborah, «ich schwöre dir, dass ich dich nicht ausnutzen werde. Ich werde dich nicht fragen, was wir getan oder nicht getan haben.»

Sie ging in das kleine Hotelzimmer hinauf, um Jacob zu sagen, dass Deborah sich immer noch weigerte, ihn zu sehen. Die Ärztin hatte gesagt, dass sie sie nicht zwingen sollten und dass es vielleicht nicht so sehr ein Ausdruck der Missachtung Jacob gegenüber war als vielmehr ein Versuch, wie armselig und fehlgeleitet auch immer, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen. Esther hatte gedacht, dass das wohl nur ein Trostpflaster war, aber sie hatte nichts gesagt. Armer Jacob - und ich bin wieder zwischen beiden - diejenige, die den Schlag versetzt.

Und nach einer Weile bestand Jacob nicht mehr darauf, aber Esther sah ihn im hinteren Teil des Kinos, wie er Deborah ansah und nicht den Film. Und als sie herauskamen, sah sie ihn allein im Schatten stehen, und dann an der Ecke. Als sie in das Restaurant hineingingen, stand er auf dem Gehweg in der Kälte dieses frühen Winters.

6.

«Erzähl mir von deinem Leben bevor du hierher kamst», sagte die Ärztin.

«Meine Mutter hat Ihnen alles erzählt», antwortete Deborah voll Bitterkeit von den hohen, kalten Regionen ihres Reiches herab.

«Deine Mutter hat mir erzählt, was sie gegeben hat, nicht, was du genommen hast; was sie gesehen hat, nicht was du gesehen hast. Sie hat mir erzählt, was sie über deinen Tumor wusste.»

«Sie weiß nicht sehr viel darüber», sagte Deborah.

«Dann sag mir, was du weißt.»

Sie war fünf Jahre alt gewesen, alt genug, um sich zu schämen, wenn die Ärzte ihre Köpfe schüttelten über das, was in ihr, in diesen weiblichen, geheimen Teil ihres Körpers krank war. Sie waren mit ihren Sonden und Nadeln in sie eingedrungen, als ob die ganze Wirklichkeit ihres Körpers auf das geheime Böse, tief drinnen in diesem verbotenen Ort, konzentriert wäre. An dem Abend, an dem ihr Vater beschlossen hatte, dass sie am nächsten Tag im Krankenhaus erscheinen sollte, hatte sie den harten Zorn gefühlt, den die Eigenwilligen verspüren, wenn man sie kurzerhand wie Gegenstände herumschiebt. In jener Nacht hatte sie einen Traum gehabt, einen Albtraum, wie man in sie eingebrochen war wie in einen ausgeplünderten Raum, sie in Stücke gerissen, mit Scheuersand sauber geschrubbt und wieder zusammengesetzt hatte - tot, aber nun annehmbar. Danach hatte sie noch einen Traum gehabt: von einem zerbrochenen Blumentopf, dessen Blüte ihre eigene zerstörte Kraft zu sein schien. Nach den Träumen war sie in stummes, betäubtes Schweigen verfallen. Aber in den Albträumen war der furchtbare Schmerz noch gar nicht vorgekommen.

«Jetzt sei ganz ruhig. Es wird nicht ein bisschen wehtun», hatten sie gesagt, und dann hatte sie den sengenden Stich des Instruments gefühlt.

«Siehst du, wir legen jetzt deine Puppe schlafen», und dann war die Maske mit diesem eklig süßen Schlafmittel mit Gewalt auf sie heruntergedrückt worden.

«Wo bin ich?» hatte sie gefragt.

«Im Traumland», war die Antwort gekommen und dann das schlimmste und längste Brennen in dem geheimen Ort, das sie sich vorstellen konnte.

Einmal hatte sie einen von ihnen gefragt, einen Medizinalassistenten, der angesichts ihrer Schmerzen aus der Fassung zu geraten schien: «Warum erzählt ihr alle so furchtbare Lügen?»

«Damit du keine Angst hast», hatte er gesagt.

An einem anderen Nachmittag, als sie wieder auf dem Tisch festge-

bunden war, hatten sie gesagt: «Jetzt werden wir dich aber mal schön zurechtmachen.» Sie hatte die Sprache dieser gerissenen Lügner so verstanden, dass sie sie jetzt ermorden würden. Und dann noch einmal diese durchsichtige Lüge mit der Puppe.

Wie furchtbar musste ihre Verachtung gewesen sein, dass sie ihr diese Lüge so oft erzählten! War es vielleicht schlimmer gewesen als Mord? Was konnten sie in ihren wahnsinnigen Gehirnen gehabt haben, diese Totschläger mit ihrem falschen «Schön»? Und nachher hatte sie durch diesen brutalen Schmerz hindurch gehört: «Wie geht es deiner Puppe?»

Während sie erzählte, sah sie Frau Dr. Fried an und überlegte sich, ob die tote Vergangenheit jemals etwas anderes als Langeweile in der teilnahmslosen Welt hervorbringen könnte. Aber das Gesicht der Ärztin war von Zorn verfinstert und ihre Stimme voller Empörung,stellvertretend für jene Fünfjährige, die da vor ihnen beiden stand.

«Diese verdammten Idioten! Wann werden sie lernen, Kinder nicht zu belügen! Pah!» Und mit harten, ungeduldigen Bewegungen drückte sie ihre Zigarette aus.

«Dann werden Sie vielleicht nicht gleichgültig sein...», sagte Deborah und bewegte sich sehr behutsam auf dem neuen Boden.

«Du hast verdammt recht, das werde ich nicht!» antwortete die Ärztin. «Dann werde ich Ihnen sagen, was niemand weiß», sagte Deborah. «Sie haben niemals gesagt, dass es ihnen leid tut, nicht einer von ihnen. Dass sie so gefühllos eingedrungen sind, dass sie mich all diese Schmerzen aushalten ließen und dass ich mich geschämt habe, sie zu fühlen, dass sie so anhaltend und dumm gelogen haben, dass ihre Lügen mir vorkamen, als ob sie über mich lachten. Sie haben mich für diese Dinge niemals um Verzeihung gebeten, und ich habe ihnen niemals verziehen.»

«Wieso?»

«Ich habe diesen Tumor niemals verloren. Er ist immer noch da. Er frisst ihnen in mir immer noch weiter. Nur ist er unsichtbar.»

«Das ist eine Strafe für dich, nicht für sie.»

«Upuru bestraft uns gleichermaßen.»

«Upu - was?»

Yr hatte sich plötzlich geöffnet; der Schrecken, dass eines der gehüteten Geheimnisse in die Erdenwelt entschlüpft war, hing noch in dem sonnigen Sprechzimmer mit seinen Möbeln, die einem Minengürtel ähnelten. Die Sprache Yrs war ein tiefes Geheimnis, das desto strenger vor anderen gehütet wurde, je stärker sie die Kontrolle der inneren Stimme übernahm. Upuru war Yrs Wort für die Erinnerung an alle Geschehnisse und Gefühle dieses letzten Tages im Krankenhaus - jenes Tages, von dem an alles in einem Grauschleier zu verschwinden schien.

«Was hast du gesagt?» fragte die Ärztin. Aber Deborah war in pani-

scher Angst nach Yr geflohen. Yr schloss sich über ihrem Kopf wie eine Wasseroberfläche, auf der kein Zeichen ihres Eintauchens zurückblieb. Die Oberfläche war glatt, und sie war verschwunden.

Frau Dr. Fried sah sie an, wie sie dort jenseits von Worten oder Begründungen oder Furcht saß, und sie dachte: Die Kranken haben alle so furchtbare Angst vor ihrer eigenen unkontrollierbaren Macht! Irgendwie können sie nicht glauben, dass sie nur Menschen sind und ihren Zorn und ihre Wut auch nur in Menschengröße mit sich herumtragen!

Einige Tage später kehrte Deborah in die Zwischenwelt zurück und sah auf die Erde hinaus. Sie saß mit Carla und einigen anderen im Korridor der Station.

«Hast du besondere Vergünstigungen, darfst du in die Stadt gehen?» fragte Carla sie.

«Nein, aber sie haben mich gehen lassen, als meine Mutter hier war.»

«Ist es gut gegangen?»

«Ich glaube schon. Sie konnte es nicht lassen, mich auszufragen, warum ich krank bin. Wir hatten uns kaum hingesetzt, als alles in einem Schwall herauskam. Ich wusste, dass sie das fragen musste, aber ich konnte es ihr nicht sagen - nicht einmal, wenn ich es gewusst hätte.»

«Manchmal hasse ich die Leute, die mich krank gemacht haben», sagte Carla. «Sie sagen, dass man aufhört zu hassen, wenn man lange genug in Behandlung gewesen ist. Aber eigentlich weiß ich das nicht so genau. Davon abgesehen ist mein Feind jenseits von Hass und Vergebung.»

«Wer ist es?» fragte Deborah und wunderte sich, dass es nur ein einziger war.

«Meine Mutter», sagte Carla beiläufig. «Sie schoss auf mich, meinen Bruder und sich selbst. Sie starben; ich lebe. Mein Vater hat wieder geheiratet, und ich bin verrückt geworden.»

Die Worte waren hart und schonungslos, ohne die Beschönigungen, die man draußen immer hört. Schonungslosigkeit und Grobheit waren zwei wichtige Vorrechte in der Klinik, und jeder schöpfte sie bis zur Neige aus. Für jene, die niemals oder nur insgeheim gewagt hatten, sich selbst für exzentrisch oder merkwürdig zu halten, bestand die Freiheit darin, verrückt oder übergescnapp zu sein, nicht alle Tassen im Schrank oder eine Schraube locker zu haben, und ernster: geisteskrank, irre oder wahnsinnig zu sein. Darüber hinaus gab es Abstufungen in dem Vorrecht, diese Freiheit auszukosten. Die mit den Schreikrämpfen und dem starren, irren Blick auf Station D wurden von den anderen als «krank» bezeichnet und nannten sich selbst «verrückt». Nur ihnen war erlaubt, sich selbst mit den elemen-

tarsten Wörtern, wie ‹wahnsinnig› oder ‹durchgedreht› zu belegen, ohne dass das Widerspruch hervorrief. Die ruhigeren Stationen A und B lagen auf der Umkehrskala aller Dinge etwas weiter unten. Dort waren nur die leichteren Ausdrucksformen erlaubt: einen Vogel haben, ein bisschen bekloppt sein. Das war das ungeschriebene Gesetz der Patienten selbst, und man lernte es, ohne dass es einem gesagt wurde. Patienten von Station B, die sich selbst als wahnsinnig bezeichneten, hatten offenbar einen Hang zur Hochstapelei. Nachdem sie das wusste, verstand Deborah jetzt den Spott der steifen und stumpfäugigen Kathrin, als die Schwester zu ihr gesagt hatte: «Beruhigen sie sich, Sie sind erregt!»

Und die Frau hatte gelacht: «Ich bin nicht erregt, ich bin bekloppt!» Deborah war schon zwei Monate in der Klinik. Andere Patienten waren gekommen; einige waren auf ‹D› bei den ‹Verrückten› gelandet, und einige waren in andere Kliniken verlegt worden. «Wir werden hier bald Veteranen sein», sagte Carla, «alte Hasen auf der Bekloppten-Farm.» Und vielleicht war das richtig. Mit Ausnahme von ‹D› hatte Deborah keine Angst mehr vor dem Haus. Sie tat, was man ihr sagte, und abgesehen von jener Bezwingerin des Schreckens, Frau Dr. Fried in ihrem unschuldig aussehenden weißen Haus, gab es nichts, das der Zensor mit dem Zeichen außerordentlicher Vorsicht versehen hätte.

«Wie lange wird es dauern, bis wir wissen, ob wir es schaffen oder nicht?» fragte Deborah.

«Ihr Frischlinge seid gerade erst in den Flitterwochen», sagte ein Mädchen, das neben ihnen saß. «Man braucht ungefähr drei Monate. Ich weiß das. Ich bin in sechs von diesen Kliniken gewesen. Ich bin analysiert, paralysiert, schocktraktiert, revoltiert, durchgeschüttelt worden. Ich habe Metrazolamethyl gekriegt und was sie sonst noch alles machen. Alles, was ich jetzt noch brauche, ist eine Gehirnoperation, und dann habe ich das ganze Ritual hinter mir. Helfen tut nichts. Weder dieser Quatsch, noch irgendetwas anderes.» Sie stand auf in der dramatischen, untergangsschwangeren Art, die sie an sich hatte, und verließ sie.

Lactamaeon, der den zweithöchsten Rang in Yr bekleidete, flüsterte: Wenn man dem Untergang geweiht ist, muss man schön sein oder das Drama ist nur eine Komödie. Und darum, du Un-Schöne...

Töte mich, mein Herrscher in der Gestalt eines Adlers, sagte Deborah in der Sprache Yrs zu ihm. Und dann fragte sie Carla in der Sprache der Erde: «Wie lange ist sie schon hier?»

«Über ein Jahr, glaube ich», sagte Carla.

«Heißt das... für immer?»

«Ich weiß nicht», antwortete Carla.

Der Winter umgab sie wie ein Mantel. Es war Dezember, und drau-

ßen vor den Fenstern waren die Äste der Bäume schwarz und steif. Im Aufenthaltsraum schmückte eine Gruppe einen Weihnachtsbaum. Fünf Pfleger und zwei Patienten - mein Gott, sie gaben sich soviel Mühe, dieses Irrenhaus so aussehen zu lassen wie zu Hause. Und es war alles verlogen; ihr Gelächter hing völlig verquer zwischen dem Schmuck (keine scharfen Ränder und kein Glas), und Deborah dachte, sie sollten wenigstens genug Anstand haben, verlegen zu sein. Im Haus der Ärztin ging alles weiter wie bisher: das beharrliche Bohren in ihrer Lebensgeschichte, die Rückzüge, das Verschleiern und Verstecken. Mit Ausnahme ihrer Kontakte zu Carla und Marion auf der Station zog sie sich von der Welt zurück. Das galt sogar für die Unterstimme, die Fragen beantwortete und ihren Platz einnahm, wenn sie selbst in Yr sein wollte. «Ich kann das Gefühl nicht beschreiben», sagte sie und dachte an Yr-Metaphern, die sie gebraucht hatte, um sich selbst und den anderen in Yr zu sagen, was sie wünschte. In den letzten Jahren waren ihr oft Gedanken und auch Ereignisse begegnet, die anscheinend auf der harten Erde niemand sonst teilen konnte. Und so begannen die Hügel, Abgründe und Gipfel von Yr vom Echo eines wachsenden Wortschatzes widerzuhalten, um den fremden Qualen und der Erhabenheit Ausdruck zu verleihen.

«Es muss einige Worte geben», sagte die Ärztin. «Versuch, sie zu finden und lass uns beide daran teilhaben.»

«Es ist eine Metapher - Sie würden es nicht verstehen.»

«Vielleicht könntest du es dann erklären.»

«Es gibt ein Wort - es bedeutet Abgeschlossene Augen, aber es umfasst mehr.»

«Was mehr?»

«Es ist das Wort für Sarkophag.» Das bedeutete, dass ihr Sehvermögen zu gewissen Zeiten nicht weiter reichte als bis zum Deckel ihres Sarkophags, dass für sie selbst, wie für die Toten, die Welt den Umfang ihres eigenen Sarges hatte.

«Mit den Abgeschlossenen Augen - kannst du mich damit sehen?»

«Nur wie ein Abbild, ein Abbild von etwas, das wirklich ist.» Die Unterhaltung jagte ihr unbeschreibliche Furcht ein. Aus diesem Grund begannen die Wände ein wenig zu dröhnen; sie vibrierten wie ein großes blutpumpendes Herz. Anterrabae sagte eine Beschwörungsformel in Yri auf, aber sie konnte seine Worte nicht verstehen.

«Ich hoffe, es befriedigt Sie, mich so auszuforschen», sagte sie zu der mitsamt ihrem Stuhl entschwindenden Ärztin.

«Ich versuche nicht, dir Angst zu machen», sagte die Ärztin, die nicht sah, wie die Wände sich krümmten, «aber wir haben noch soviel zu tun. Ich wollte dich fragen, nachdem wir über die Tumoroperationen gesprochen haben, wie die Welt danach dann plötzlich grau wurde und wie das übrige war, die übrigen Jahre deiner Kindheit.»

Es war schwierig, zu dieser halbanwesenden Gestalt in dem Grauscheier außerhalb Yrs zu sprechen, aber dieses schmerzliche Bewusstsein des Verlusts und der Trauer über die Vergangenheit war lebendig. Wenn diese Ärztin ihm Gestalt verleihen könnte, wäre es vielleicht leichter, die Erinnerung daran zu ertragen. Deborah begann, die Ereignisse zu durchsuchen, und wo immer sie hinsah, war Versagen und Verwirrung. Selbst in dem Krankenhaus, in dem der Tumor vor einigen Jahren so erfolgreich herausoperiert worden war, war sie irgendwie nicht ebenbürtig gewesen in dem Spiel, das dort gespielt wurde. Die Spielregeln hatten aus Lügen und Tricks bestanden, und sie hatte sie durchschaut, aber sie hatte nicht gewusst, wie sie auf das Spiel eingehen sollte - einfach mitmachen und den Lügen glauben? Auch die sogenannte Genesungszeit war eine Heuchelei gewesen, da die Krankheit selbst nicht vorbei war.

Als ihre Schwester Suzy geboren wurde, hatten ihre Sinne ihr gesagt, dass der Eindringling ein rotgesichtiges, runzliges Bündel aus Geschrei und Gestank war, aber die Verwandten hatten sich alle in das Kinderzimmer hineingedrängt und in ihrer Bewunderung ob der Schönheit und Zartheit des neugeborenen Kindes Deborah hinausgedrängt. Sie waren schockiert und ärgerlich gewesen über die Wahrheit, die sie so selbstverständlich gefühlt hatte: dass sie das Ding hässlich fand, es nicht liebte und sich nicht vorstellen konnte, es würde jemals schön sein oder ein Spielgefährte werden.

«Aber sie ist deine Schwester», hatten sie gesagt.

«Ich habe doch nichts damit zu tun gehabt. Ich bin ja noch nicht einmal bei den Vorüberlegungen dabei gewesen.»

Diese Bemerkung hatte das Unbehagen der Familie über sie ausgelöst. Ein schlauer und altkluger Satz für eine Fünfjährige, hatten sie gesagt, aber kalt, beinahe grausam. Ehrlichkeit, ja, hatten sie gesagt, aber eine, die aus Wut und Egoismus entsteht und nicht aus Liebe. Im Laufe der Jahre hatten sich die Tanten und Onkel von Deborah ferngehalten, stolz auf sie, aber lieblos; und Suzy war herangewachsen in sorgloser, heller Lieblichkeit, mädchenhaft, und sie war vorbehaltlos geliebt worden.

Wie ein böser Geist oder wie die Stimme der Besessenheit hatten Deborahs Körper und Mund den Fluch verkündet. Er hatte sie nie verlassen. Wegen der Operation war sie später in die Schule gekommen und war ausgeschlossen von den ersten Freundschaften und Gruppen, die in ihrer Abwesenheit unter den kleinen Schulkameraden entstanden waren. Eine freundliche und bedrückte Mutter, die den verhängnisvollen Makel erkannt hatte, übernahm die Führung und spielte die Gastgeberin für die Mädchen aus der beliebtesten Gruppe. Deborah war zu traurig gewesen, um es ihr auszureden. Makel hin oder her - vielleicht würde Deborah der netten Mutter wegen toleriert werden. Und mehr oder weniger kam es auch so.

Aber in der Nachbarschaft herrschte nach wie vor das Gesetz des alteingesessenen Reichtums, und das «schmutzige kleine Judentöchterchen», das bereits akzeptiert hatte, dass es schmutzig war, war eine gute Zielscheibe für die Raufbolde der Nachbarschaft.

Einer von ihnen wohnte im nächsten Haus. Wenn er sie traf, beschimpfte er sie mit dem tief verwurzelten Generationsfluch, den er liebte: «Jüdin, Jüdin, dreckige Jüdin; meine Großmutter hat deine Großmutter gehasst, meine Mutter hasst deine Mutter und ich hasse dich!» Drei Generationen. Es hatte einen besonderen Klang; selbst sie konnte das fühlen. Und dann kam das Sommerlager.

Man behauptete, es sei überkonfessionell, und das stimmte vielleicht auch im Blick auf die Spitzfindigkeiten, nach denen man die verschiedenen Arten von Protestanten in der gehobenen Mittelschicht unterscheidet, aber sie war die einzige Jüdin. Sie kritzeln die Hassworte an die Wände und in den Abort (dort wo das schlechte Mädchen mit dem Tumor aufgeschrieen hatte, wenn es das Brennen beim Urinlassen fühlte).

Diese Kinder waren mit ihren Hassinstinkten nicht allein, denn Deborah hörte manchmal, dass ein Mann namens Hitler in Deutschland war und dass er mit der gleichen bösartigen Freude Juden tötete. An einem Frühlingstag, bevor sie in das Sommerlager fuhr, hatte sie ihren Vater gesehen, wie er seinen Kopf auf den Küchentisch legte und voller Schmerz über die «Tschechen und die Polen» gepresste Tränen weinte. Im Sommerlager erwähnte ein Reitlehrer in säuerlichem Ton, dass Hitler wenigstens eine gute Sache zuwege gebracht habe und zwar, diesen «Abschaum» aus dem Wege zu schaffen. Flüchtig dachte sie, ob wohl alle einen Tumor hätten.

Deborahs Welt drehte sich um einen angeborenen Fluch und einen besonderen, bittersüßen Glauben an Gott und an die Tschechen und an die Polen; diese ihre Welt war voll von Geheimnissen und Lügen und Veränderungen. Hinter den Geheimnissen waren Tränen; die Wirklichkeit hinter den Lügen war Tod; die Veränderungen waren ein geheimer Kampf, den die Juden - oder Deborah - immer verloren.

Im Sommerlager war Yr zum ersten Mal zu ihr gekommen, aber weder davon, noch von den Göttern, noch dem Chorus und den großen Reichen erzählte sie der Ärztin. Sie ging ganz auf im Erzählen und sah das ausdrucksvolle Gesicht der Ärztin, das stellvertretend für sie Unwillen zeigte. Sie wollte dieser Erdenperson danken, die fähig war, sich zum Zorn bewegen zu lassen. «Ich wusste nicht, dass sie Erden-Wesen in die Geheimnisse einweihen», sagte sie nachdenklich, und dann war sie sehr müde.

Yr hatte sich gegen sie versammelt, als sie auf die Station zurückkam. Sie saß auf einem harten Stuhl und hörte die Schreie und das Heulen des Chorus und das Röhren der tieferen Ebenen in Yrs Reichen. Höre, Vogel-Wesen; höre, Wildpferd-Wesen; du bist nicht

eine von ihnen! Die Yr-Worte befahlen ihr dröhnend, sich in alle Ewigkeit zurückzuziehen. Schau mich an! Anterrabae fiel und sagte: Du spielst für immer mit der Hölle, du gehst um deine eigene Zerstörung herum und stocherst hier und dort mit dem kleinen Finger darin. Du wirst das Siegel brechen. Du wirst zugrunde gehen. Und dann im Hintergrund: Du bist nicht eine von uns aus dem grausamen Rachen des Chorus.

Anterrabae sagte: Du hast niemals zu ihnen gehört, niemals. Du bist völlig anders.

Es lag ein anhaltender, tiefer Trost in dem, was er sagte. Ruhig und glücklich machte sich Deborah daran, sich selbst und den anderen zu beweisen, wie tief der Abgrund zwischen ihnen gähnte. Sie hatte den Deckel einer Blechdose auf einem ihrer Spaziergänge gefunden und aufgehoben - wissend und doch nicht wissend, was sie sich davon erhoffte. Die Ränder waren gewellt und scharf. Sie zog das Metall an der Innenseite ihres Oberarms hinunter und beobachtete, wie das Blut langsam an den sechs oder sieben Spuren heraustrat, die das Metall bis hinunter unter den Ellbogen hinterließ. Es war kein Schmerz, nur das unangenehme Gefühl vom Widerstand ihres Fleisches. Der Blechdeckel wurde wieder hinuntergezogen und folgte sorgfältig und willig den ursprünglichen Schnitten. Sie arbeitete angestrengt, schnitt tiefer und tiefer, etwa zehnmal. Hinauf und herunter. Bis die Innenseite ihres Arms eine blutige Masse war. Dann schlief sie ein.

«Wo ist die Blau? Ich sehe ihren Namen hier nicht.»

«Sie haben sie nach oben gebracht auf die Geschlossene. Cates kam heute morgen ins Zimmer, um sie zu wecken und sah eine richtige Schweinerei - Blut auf den Bettbezügen und auf ihrem Gesicht, und den ganzen Arm mit einer Blechdose zerschnitten. Uff! Eine Tetanusspritze und schnurstracks in den Fahrstuhl.»

«Es ist komisch... Ich konnte mir niemals vorstellen, dass die Kleine wirklich krank war. Jedes Mal wenn ich sie sah, dachte ich: Da läuft das reiche Mädchen. Sie hatte einen Gang, als ob wir alle es nicht wert wären, angeguckt zu werden. Alles war unter ihrer Würde; und diese sarkastische Art, in der sie manches sagte - nicht was sie sagte eigentlich, aber diese Kälte. Eine verwöhnte, reiche kleine Pute, mehr nicht.»

«Wer weiß schon, was in ihnen vorgeht? Die Ärzte sagen, dass sie alle krank genug sind, um hier zu sein und dass diese Therapie-Stunden verdammt anstrengend sind.»

«Diese patzige kleine Hexe hat in ihrem ganzen Leben noch nichts Anstrengendes getan.»

7.

Sie hatte furchtbare Angst vor der Geschlossenen Station, wo selbst der Schein von Trost und Normalität beseitigt war. Frauen saßen kerzengerade auf harten Stühlen, saßen oder lagen auf dem Boden - stöhnen und stumm und tobend. Und die Stationsschwestern und Pfleger waren groß, schwer, muskulös. Es war irgendwie furchterregend und irgendwie tröstlich auf eine Weise, die mehr umfasste als nur den Trost, den die Endgültigkeit des Aufenthalts dort vermittelte. Sie sah aus dem Fenster, das vergittert und mit Draht geschützt war wie eine Fechtmaske, und wartete darauf, herauszufinden, warum etwas unauffällig Gutes an diesem furchterregenden Ort zu sein schien. - Eine Frau war von hinten an sie herangetreten. «Du hast Angst, nicht?»

«Ich bin Lee.»

«Pflegerin oder so etwas?»

«Mein Gott, nein. Ich bin psychotisch wie du... Ja, das bist du; wir sind es alle.»

Die Frau war klein, dunkelhaarig und gestört, aber sie hatte weit genug aus sich selbst hinausgesehen, um die Furcht eines anderen zu entdecken, und hatte als Patientin den ganz direkten und unmittelbaren Zugang, den niemand vom Pflegepersonal je bekam. Sie hat Mut, dachte Deborah. Nach dem wenigen, das sie wusste, hätte ich ihr einen überziehen können. Und plötzlich wusste Deborah, was an Station D gut war: keine verlogene Höflichkeit mehr oder der Zwang, nach den unverstehbaren Gesetzen der Erde zu leben. Wenn die Blindheit kam oder die harten Schmerzkrämpfe von dem nichtexistierenden Tumor oder die Hölle, würde niemand sagen: «Was sollen die Leute denken!», «Benimm dich wie eine Dame» oder «Mach kein Theater!»

Im Nachbarbett war die erste geheime Gemahlin Edwards VIII., des abgedankten Königs von England, die von den Feinden des Ex-Königs VIII. auf geheimnisvolle Weise an diesen Ort - es war ein Bordell - gebracht worden war. Als die Schwester Deborahs Habselfigkeiten in den kleinen Einbauschrank einschloss, stand die Frau auf - sie hatte gerade auf ihrem Bett gesessen und ihr strategisches Vorgehen mit der unsichtbaren Gestalt des Premierministers besprochen - und kam zu Deborah. Ihr Gesicht war voll Mitleid. «Du bist zu jung für dieses üble Haus, meine Liebe. Wahrhaftig, du musst noch Jungfrau sein. Seit ich herkam, bin ich jede Nacht vergewaltigt worden.» Sie kehrte zu ihrer Besprechung zurück.

«Wo werde ich euch hier allein begegnen?» rief Deborah Lactamaeon und den Seinen zu.

Es gibt immer Wege, kam das Echo aus Yr. Wir werden die Gäste

dieser nicht-geheimen Nicht-Gemahlin des abgedankten Königs von England nicht bedrängen noch bestürmen. Yr schallte wider von Gelächter, aber die Hölle war sehr nahe.

«In Begleitung?» fragte die Ärztin Deborah und sah die Pflegerin, die neben ihr stand, spöttisch an.

«Sie ist jetzt oben auf Station D», sagte die Pflegerin ohne besonderen Nachdruck und postierte sich draußen vor dem normal aussehenden, verminten, kultivierten Sprechzimmer.

«Na, was ist passiert?» Die Ärztin sah die Verlorenheit und die Furcht unter der Maske von Streitbarkeit auf Deborahs Gesicht.

Deborah setzte sich hin und krümmte sich über den verwundbaren Unterleib und das, was darunter war, wo der leicht zu weckende Tumor wartete. «Ich musste es eben tun, das ist alles. Ich habe meinen Arm ein bisschen gekratzt - das ist alles.»

Die Ärztin sah sie gespannt an und wartete auf ein Zeichen dafür, wie ernsthaft sie nach Gründen zu suchen bereit war. «Zeig ihn mir», sagte sie. «Zeig mir den Arm.»

Brennend vor Scham machte Deborah den Ärmel auf.

«Mein lieber Mann!» sagte die Ärztin in ihrem komischen Umgangssenglisch mit dem deutschen Akzent. «Das wird ein Prachtexemplar von einer Narbe!»

«Alle meine Tanzpartner werden sie sehen und zurückzucken.»

«Es ist nicht unmöglich, dass du eines Tages tanzen und wieder in der Welt leben wirst. Du weißt, nicht wahr, dass du in großen Schwierigkeiten bist? Es ist Zeit, mir alles zu erzählen, was dich zu dieser Geschichte hier gebracht hat.»

Sie fürchtete sich nicht, stellte Deborah fest, war nicht erschrocken, zog es nicht ins Lächerliche und benutzte keinen jener hundert falschen Ausdrücke, mit denen die Leute angesichts ihrer Schwierigkeiten immer aufgewartet hatten. Sie war nur ganz ernst. Deborah begann, ihr von Yr zu erzählen.

Vor langer Zeit - merkwürdig, jetzt daran zu denken - waren die Götter von Yr Gefährten gewesen - heimliche Prinzen, die an ihrer Einsamkeit teilgehabt hatten. Im Sommerlager, wo sie gehasst worden war, in der Schule, wo ihr Anderssein sie im Laufe der Jahre mehr und mehr von den andern getrennt hatte, hatte Yr sich weiter und weiter für sie ausgedehnt, je mehr die Einsamkeit sich vertiefte. Seine Götter waren lachende, goldene Gestalten, wie Schutzengel, und sie pflegte umherzustreifen, um ihnen zu begegnen. Aber irgend etwas veränderte sich, und Yr verwandelte sich von einer Quelle der Schönheit und des Schutzes zu einer Quelle von Furcht und Leid. Allmählich wurde Deborah gezwungen, sie zu besänftigen und zu versöhnen, wenn sie von dem Königsthron eines hellen und tröstlichen Yr in das Gefängnis seiner dunkleren Orte gewirbelt wurde. Sie

war Königin unter Göttern an den Tagen des Hohen Kalenders, erniedrigt und erbärmlich an den Tagen des Niederer. Auch war sie nun gezwungen, das schwindelerregende Hin und Her zwischen den Welten auszuhalten und den Hass der Welt zu ertragen, der in den feierlich vorgetragenen Verwünschungen des Chorus Gestalt gewann. Sie war Eigentum und Sklave des Zensors, dem die Aufgabe übertragen war, die geheimen Samenkörner der Welt Yrs davor zu bewahren, auf den Boden der Erde geweht zu werden, wo sie zu blühendem Wahnsinn aufsprossen würden, so dass die ganze Welt es sehen und davor entsetzt zurückschaudern würde. Der Zensor hatte die Rolle eines Tyrannen beider Welten übernommen. Einstmals ihr Beschützer, hatte sich der Zensor jetzt gegen sie gewandt. In ihren Augen lag der Beweis für Yrs Wirklichkeit gerade in Yrs Grausamkeit, denn Yr war so wie die Welt, deren Versprechungen Lügen waren und deren Vergünstigungen und Vorrechte sich am Ende als Böses und als Qual erwiesen. Lieblichkeit verwandelte sich in Bedürfnis, das Bedürfnis in Zwang, der Zwang in totale Tyrannie.

«Und es hat seine eigene Sprache?» fragte die Ärztin und erinnerte sich an die lockenden Worte und daran, wie Deborah sich gleich darauf wieder in sich zurückgezogen hatte.

«Ja», sagte Deborah. «Es ist eine Geheimsprache, und manchmal benutze ich eine latinisierte Schutzsprache - aber das ist natürlich nur ein Schutzschild, eigentlich ein Kniff.»

«Die wirkliche Sprache kannst du nicht immer benutzen?»

Deborah lachte, weil die Frage so absurd war. «Das wäre so, als wenn man einen Leuchtkäfer mit Blitzen ausstattete.»

«Aber dein Englisch hört sich doch ganz gewandt an.»

«Englisch ist für die Welt da - um dadurch enttäuscht und damit gehasst zu werden. Yri ist da, um zu sagen, was es zu sagen gibt.»

«Deine Zeichnungen - in welcher Sprache machst du die... ich meine, wenn du daran denkst, denkst du in englisch oder in Irie?»*

«Yri.»

«Verzeihung», sagte die Ärztin. «Vielleicht bin ich ein bisschen eifersüchtig, weil du deine Sprache dazu benutzt, dich mit dir selbst zu verständigen und nicht mit uns von dieser Welt.»

«Meine Bilder mache ich in beiden Sprachen», sagte Deborah, aber die Drohung hörte sie sehr wohl und den Anspruch auf Verständigung, den die Ärztin erhob.

«Die Zeit ist um», sagte die Ärztin sanft. «Es war richtig von dir, mir von der geheimen Welt zu erzählen. Ich möchte, dass du zurückgehst und jenen Göttern und dem Chorus und dem Zensor sagst, dass ich mich von ihnen nicht einschüchtern lassen werde und dass

*Irie: von englisch eerie - angsterregend. Yri: die Sprache Yrs (Anmerkung des Übersetzers)

keiner von uns beiden aufhört weiterzuarbeiten, nur weil sie Macht haben.»

Das erste Geheimnis war preisgegeben, aber es war immer noch Tag, als Deborah und die Pflegerin zur Klinik zurückgingen. Keine Blitze, kein Donnergrollen aus Yr. Die letzte Stationstür wurde hinter ihr verschlossen, und man fing gerade an, das Mittagessen auszuteilen. Auf der Station war die Oberschwester abgelöst worden, und die neue gab Metalllöffel aus anstelle der hölzernen. Bei der Zählung fehlten zwei. Als die Suche ernsthafter wurde, begann Doris, eines der neuen Mädchen, zu lachen. «Alle ruhig bleiben! Ruhig!» Für Deborah waren dies für einige Zeit die letzten klaren Erdenworte; es entstand eine Falte in der Zeit.

Der Stationsarzt von D sagte gerade: «Wie fühlst du dich?» Deborah konnte nur mit großen Schwierigkeiten sprechen. Deshalb zeichnete sie es mit ihren Händen nach: ein Emporfluten. Sie konnte nur undeutlich sehen.

«Du siehst ziemlich ängstlich aus», sagte er.

Die Flut begann zu tosen. Nach einer Weile kam die Stimme wieder durch. «Weißt du, was eine Kaltpackung ist? Ich lasse eine für dich Fertigmachen. Zuerst ist es ein bisschen unangenehm, aber, wenn du eine Weile drin bist, macht es dich vielleicht ruhiger. Es tut nicht weh - mach dir keine Sorgen.»

Pass auf diese Worte auf... es sind die gleichen Worte. Auf solche Worte folgt Betrug und... Der Schlag von dem Tumor krümmte sie auf dem Boden zusammen: Eine berstende Ader des Entsetzens entleerte sich, und darin war Dunkelheit, sogar jenseits des Machtbereichs von Yr.

Das Bewusstsein, das nach einiger Zeit wiederkehrte, war stumpf. Sie wurde gewahr, dass sie auf einem Bett mit einem eiskalten nassen Tuch lag, das unter ihrem nackten Körper ausgespannt war. Ein zweites Tuch war über sie geworfen und ebenfalls festgezogen. Dann merkte sie, dass sie zwischen den Tüchern hin- und hergerollt wurde, während andere um ihren Körper gewickelt wurden. Dann kamen die Gurte, das Festziehen; es zwang sie, auszuatmen und drückte sie tief in das Bett. Was immer man da machte - sie blieb nicht bis zum Ende dabei.

Einige Zeit später wurde Deborah aus der Hölle erlöst, und ihre Wahrnehmungen waren so klar wie der Morgen. Sie war immer noch in der Packung eingewickelt und festgebunden. Aber ihre eigene Körperwärme hatte die Tücher erwärmt, bis diese die Temperatur ihrer eigenen Plackerei zu haben schienen. All die Qual und all der Kampf dienten nur dazu, den Kokon zu erwärmen; die Wärme dazu, sie zu erschöpfen. Sie bewegte ihren Kopf ein wenig, ermüdet von

der Anstrengung - er war das einzige, was sie bewegen konnte.

Nach einer Weile kam jemand. «Wie fühlst du dich?»

«Ja...» Ihre Stimme klang erstaunt. «Wie lange bin ich jetzt hier?»

«Ungefähr dreieinhalb Stunden. Vier Stunden sind die Regel, und wenn du in Ordnung bist, lassen wir dich in einer halben Stunde aufstehen.» Er ging hinaus. Ihre Gelenke begannen unter dem Druck der Gurte zu schmerzen, aber die Realität war immer noch da. Sie war erstaunt, dass sie in der Lage gewesen war, aus der tiefsten Tiefe emporzukommen ohne die Qual des Aufstiegs.

Nach langer Zeit, so schien es ihr, kamen sie, um sie heraus zu lassen. Während sie sie befreiten, studierte sie die Konstruktion des Kokons. Eine Eispackung war unter ihrem Hals und eine Wärmflasche an ihren Füßen. Ober- und unterhalb all dieser Hüllen, die den Mumienschrein bildeten, waren Tücher ausgebreitet. Über den Tüchern waren drei breite und lange Segeltuchbahnen gespannt, die an jeder Seite des Bettes über Brust, Bauch und Knien straff angezogen und verknotet waren. Ein vierter Streifen war um ihre Füße verknotet und an den Gitterstäben des Bettes festgemacht. Die Hüllen bestanden aus großen Tüchern, die um den Körper herumreichten; drei gingen ineinander über wie weiße nasse Blätter, und eins auf der Innenseite hielt die Arme seitlich am Körper.

Deborah war schwach, als sie aufstand, und hatte Schwierigkeiten beim Gehen, aber ihr Welt-Selbst war emporgestiegen. Als sie angezogen war, ging sie zu ihrem Bett zurück, um sich hinzulegen. Die nicht-geheime Nicht-Gemahlin des abgedankten Königs von England war ganz besorgt. «Du arme kleine Hure», sagte sie, «ich habe gesehen, was sie mit dir gemacht haben, weil du nicht mit diesem Arzt schlafen wolltest! Sie haben dich so festgebunden, dass du dich nicht bewegen konntest. Dann kam er und hat dir Gewalt angetan.»

«Ein schöner Lohn!» antwortete Deborah säuerlich.

«Lüg mich nicht an! Ich bin die nicht-geheime Nicht-Gemahlin des abgedankten Königs von England!» schrie die Gemahlin. Ihre Fantasiegestalten umfluteten sie, und sie begann, mit ihnen zu plaudern - eine Parodie auf all den adligen Klatsch mit klirrenden Teetassen. Die Höflichkeit veranlasste sie, Deborah vorzustellen, an der die Streifen, die die Tücher hinterlassen hatten, gerade zu verblassen begannen: «Und dies hier ist die kleine Nutte, von der ich euch erzählt habe.»

8.

«Gewalttätig... was bedeutet gewalttätig?» sagte Esther Blau und sah noch einmal auf den Bericht. Sie hoffte, dass das Wort sich verändern oder dass irgendein anderes modifizierendes Wort erscheinen würde, so dass sie es in eben die angenehme Tatsache verwandeln konnte, die sie wünschte. In seiner kurzen, unpersönlichen Art riet der monatliche Bericht zur Geduld. Aber die Fakten, die er enthielt, waren unzweideutig, und die Unterschrift am Ende stammte von einem anderen Arzt, dem Leiter der Station für Gewalttätige. Esther schrieb sofort an die Klinik und erhielt nach kurzer Zeit eine Antwort, die besagte, ein Besuch sei nicht ratsam.

In panischer Angst schrieb Esther an Frau Dr. Fried. Vielleicht könnte sie noch einmal hinkommen, nicht um Deborah zu sehen, da die Klinik es für nicht ratsam hielt, sondern um mit Deborahs Ärzten über diese Veränderung zu sprechen. Die Antwort war der Versuch eines aufrichtigen Menschen, zu trösten. Auch dieser Brief riet zur Geduld. Natürlich, wenn sie und ihr Mann ein Gespräch für notwendig hielten, würde man ihnen Termine geben; aber dieser, scheinbare Rückschlag sei an sich noch kein Grund zur Angst.

Esther erinnerte sich an die Schreie von diesem hohen, mit Doppelgittern versehenen Ort, und sie schauderte. Sie las den Brief immer wieder und spürte den untergründigen Bedeutungsstrang wie eine verborgene Botschaft auf. Sie durfte weder ihre noch Jacobs Furcht das durchkreuzen lassen, was ihrer Tochter geschah. Sie musste warten und aushalten. Still legte sie den Brief und den Bericht weg zu den andern. Sie sah ihn nie wieder an.

«Ich möchte gern wissen, ob es da ein bestimmtes Grundmuster gibt...» sagte Frau Dr. Fried. «Du gibst ein Geheimnis unserem Blick preis, und dann kriegst du solche Angst, dass du in Deckung gehst: hinein in deine Panik oder in deine geheime Welt. Yrhin oder dort-hin.»

«Hören Sie auf mit meinen Wortspielen», sagte Deborah und beide lachten ein bisschen.

«Also, dann erzähl mir, welchen Rhythmus diese Störungen bei dir haben.» Sie sah ihre Patientin gespannt an, voll Interesse an dieser Welt, die einmal eine Zuflucht gewesen, dann plötzlich grau geworden war und die sich jetzt als Tyrannie erwies, deren Herrschern Deborah viele Tage ihres Lebens opfern musste, um sie zu besänftigen.

«Eines Tages...», begann Deborah, «eines Tages ging ich von der Schule nach Hause, und Lactamaeon kam zu mir und sagte: Drei Wandlungen und ihre Spiegel und dann Tod. Er sprach Yri, und in Yri

hat das Wort für Tod auch die Bedeutung von Schlaf, Wahnsinn und Hölle. Ich verstand nicht, was er meinte. Die erste Wandlung bestand, das wusste ich, darin, vom Krankenhaus nach Hause zu fahren, nachdem der Tumor angeblich heraus war. Der Spiegel dazu war die gebrochene Blume, die ich Jahre später sah. Die zweite Wandlung bestand darin, dass sie mich im Sommerlager beschämt machten, und der Spiegel dazu war eine Episode mit einem Auto, als ich ungefähr vierzehn war. Die dritte Wandlung bestand im Umzug in die Stadt und der Spiegel dazu - im voraus angekündigt - machte die Prophezeiung wahr. Ob es der Schnitt in mein Handgelenk war oder, dass ich hierher kam, das weiß ich nicht. Aber es war der Tod, von dem Lactamaeon gesprochen hatte.»

«Zwei der Wandlungen geschahen, bevor der Gott - oder was immer er ist - sie ankündigte, oder?»

«Aber bei der dritten war es nicht so und bei den Spiegeln auch nicht.» Und sie begann, von der Verwobenheit von Prolog und Schicksal zu erzählen, aus denen das Gefüge ihrer geheimen Welt bestand.

Als der Tumor entfernt war, hatten alle jubiliert. Sie hatten sie vom Krankenhaus durch einen leichten Regen nach Hause gefahren und sie hatten die ganze Zeit gelacht. Deborah hatte hinten im Wagen gestanden und auf den grauen Himmel und die nassen Straßen gestarrt, wo die Leute sich fester in ihre Mäntel hüllten. Nicht hier im Wagen war für sie Wirklichkeit: die singende Mutter und der fröhliche Vater, sondern draußen am trüben Himmel, der nach dem eben aufhörenden Regen noch dunkel über ihnen hing. Es kam ihr der Gedanke, dass diese Dunkelheit jetzt und für immer die Farbe ihres Lebens sein würde. Jahre später, nachdem zwischen ihrer Seele und der Welt andere Wirklichkeiten begründet worden waren, hatte Lactamaeon sie an diesen Tag der Erkenntnis erinnert.

Schon bevor sie in jenes Krankenhaus gekommen war, hatte sie einen Traum gehabt: Ein weißes Zimmer - das Zimmer im Krankenhaus, wie sie es sich vorstellte - und ein offenes Fenster, durch das sie einen schimmernden, blauen Himmel sah, über den eine rasch sich verändernde weiße Wolke ritt. Im Fenster stand ein Blumentopf, und eine rote Geranie wuchs darin. «Siehst du -», sagte die Traumstimme, «es gibt Blumen in einem Krankenhaus und auch Kraft. Du wirst leben und stark sein.» Aber plötzlich wurde in dem Traum die Luft dunkel und durch das Fenster sah man, wie der Himmel schwarz wurde, und ein Stein, von irgendwoher geworfen, zerschmetterte den Topf und zerbrach die Pflanze. Ein Schreien und die Vorahnung von etwas Schrecklichem.

Viele Jahre später war eine Kunstschülerin - die Stimme verbittert, eine völlig andere Deborah - an einem zerbrochenen Blumentopf vorbeigekommen, der auf die Straße gefallen war. Die Erde war

herausgefallen, und eine rote Blüte hing dort im Gewirr ihrer eigenen Wurzeln und des Stängels. Lactamaeon flüsterte neben ihr: Siehst du - siehst du! Die Wandlung hat stattgefunden und der Spiegel der Wandlung ist hier. Es ist vollendet. Noch zwei Wandlungen und noch zwei Spiegel dieser Wandlungen und dann Imorb (jenes Wort in der Bedeutung von Tod oder Schlaf oder Wahnsinn; ein Wort wie der Seufzer der Hoffnungslosigkeit).

Die zweite Wandlung kam, als sie neun war, und sie kam gleichzeitig mit ihrem Schamgefühl. Es war der erste Tag jenes dritten Sommers, den sie im Lager verbrachte, und sie kämpfte immer noch gegen das an, was sie als Ungerechtigkeit empfand: als sie selbst geboren zu sein. Sie beschwerte sich über die beiden Mädchen, die sie lächerlich gemacht und sich geweigert hatten, sie neben sich gehen zu lassen. Der Lagerleiter sah sie scharf an: «Wer hat denn diese Worte tatsächlich zu dir gesagt: «Wir gehen nicht mit stinkenden Juden...», war es Claire oder Joan?»

Weil es der erste Tag war, fand sich Deborah unter den Namen und Gesichtern im Schwarm der Mädchen noch nicht zurecht. «Es war Claire», antwortete sie. Erst als Claire gerufen wurde und hitzig leugnete, diese Worte gesagt zu haben, wurde Deborah klar, dass Claire nur zugehört und zustimmend genickt hatte und dass Joan die Sprecherin gewesen war.

«Claire bestreitet das, was sagst du jetzt?»

«Nichts.» Der Zug des Verderbens blieb in seinem Gleis. Sie hörte auf zu kämpfen und sagte nichts mehr.

Am Abend jenes Tages fand eines von diesen Kameradschaftslagerfeuern statt, an das sich Lagerteilnehmer noch Jahre später mit wehmütiger Trauer über die Unschuld ihrer Jugend erinnern. Der Lagerleiter hielt eine leidenschaftliche Rede über «eine Lügnerin in unserer Mitte, die ihre Religion dazu benutzt, Mitleid zu wecken und unschuldige Mädchen in Schwierigkeiten zu bringen - eine unter uns, die sich zu allem Bösen, zu aller Schande herablassen würde». Er wolle keinen Namen nennen, sagte er, aber alle wussten, wer es war. Einige Tage später, als sie sich wegstehlen konnte, um für eine Weile allein zu sein, hörte sie eine Stimme von irgendwoher, die in süßem, dunklem Ton sagte: Du bist nicht eine von ihnen. Du bist eine von uns. Sie sah sich nach der Stimme um, aber die war eingewoben in das Mosaik von Blättern und Sonnenlicht.

Kämpfe nicht länger gegen ihre Lügen. Du bist nicht eine von ihnen. Nach einiger Zeit - sie hoffte, die Stimme noch einmal zu hören und wurde trauriger durch ihren Verlust - fand sie sie wieder in der Sternennacht, unhörbar für die anderen, die mitgingen, die gleiche volle Stimme, die sprach, als wäre es ein Gedicht: Du kannst unser Vogel sein, frei im Wind. Du kannst unser wildes Pferd sein, das seinen Kopf schüttelt und sich nicht schämt.

Die Scham war die zweite Wandlung. Aber das Emporsteigen der Götter, die ersten Anzeichen dessen, was einmal Yr werden würde, machten die Scham zweitrangig. Der Hass der Menschen in der Welt war plötzlich keine Wunde, sondern eher ein Beweis für die Wahrheit Yrs - und das wurde widergespiegelt, als ganz plötzlich Anterrabae sie im Auto aus einer Schar heraus anrief; und sie musste ihre Leute veranlassen, anzuhalten und sie gehen zu lassen. Im Sommerlager hatte die Welt sie Stunde um Stunde in ihrem Bann gehalten, aber von nun an konnte sie niemand mehr halten, denn sie gehörte anderweit, wie Yr sagte.

Die dritte Wandlung war der Umzug in die Stadt. Mutter hatte gedacht, es würde eine so erfreuliche Veränderung sein. Endlich würden sie ihre eigenen vier Wände haben, selbst wenn es nur eine Mietwohnung war, und Deborah würde Freunde in ihrem Alter finden. Die hatte gelacht, als sie das alte Haus verließen, denn sie wusste, dass sie das Verderben mitnahmen. In der Stadt würde der verhängnisvolle Makel mit noch größerer Deutlichkeit hervortreten, und die Folgen würden klarer sein. Endlich würde der alte Hass und die Einsamkeit nicht länger der Tatsache zugeschrieben werden können, dass sie Juden waren. Aber der Hass der alten Umgebung war vertraut geworden. In der Stadt gruben neue Verachtung und neue Einsamkeit ihre Gräben tief in die Teile ihres Gefühls, die sich bis dahin noch nicht verhärtet hatten.

Diesmal war der Spiegel eine weitere Verlegenheit. Eine Sportlehrerin sonderte sie aus und machte eine verächtliche Bemerkung über ihre Ungeschicklichkeit. Sie stürzte kopfüber in die Hölle. Sie verbrachte drei Tage schlafwandelnd in einem Albtraum, unsichtbar für ihre eigene Seele und unhörbar für ihre eigenen Ohren.

Dann, eines Abends kurz vor ihrem sechzehnten Geburtstag, kam sie von einem Arzt zurück, beladen mit dem nicht vorhandenen Schmerz ihres nicht vorhandenen Tumors. Anterrabae und Lactamaeon waren bei ihr und der Zensor und der Chorus ebenfalls. Mitten im Lärm der widerstreitenden Forderungen und Verwünschungen merkte sie plötzlich, dass sie irgendwie wieder einen Tag verloren hatte. In unerklärbarer Weise faltete die Zeit sich wieder zusammen, es war ein anderer Zeitpunkt, und sie wurde eben von einem Polizisten verfolgt. Als er sie eingeholt hatte, fragte er sie, was los sei; in großem Entsetzen war sie vor irgend etwas weggegangen.

Sie versicherte ihm, dass nichts los sei und tauchte sogar in einem der Gebäude unter, um wegzukommen. Als sie wieder herauskam, marschierte sie nach dem langsam, tiefen Rhythmus eines Trommelschlages. Er ist gekommen. Der Imorph ist endlich da. Dann kam ein langes, ruhiges, rhythmisches Trommeln und großer Friede, denn es war nicht mehr notwendig, zu kämpfen oder Widerstand zu leisten. Drei Wandlungen und drei Spiegel, alles genauso, wie Lactamaeon

gesagt hatte.

«Aber ich konnte nicht sicher sein. Ich lasse mich ganz leicht täuschen, wissen Sie. Einer meiner Namen in Yr ist sogar Die-Immer-Getäuschte.»

«Da zwei von deinen drei Wandlungen sich ereigneten, bevor die Götter für dich überhaupt Gegenwart waren, bin ich nicht sicher, ob du sie nicht erst im nachhinein so interpretiert hast. Ich überlege mir, ob sie dich vielleicht nur täuschen, um das Bild zu bestätigen, das du von der Welt hast.» Die Ärztin beugte sich in ihrem Stuhl vor, sie fühlte Deborahs Erschöpfung, während diese ihre, wie es ihr selbst schien, innersten Motive offen legte. Eine geheime Sprache, die eine noch geheimere verbarg; eine Welt, die eine verborgene Welt verschleierte; und Symptome, die noch tiefere Symptome bewachten, zu denen vorzudringen noch nicht die Zeit war - und diese wiederum verbargen einen viel, viel tiefer brennenden Wunsch, den Wunsch zu leben. Sie wollte diesem benommenen Mädchen vor ihr sagen, dass diese Krankheit, vor der sich jeder scheute, die jeder fürchtete, eine Anpassung war; diese verborgenen Welten - alle wie sie da waren - und die Sprachen und Geheimzeichen und Sühneopfer, all das waren für sie Mittel, um in einer Welt von Anarchie und Terror am Leben zu bleiben.

«Weißt du... was so furchtbar ist, wenn man geisteskrank ist, ist der schreckliche Preis, den man für das überleben bezahlen muss.»

«Wenigstens heißt Verrücktsein irgendwo sein.»

«Genau das, aber eben immer noch in einer Gruppe, bei anderen Leuten.»

«Nein! Nein!»

«Du gehörst dazu, aber du zahlst einen furchtbaren Preis dafür.»

«Nein, ich gehöre hier zu keinem! Weder zu Ihnen noch zur Welt! Anterrabae hat mir das vor langer Zeit gesagt. Ich gehöre zu Yr!» Aber Deborah wusste, dass die Ärztin vielleicht ein klein wenig Recht hatte. Sie hatte den Worten ihren Verstand so geöffnet, wie ein Auge, an Dunkelheit gewöhnt und von Wimpern verschleiert, sich vorsichtig dem Licht öffnet und, wenn es auch nur ein bisschen geblendet wird, sich eine Sekunde zu spät schließt. Das Licht war hereingekommen, und es war unüberwindbar, selbst, nachdem das Auge es zurückgewiesen hatte. Zu spät, es noch ungesehen zu machen. Letzten Endes war sie auf Station D zu Hause, mehr als sie jemals irgendwo vorher zu Hause gewesen war, und zum erstenmal als ein erkennbares und definierbares Ding - eine von den Verrückten. Sie würde eine Fahne haben, unter der sie stehen konnte.

Nach der Sitzung ging Frau Dr. Fried in ihre Küche und begann, Kaffee aufzubrühen. Spiegel und Wandlungen! Sind nicht alle menschlichen Augen Zerrspiegel? Wie hundertmal zuvor stand sie

hier wieder zwischen der Wahrheit eines Menschen und der eines anderen und staunte darüber, wie verschieden diese Wahrheiten waren trotz der Liebe, die vorhanden war und trotz der gemeinsamen Erfahrungen vieler Jahre. Nach der Tumorgeschichte und dem Antisemitismus im Sommerlager musste diese bösartige und verderbliche Einsamkeit begonnen haben, die der Boden von Geisteskrankheiten ist; all die Liebe, die Esther gab, war von Deborah anders interpretiert worden. Wenn die Tochter mit Sicherheit verdammt war, musste sie das Gefühl haben, dass ihre Mutter das wusste und anstelle von Liebe Mitleid anbot und Märtyrergefühle anstelle von Stolz.

Als der Kaffe zu kochen begann, sah sie hin und fühlte sich plötzlich ein wenig alt und verwirrt. Die Mutter war wirklich eindrucksvoll. «Bezaubernd... ein großes Bedürfnis, bezaubernd zu sein und überall Erfolg zu haben...», murmelte sie der leeren Tasse vor sich zu. «Sie muss sich immer an anderen messen, glaube ich. Sie dominiert, aber da ist auch aufrichtige Liebe... Meine Güte!» Mit diesem aus der Sprache ihrer Kindheit und ihrer Jugend vertrauten Ausdruck sprang sie auf, weil der Kaffe überkochte und unter dem Deckel hervorspritzte.

Deborah ging auf die Station zurück und sehnte sich nach einem Ort, wohin sie gehen konnte, um wirklich allein zu sein. Alleinsein war hier eine zweideutige Angelegenheit, denn obwohl die Klinik voll war, die Flure voll waren, die Stationen voll waren, waren ihre Bewohner alle voneinander getrennt. In all den Kliniken, von denen sie gehört hatte, gab es diese atomisierten Armeen von Menschen, die ihren Anspruch auf Zugehörigkeit zu allen sonstigen Gruppen und Ordnungen dieser Welt aufgegeben hatten. Einige der Patienten auf ihrer Station waren bis zur Bewegungslosigkeit gebremst worden. Einige andere, wie die geschändete Gemahlin des ermordeten Ex-Präsidenten, hatten sich ihre eigenen Königreiche errichtet und schienen - anders als Deborah – den Randgebieten irdischer Wirklichkeit nicht einmal nahe zukommen.

Viele der Patienten hatten die übernatürliche Fähigkeit, beinahe auf den ersten Blick, wie es schien, zu wissen, wo die Schwächen des anderen lagen und wie groß und unüberwindbar diese Schwächen waren. Aber als ob die Kräfte der Selbstzerstörung Angst davor hätten, war diese Fähigkeit mit der völligen Unfähigkeit gepaart, dieses Wissen absichtsvoll zu gebrauchen. Ihnen allen war beigebracht worden, «zivilisiert» zu sein und niemals über Krüppel zu lachen oder mit Steinen nach Verunstalteten zu werfen oder alte Männer auf der Straße anzustarren. Sie gehorchten diesen Geboten, aber wenn es sich um unsichtbare Schwächen handelte, nahmen sie Geheimnisse mit geschulten Augen wahr, und sie hörten die unaus-

gesprochenen Ausreden der sogenannten Gesunden mit genau darauf abgestimmten Ohren, und sie waren, erbarmungslos. Aber ihre Grausamkeit war jenseits ihres eigenen Fassungsvermögens, jenseits ihrer Kontrolle.

Deborah beobachtete, dass einer der Pfleger Abend für Abend von den Patienten angegriffen wurde. Die Angreifer waren immer die Kränksten auf der Station - ohne jeden Kontakt, von der «Realität» weit entfernt. Doch immer entschlossen sie sich, den gleichen Mann anzugreifen. Am Tage nach einem dieser Angriffe, der ungewöhnlich gewalttätig gewesen war, fand eine Untersuchung statt. Der Kampf war in eine Schlacht aller gegen alle ausgeartet; Patienten und Personal waren braun und blau geschlagen und bluteten; der Stationsarzt musste jedem Fragen stellen. Deborah hatte den Kampf vom Fußboden aus beobachtet in der Hoffnung, dass ein Pfleger über ihren Fuß stolpern würde, so dass sie vielleicht eine kleine Parodie auf den Heiligen Augustinus hätte zustandebringen und später sagen können: «Nun, der Fuß war da, aber ich habe ihn nicht gezwungen, davon Gebrauch zu machen. Freier Wille, letzten Endes - freier Wille.»

Der Stationsarzt sprach mit jedem über den Kampf. Die Patienten gingen überhaupt nicht auf ihn ein und selbst die, die am stummsten waren und am meisten mit den Augen rollten, brachten den Ausdruck einer feinen Geringschätzung zustande und machten ihm und seinen Fragen absichtlich einen Strich durch die Rechnung.

«Wie hat es angefangen?» wurde Deborah vom Arzt gefragt; sie war allein und fühlte sich sehr wichtig in dem leeren Aufenthaltsraum; es war ihre Stunde.

«Also... Hobbs kam den Gang entlang, und dann gab es einen Kampf. Außerdem war es ein guter Kampf; nicht zu laut und nicht zu leise. Lucy Martensons Faust drang in Herrn Hobbs' Gedankengang ein, und sein Fuß erreichte ein Stück von Lee Miller. Ich hatte auch einen Fuß draußen, aber keiner hat davon Gebrauch gemacht.»

«Also, Deborah», sagte er ernsthaft - und sie konnte den Hoffnungsschimmer in seinen Augen sehen, der etwas mit seinem eigenen Erfolg als Arzt zu tun hatte, falls er die Antwort herausbekäme, während ein anderer sich vergeblich bemühte - «ich möchte von dir hören... warum ist es immer Hobbs und warum ist es niemals McPherson oder Kendon? Misshandelt Hobbs die Patienten, ohne dass wir davon wissen?»

Oh, diese Hoffnung! - nicht ihretwegen, sondern wegen ihrer Antwort; nicht wegen der Patienten, sondern wegen eines Augenblicks in seinem privaten Traum, wenn er mit unterkühlter Stimme sagen würde: «Doch, doch, ich bin damit fertig geworden.»

Deborah wusste, warum es Hobbs war und nicht McPherson, aber sie konnte es ebenso wenig aussprechen, wie sie für diese unverhüllt

ehrgeizige Hoffnung Sympathie empfinden konnte, die sie auf dem Gesicht des Arztes sah. Hobbs war manchmal ein bisschen brutal, aber es steckte mehr dahinter. Er fürchtete sich vor dem Wahnsinn, den er um sich herum sah, weil es die Verlängerung von irgend etwas in ihm selbst war. Er wollte, dass die Leute verrückter und bizarrer schienen, als sie wirklich waren, so dass er die Grenzlinie sehen konnte, die ihn, seine Neigungen, seine ziellosen Gedanken und halbeingestandenen Wünsche von der voll erblühten, explodierten Verrücktheit der Patienten trennte. McPherson andererseits war ein starker Mann, sogar ein glücklicher. Er wollte, dass die Patienten so waren wie er, und je näher sie dem kamen, um so wohler fühlte er sich. Er berief sich dauernd auf die Ähnlichkeit zwischen ihm und ihnen, niemals fordernd, aber insgeheim und vorsichtig bittend, und wenn nur ein Zipfel davon ans Licht kam, begrüßte er es. Die Patienten hatten nur fortwährend jedem der Männer das gegeben, was er wirklich wollte. Es war keine Ungerechtigkeit geschehen, und Deborah war schon am Morgen zu der Überzeugung gekommen, dass Hobbs' gebrochenes Handgelenk im Grunde nur ein Aufschub war, bevor er auf irgendeiner Psychiatriestation als Patient auftauchen würde.

Sie wollte wirklich dies sagen, deshalb sagte sie: «Es ist keine Ungerechtigkeit geschehen.» Das schien dem Arzt eine etwas rätselhafte Bemerkung - eine Patientin im Bett, eine andere mit einer gebrochenen Rippe, Hobbs' Handgelenk, ein anderer mit einem gebrochenen Finger und zwei Schwestern mit einem blauen Auge und blauen Flecken im Gesicht. Er stand auf. Er hatte ihr nicht dabei geholfen, mehr zu sagen, als sie sagen wollte, und sie sah, dass er ärgerlich und enttäuscht war, weil sie seinen Tagtraum zuschanden gemacht hatte. Dann öffnete sich die Tür mit einem Ruck, und er drehte sich um. Es war Helen, eine andere Patientin, die das Tablett mit ihrem Mittagessen in den Aufenthaltsraum trug. Offensichtlich hatten sie das Mittagessen ausgeteilt, während Deborah mit dem Arzt sprach.

Einen Augenblick lang dachte Deborah, dass Helen einfach im Aufenthaltsraum essen wollte, weil es dort sonnig war, aber als sie ihr Gesicht sah - nein, das war nicht der Sonne wegen. Der Arzt blickte sie scharf an und sagte: «Geh auf deinen Platz zurück, Helen!» Mit einem einzigen graziösen Schritt rückwärts und einer Bewegung des Arms, weich ausbalanciert wegen der flüssigen Last, ließ Helen das Tablett auf Deborahs Kopf nieder krachen. Deborah hatte die schöne, ballettähnliche Bewegung gesehen und fühlte sich zu dieser Schönheit hingezogen, als die Welt plötzlich in einer Lawine warmen, nassen Essens explodierte - Gulasch, die Fetzen von irgendwelchen Dingen und der schimmernde Rand des Tablets. Sie drehte sich um und sah den Stationsarzt gegen die Wand geduckt und hörte seine

Stimme - sehr anders als in seiner berufsmäßig affektierten Sprechweise: «Schlag mich nicht, Helen - schlag mich nicht! Ich weiß, wie hart du zuschlagen kannst!» Unmittelbar nach seinem Schrei kamen die Pfleger hereingestürmt, um das Ballett mit ihren schweren Armen und den harten, furchtsamen Gesichtern zu überwältigen. Deborah schien es eine ganz stattliche Anzahl für eine einzige kleine Frau, obgleich sie einem Mähdrescher ähnelte und die andern dem Weizen.

Unter dem Matsch, der von ihrem Gesicht und den Haaren herabtropfte, murmelte sie: «Auf Wiedersehen, Helen. Geh in Sechsen.» «Was hast du gesagt?» fragte der Arzt, der seine Kleidung zu ordnen versuchte und sich Mühe gab, das Gleiche mit seinem Gesichtsausdruck zuwege zu bringen.

«Ich sagte: Relevez, souffle, dragged away.»

Sie hörte, wie das Bett für die Kaltpackung vorbereitet wurde. Der Arzt verließ eilig den Raum, um sich mit irgendeiner Schreierei zu befassen, die in einem der hinteren Zimmer begonnen hatte. Deborah stand ganz allein inmitten der Unordnung und überlegte sich, ob sie wohl blutete.

Wegen der ganzen Aufregung dauerte es eine halbe Stunde, bevor sie einen Pfleger dazu bringen konnte, das Bad aufzuschließen, so dass sie sich ein wenig waschen konnte. Hier wie überall sonst wurden die Angreifer gegenüber den Angegriffenen bevorzugt. Letzten Endes waren sie hier doch nicht so weit von der Welt entfernt. In Gedanken verfluchte Deborah die ganze Geschichte. Sie mochten Helen hart angefasst und zu Boden geworfen haben, aber wenigstens sorgten sie für sie: sie nahmen Anteil.

Nachdem sie sich von Helens Mittagessen befreit hatte, ging sie zu ihrem Bett hinüber, wo ihr eigenes kaltes Essen auf sie wartete, halb aufgegessen von einer Patientin, die in der Nähe des Fensters schlief.

«Iss, meine Liebe», sagte die Gemahlin des Abgedankten, die auf ihrem Bett saß, «sie werden es später aus dir herausholen.»

«Nein...», sagte Deborah und sah auf das Gulasch, «das habe ich schon hinter mir.»

Die Frau des Ermordeten sah sie scharf an: «Meine Liebe, du wirst niemals einen Mann bekommen, wenn du so aussiehst!»

Sie wandte sich von Deborah ab, um sich ihrer Besprechung zu widmen, und plötzlich wusste Deborah, warum Helen hereingekommen war und versucht hatte, ihr weh zu tun. Ungefähr eine Stunde, bevor der Arzt sie hereingerufen hatte, war Helen zu Deborah gekommen, sie hatte ganz klar gesprochen und ihr einige Fotos gezeigt, die in einem Brief gekommen waren. Helen wurde in einer Absonderungszelle gehalten, da sie wegen ihrer Heftigkeit und Gewalttätigkeit allgemein gefürchtet war; wenn sie wollte, konnte sie

Knochen brechen. Trotzdem war die Tür heute zufällig offen gewesen und deshalb hatte niemand sie bemerkt, als sie zu Deborah ging; niemand hatte gehört, wie sie über den Fotos kleine Vertraulichkeiten austauschten. Eine Zeit lang hatte sie Deborah erzählt, wer dies war und wer das, und wann. Bei einem Bild hatte sie gesagt: «Sie war mit mir zusammen auf dem College.» Ein nettes Mädchen, das in der wirklichen Welt stand, in diesem Albtraum-Niemandsland. Helen hatte ihr das Bild wieder weggenommen, sich auf Deborahs Bett gelegt und gesagt: «Geh weg, ich bin müde.» Weil es Helen war, hatte Deborah den Raum verlassen und war in die Halle hinausgegangen, und bald danach hatte der Pfleger Helen gefunden und sie in ihr Zimmer zurückgeschickt. Deborah verstand jetzt, dass Helen sie angegriffen hatte, weil sie sie als Zeugin der Scham und des Elends, die das Bild in ihr hervorrief, unglaubwürdig machen musste. Der Spiegel musste beschmutzt werden, damit er nicht länger die plötzliche, geheime Verwundbarkeit unter der Oberfläche von harten Fäusten und Augen und Obszönitäten reflektierte.

«Philosophin!» murmelte Deborah sich selbst zu und pflückte ein Stück Gulasch hinter ihrem Ohr ab.

9.

«Wir haben die Wandlungen und wir haben die geheime Welt», sagte Frau Dr. Fried, «aber was war in deinem Leben in der Zwischenzeit los?»

«Es ist schwer, nah heranzukommen; alles sieht wie Hass aus - die Welt und das Sommerlager und die Schule...»

«War die Schule auch antijüdisch?»

«Nein, nein, dort ging es aufrichtiger zu. Der Hass war ganz für mich allein, diese gute, unbeugsame trotz-des-Benimm-dich-Unterrichts-Abneigung. Aber kein einziges Mal, wenn die bloße Abneigung sich in tatsächlichen Zorn oder Hass verwandelte, wusste ich warum. Einige kamen zu mir und sagten: «... nach dem, was du getan hast...» oder «... nach dem, was du gesagt hast...» werde selbst ich dich nicht mehr verteidigen...» Ich wusste nie, was ich denn eigentlich getan oder gesagt hatte. Die Hausmädchen verließen uns eine nach der anderen, bis es eine fortwährende Prozession war, und ich musste mich andauernd «entschuldigen», aber ich wusste nie, wofür oder warum. Einmal sagte ich meiner *(besten)* Freundin Guten Tag, und sie wandte sich von mir ab. Als ich sie fragte warum, sagte sie: «Nach dem, was du getan hast?» Sie hat nie wieder mit mir gesprochen, und ich habe niemals herausgefunden, was geschehen war.»

«Bist du sicher, dass du hier nicht irgendeine Wahrheit verbirgst, irgend etwas, was du tun musstest und was diese Freunde verärgert hat?»

«Ich habe versucht und versucht, es mir vorzustellen, darüber nachzudenken, mich zu erinnern. Ich habe keine Ahnung, überhaupt keine.»

«Was hattest du für ein Gefühl dabei?»

«Nach einiger Zeit einfach grau und Überraschung über das Unausweichliche.»

«Überraschung über das Unausweichliche?»

«Wo es kein Gesetz gibt außer dieser furchtbaren Zerstörung, die rankommt und immer näher kommt... der Imorh... sein Schatten ist immer unausweichlich. Und doch - warum, weiß ich nicht - leide ich andauernd unter seinem Näherkommen und darunter, wieder und wieder Schläge zu bekommen von da, wo ich sie nicht erwarte.»

«Vielleicht liegt es nur daran, dass du darauf wartest, in dieser Welt schockiert und in Schrecken versetzt zu werden.»

«Sie meinen, dass die Täuschungen arrangiert wurden?» Deborah fühlte, wie der Boden unter ihr nachzugeben begann.

«Aber du musstest die Täuschungen selber einrichten, nicht wahr? Oder eben nichts verstehen.»

Ein Bild fiel Deborah ein aus den Jahren, als sie nur noch auf das

Ende wartete. Sie war aus dem antijüdischen Sommerlager herausgenommen worden, aber die Farbe ihres Lebens stand fest und die Verzweiflung konnte nur tiefer werden. Sie war immer allein und zeichnete, so hatten sie berichtet, aber niemals ließ sie irgend jemanden die Bilder sehen. Sie hatte angefangen, ihren Zeichenblock überall mit sich herumzutragen, an sich gedrückt wie einen Schild; und einmal war ihr in einer lachend herumstehenden Gruppe von Jungen und Mädchen ein Bild aus dem Block gefallen, ohne dass sie es bemerkte. Einer der Jungen hatte das Blatt aufgehoben. «He - was ist das? Wer hat das verloren?»

Es war ein verworrenes Bild mit vielen Figuren. Einer nach dem andern in der Gruppe bestritt es: Nein, nein, nicht meins, nicht meins, nein, nein... die ganze Reihe entlang, und schließlich sah der Junge wieder Deborah an.

«Ist das deins?»

«Nein!»

«Ach, komm her - gib es zu.»

«Nein.»

Als Deborah den Jungen genauer ansah, merkte sie, dass er versuchte, ihr zu helfen - dass er sie in Schutz nehmen würde, wenn sie es zugeben und ihre «Strafe» im Gelächter der andern in Kauf nehmen würde. Er wollte ein Wohltäter sein, aber sie wusste nicht, welchen Preis sie zu zahlen hätte.

«Ist es deins?»

«Es ist nicht meins.»

«Sehen Sie », sagte sie bitter zu der Ärztin, «sie haben mich gezwungen, meine Kunst zu verleugnen.»

«Aber kannst denn du nicht sehen, dass der Junge dich geradezu bat, sie nicht zu verleugnen, und keiner von den andern hat wirklich gelacht. Du hast nur Angst gehabt, dass sie lachen könnten. Du ganz allein hast dich dazu gezwungen zu lügen.»

Sie sah die Ärztin an, zornig und furchtsam. «Wie oft sagt man die Wahrheit und stirbt für sie!»

Sie stand ärgerlich auf, ging zum Tisch der Ärztin hinüber, nahm ein Blatt Papier und begann eine Antwort auf die scheinbaren Beschuldigungen aller zu zeichnen: der Ärztin, die sie zu tadeln schien, des Chorus mit seinen endlosen Missbilligungen - auf die Worte von so vielen. Eine Zeit lang zeichnete sie wütend, und als sie fertig war, gab sie das Bild der Ärztin.

«Ich sehe den Zorn ganz klar, aber hier sind Symbole, die du erklären solltest. Kronen... Zepter... Vögel...»

«Das sind Nachtigallen. So lieblich. Sehen Sie, das Mädchen hat alle Vorteile, alles, was man mit Geld kaufen kann, nur, dass die Vögel ihr Haar benutzen, um ihre Nester zu bauen und um diese Kronen zu polieren, und das Zepter bringen sie mit den Knochen des Mädchens

auf Hochglanz. Sie hat die schönste der Kronen und das schwerste der Zepter und jedermann sagt: «Glückliches Mädchen, mit all dem!» Frau Dr. Fried sah, wie die Patientin in ihrer Angst sich umdrehte und rannte. Bald würde es keinen Ort mehr geben, wo sie hingehen konnte, und sie würde sich selbst begegnen müssen, wie sie ihre eigene Zerstörung plante. Sie sah Deborah an. Wenigstens wurde die Schlacht jetzt in vollem Ernst ausgetragen. Die alte Apathie war vergangen. Sie fühlte in sich eine wachsende Hoffnung und zugleich eine Erregung, die nicht ihresgleichen hatte; in dem Echo, das aus solchen Tiefen kam, schwang doch der Klang möglicher Gesundheit für dieses Mädchen mit. Sie hielt die Erregung von ihrem Gesicht zurück, damit Deborah sie nicht sähe und sich für ewig selbst verdamme, indem sie trotzig zu beweisen versuchte, dass dieses Yr eine Tatsache war.

«Krone und Nachtigallen!» sagte Deborah sarkastisch. «Behalten Sie das Ding, und dann können Sie es Ihren gelehrten Doktoren zeigen, wenn Sie ihnen eine Vorlesung halten. Sagen Sie ihnen, dass man nicht normal sein muss, um lineare Perspektive zu verstehen.»

«Es hängt wirklich von der Art der Perspektive ab», sagte die Ärztin. «Aber ich glaube, ich werde dies hier für mich selbst behalten. Es soll mich daran erinnern, dass die schöpferische Kraft gut genug und tief genug ist, um sich selbst zum Blühen zu bringen und zu wachsen - trotz dieser Krankheit.»

Deborah saß auf dem Fußboden der Station und wartete untätig auf eine Begegnung mit Anterrabae, als sie Carla den Gang entlang auf sich zukommen sah. «Hallo, Deb...»

«Carla? Ich wusste nicht, dass du hier oben bist.»

Carla sah sehr müde aus. «Deb - ich hatte genug davon, den ganzen Hass verpackt zu halten. Ich habe mich entschlossen, hier heraufzukommen, wo ich schreien und brüllen kann, bis ich heiser werde.» Sie sahen einander an und lächelten und wussten, dass D überhaupt nicht die «schlimmste» Station war, sondern die ehrlichste. Die anderen Stationen mussten einen «Status» aufrechterhalten und die äußere Form wahren.

Die Leute am Rande des Höllenfeuers hatten vor dem Teufel am meisten Angst; für die, die schon verdammt waren, war der Teufel nur eine Person unter anderen und niemand Besonderes. So flüsterten die Stationen A und B ihre kleinen Symptome, nahmen ihre Beruhigungsmittel und fürchteten sich vor lauten Geräuschen, offener Qual oder aufragender Verzweiflung. Die Frauen-Station D schaukelte manchmal wie ein Boot, aber ihre Insassen fühlten sich frei von den geheimen, trügerischen Unterströmen verworrenen Wahnsinns.

Manchmal unterhielten sich die Patientinnen miteinander über ihr

früheres Leben oder tauschten die letzten Gerüchte aus. Das war das instinktmäßige Verlangen der Untätigen und Deplacierten nach irgendeiner Verbindung mit der Welt, doch sie wollten es nicht wahrhaben. Jetzt war ihre Welt mit Psychopathen bevölkert und von Wänden und Wächtern eingeschlossen.

«Wo warst Du vorher?»

«Crown Stute.»

«Jessie war da. Ich kannte sie von Concord her.»

«Welche Station in Concord?»

«5 und 18.»

«Ich hatte eine Freundin auf 7. Sie erzählte, dass es ein richtiges Irrenhaus ist.»

«Verdammtd, das kann man wohl sagen. Hesketh war Direktor von dem Ding. Der hatte noch weniger Tassen im Schrank als die Patienten.»

«Hesketh...?» Helen, die gerade vorbeikam, fuhr auf aus ihrer tranceartigen Prozession den Gang entlang. «Kurz und so ein Dünner? Blaue Augen - konnte kein R sprechen. Hat er immer seinen Kopf gedreht, ungefähr so?»

«Ja, das ist er.»

«Dies Schwein! Ich bin von ihm in Mount Saint Marys durchgeprügelt worden.» Und sie ging weiter und ließ sie stehen und fiel in ihre Trance zurück.

Lee Miller kratzte sich nachdenklich am Ohr. «Mount Saint Marys... Ich erinnere mich... Doris war da, Doris Rivera.»

«Wer zum Teufel ist das?»

«Ach Kleine, das war vor deiner Zeit. Sie hatte jede Art von Behandlung hinter sich, von der ich je gehört habe, und war verrückt wie ein Floh. Sie war drei Jahre lang hier oben.»

«Wohin haben sie sie dann geschickt?»

«Nirgendwohin. Sie lebt jetzt draußen und arbeitet.»

Sie konnten es nicht glauben. Gab es jemanden, der das wirklich wusste? Gab es jemanden, der einen Erfolg mit Namen kannte - einen, für den dieser Ort ein Mittel gewesen war und nicht das Ende? Sie überschwemmten Lee mit Fragen, bis sie sagte: «Hört mal, ich kannte Doris, als sie hier oben auf ‹D› war, aber ich kenne ihr Erfolgsrezept nicht, und ich habe sie nicht wiedergesehen, seit sie hier weg ist! Alles was ich weiß ist, dass sie draußen ist und einen Job hat. Und jetzt, zum Teufel, lasst mich in Ruhe!»

Die Patienten drehten sich um und verliefen sich in den Aufenthaltsraum, ins Bad und an das andere Ende der Halle oder in ihre Betten. Der Abend ging in die Nacht über. Die Frau des Ermordeten machte ihren monatlichen Ausbruchsversuch - einen blinden Anlauf kopfüber gegen die Stationstür, die sich hinter den Tabletts mit dem Abendbrot schloss. Deborah stand da und lauschte den endlosen

Aufzählungen ihrer Fehler im Leiern des Chorus. Mitten in den Lärm hinein rief Anterrabae: Sieh zu, ob du jemals herauskommst und leben kannst. Sieh zu, ob du jemals hinausgehen und arbeiten und ein Mensch sein kannst!

Die Drohung ließ sie vor Furcht schwindlig werden. Die Welt draußen und ihre Verhältnisse waren ihr so fremd, als ob sie niemals mit denen dort an einem Tisch gegessen hätte oder gefangen gewesen wäre im Strom ihres tödlichen und unfassbaren Lebens. All diese scheinbar einfachen Handlungen, die sie nicht heucheln konnte, sah sie zweidimensional wieder vor sich wie eine Dia-Serie. Junge Mädchen, die einander Guten Tag sagten, zusammen spazieren gingen und die Schule besuchten, ohne Angst zu haben; die hübschen Mädchen, denen man den Hof machte und die heirateten. Helen fiel ihr ein, die sich in ihrer Qual gewünscht hatte, sie könnte das Gesicht verwischen, das das Bild einer netten Schulfreundin gesehen und verstanden hatte.

Du bist nicht eine von ihnen! kreischte Lactamaeon aus Yr und versuchte, sie zu beschützen.

All die anderen Mütter sind stolz auf ihre jungen Mädchen! sagte der Chorus in der herben, spöttenden Tonart, die er annahm, wenn die Dinge schlechter als gewöhnlich standen.

Sieh doch zu, ob dir jetzt deine berühmte Ärztin helfen kann! röherte der Zensor. Glaubst du, dass du weiter Geheimnisse ausplaudern kannst und für immer sicher bist? Es gibt andere Todesarten als den Tod - schlimmere.

Jetzt ist die Zeit, sich zu verbergen und verborgen zu werden..., flüsterte Idat, ein selten gesehener Gott, der der Heuchler genannt wurde.

Aus dem scheinbar endlosen Getöse, aus dem vorbeihuschenden Aufleuchten der Götter und der Gesichter des Chorus sah Deborah - wie in einem Zeichentrickfilm zweidimensional und ohne Verkürzung - die Figur von McPherson den Gang der Station entlang gehen. Ich werde ihn rufen - damit er mir hilft, sagte sie zu ihnen allen. Los, tu es! lachte Anterrabae. Versuch es. Und er strich mit dem Hauch seines Brandgeruchs an ihr vorbei. Närrin!

McPherson ging vorbei. Gleich würde er weg sein. Deborah trat näher an ihn heran, aber sie konnte nicht sprechen. Mit kleinen Handbewegungen versuchte sie, seine Aufmerksamkeit zu erregen; und er sah sie aus den Augenwinkeln heraus an, gefesselt von der Anspannung ihres Gesichts und der seltsamen, beinahe spastischen Bewegung ihrer Hand, die durch die Spannung merkwürdig verdreht war. Er wandte sich um.

«Deb? ... Was ist los?»

Sie konnte es ihm nicht sagen. Sie konnte nicht mehr tun, als mit ihrem Körper und mit ihrer Hand schwache Zeichen geben, aber er

sah die Panik, in der sie sich befand. «Warte, Deborah», sagte er. «Ich komme zurück, so schnell ich kann.»

Sie wartete, und die Furcht türmte sich höher, als ihre übrigen Empfindungen sich gegen sie abschlossen. Sie konnte jetzt nur noch in Grautönen sehen, und sie konnte kaum hören. Ihr Tastsinn verließ sie, so dass die Realität, die sie bei der Berührung ihres eigenen Körpers und ihrer Kleidung fühlte, nur schwach, war. Das Gemurmel aus Yr hielt an. Nach einer Weile brachte der schwere Chloroform- und Äthergestank der Hölle sie auf den Gedanken, die Leute anzusehen, von denen dieser Geruch kam. Alles war weiß - es mussten Schwestern sein, oder es war Schnee.

«Deborah, kannst du mich hören?» Es war McPhersons Stimme. Irgend jemand sagte im Hintergrund: «Was ist denn heute Abend mit ihnen allen los?»

McPherson versuchte immer noch, sie anzusprechen: «Deb - hab keine Angst. Kannst du gehen?»

Keine Orientierung. Sie schwankte und musste bis zum Ende des Ganges gestützt werden, wo die offene Kaltpackung auf sie wartete. Beinahe dankbar ließ sie sich hineinfallen und konnte den ersten kalten Schock der nassen Tücher kaum fühlen...

Nach langer Zeit tauchte sie klar wieder auf, und dann nach einer Weile, in der sie atmete und auf ihren Atem hörte, seufzte sie tief. Eine Stimme neben ihr sagte: «Deb? Bist du das?»

«Carla?»

«Ja, ich.»

«Was ist passiert?»

«Ich weiß nicht», sagte Carla, «ich bin hier selbst fremd, aber die ganze Station ist heute Abend auf dem besten Wege, verrückt zu werden.»

«Auf dem Wegel!» Sie lachten ein bisschen... «Wie lange ist es her?» sagte Deborah.

«Es hat dich kurz nach mir erwischt. Helen ist im Zimmer nebenan und Lena auch und Lee Miller hat einen hysterischen Anfall.»

«Wer hat Nachschicht?»

«Hobbs.» Die Abneigung war offensichtlich. «Ich wünschte, es wäre McPherson.»

Sie unterhielten sich eine Zeit lang, ließen die reale Welt langsam herein und freuten sich, dass sie miteinander sprechen konnten. Aber sie wagten nicht zuzugeben, dass sie auch nur von Ferne Freunde waren. Carla erzählte, wie sie bei einer von Helens Sitzungen mit deren Arzt zugehört hatte. Die Sitzungen fanden wegen Helens Gewalttätigkeit auf der Station statt. «Schweigen ist Mord», sagte Carla. «Der alte Craig konnte dieses Schweigen einfach nicht aushalten. Er begann mit sich selbst zu reden und bald wurde er lauter und lauter und regte sich immer mehr auf. Jede Minute erwartete ich,

dass Helen sagen würde: «Beruhigen Sie sich, Doktor. Ich bin bloß hier, um Ihnen zu helfen.» Als er herauskam, sah er aus... wie einer von uns!»

Deborah, jetzt ganz bei Bewusstsein, begann sich zu strecken und hatte das schon vertraute Gefühl des Schmerzes wegen der verminderten Blutzirkulation in ihren Füßen und Knöcheln. Sie konnte den bewegungslosen Mumienhaufen Carla im Bett nebenan sehen.

«Deborah... Deb... Ich weiß, was es war - was uns passiert ist.»

«Was?» sagte Deborah und überlegte, ob sie es wirklich wissen wollte.

«Doris Rivera.»

Irgendwo in Deborah erwachte ein furchtbarer Schmerz, ein kürzlich erlebter, aber schon vertrauter Schmerz, den sie mit Yr-Worten zu identifizieren begonnen hatte - ein Schmerz, der das alte und furcht-erregende englische Wort Wahrheit verbarg.

«Nein. Das war es nicht.»

«Doch. Das war es», sagte Carla und es klang überzeugter. «Sie wurde gesund und sie kam raus und sie arbeitete, und wir haben Angst bekommen, weil wir eines Tages vielleicht... «gesund» werden und in die Welt hinaus müssen; es gibt eine Chance, dass sie diese Türen vielleicht für uns öffnen... zur Welt.» Carlas Stimme wurde vom Messer ihrer Panik abgeschnitten.

In dem bewegungslosen weißen Futteral hatte Deborahs Herz angefangen zu klopfen, und ihr Magen zog sich zusammen. Sie begann heftig zu zittern, und das Schütteln erfasste ihren ganzen Körper. Mein Gott, dachte sie, ich bin jetzt, was ich in der Welt war - ein bewegungsloser Berg, dessen Inneres ein Vulkan ist.

«Geh' zum Teufel!» schrie sie Carla an. «Nur weil deine Mutter verrückt war und sich umgebracht hat, glaubst du, dass du mehr Gründe hast, verrückt zu sein als ich!» Sie hörte das scharfe Einatmen vom andern Bett her. Der Pfeil hatte sein Ziel getroffen, aber ihre Grausamkeit hatte sie nicht geschützt. Sie drückte ihren Kopf hart gegen die Eispackung, die sich wie die Realität in ihren Nacken drückte.

Im gleichen Augenblick ging das Licht über ihnen an und sie blinzelten, um sich vor der Helligkeit zu schützen.

«Nur mal nachsehen», sagte Hobbs. Er kam und fühlte Deborahs Puls an der Schläfe. «Sie ist immer noch ganz schön hoch», sagte er zu dem Pfleger, der hinter ihm hereingekommen war. «Die auch», sagte er, als er sich über Carla aufrichtete. Sie gingen hinaus, und das Licht ging aus. Verschämt wandte Deborah ihren Kopf von Carlas Bett ab.

«Ist das Fleisch gar?» sagte Carla bitter.

«Nein, lass es noch 20 Minuten.»

«Wir gehören nicht zu ihnen», murmelte Deborah, und der Trost Yrs

in diesem neuen Kontext war beinahe schockierend. «Carla...», die Worte fielen ihr schwer. «Es tut mir leid, was ich gesagt habe. Ich habe es für mich gesagt und nicht gegen dich. Ich wollte dir nicht wehtun - um dich kränker zu machen.»

Eine Zeit lang war es ruhig. Der einzige Laut war ihr Atem. Dann kam Carlas Stimme, nicht Hasserfüllt, nicht verschlagen, obwohl Deborah auf die Erbitterung wartete. «Meine Krankheit... ist ein Glas, das voll ist und überläuft, und ein kleiner Tropfen ist jetzt schon im überfließen verloren gegangen.»

«Was du über Doris Rivera gesagt hast... vielleicht ist es wahr.» Die knochenharte Wahrheit tat weh, aber diesmal ein bisschen weniger. «Ich weiß.»

Deborah begann, gegen die Wirklichkeit anzukämpfen, gegen die Packung, die Fragen. Sie wand sich unter den verknöten Gurten, halb weinend.

«Was ist los?» sagte Carla in der Dunkelheit.

«Du hättest mir wehtun können - und du hast es nicht getan!» Und weil sie nicht verstehen konnte, warum Carla sie verschont hatte, lag sie da, zitternd und mit knirschenden Zähnen, in nacktem Entsetzen.

10.

Die Blaus saßen beim Abendessen. Esther war müde, Jacob ärgerlich. Es war wieder ein Bericht gekommen, und Jacob hatte ihn gelesen. Er war allgemein und unverbindlich wie immer, aber Jacob schien es, dass gewisse Regungen von Hass, Gewalttätigkeit und Schrecken, die tief in seiner geliebten Tochter geschlummert hatten, zum Ausbruch gekommen waren. Sie war verlegt worden, wo man ihr ‹mehr Schutz› angedeihen lassen konnte. Was das für Debbie bedeutete, wusste er nicht. Sein inneres Auge sah lediglich diesen hohen, vergitterten und abgeschirmten Ort; sein inneres Ohr hörte lediglich den Irrenhaus-Schrei, der hoch oben von der ‹Gewalttätigen-Station› gekommen war und der ihn Nacht für Nacht in seinen Träumen quälte. Hinter diesen Balkon, zu diesen Schreien hatten sie seine Debbie gebracht. Esther hatte gewusst, dass sie die Wahrheit nicht für immer von ihm würde fernhalten können. Sie hatte Ausflüchte gebraucht und die Berichte vor ihm versteckt und sie anders gedeutet, solange es ging. Und nun wusste auch Jacob Bescheid, und sie konnte lediglich den Versuch machen, ihn zu beruhigen, indem sie die sorgfältig neutralen Worte des neuen Stationsarztes wieder und wieder benutzte.

«Sie sagen, dass es ihr in gewisser Hinsicht besser geht», erklärte Esther, aber Jacob glaubte ihr nicht, und sie war nicht sicher, ob sie sich überhaupt selbst glaubte.

Bei Tisch versuchten sie Suzys wegen, den Bericht zu vergessen, aber beide kamen immer wieder auf ihn zurück und hörten nicht auf, sich mit immer neuen Auslegungen zu quälen. Sie unterhielten sich in einer Art Geheimsprache über und um den Kopf der glücklichen Tochter herum, die schwatzend beim Essen saß und zugleich wusste und nicht wusste, warum die Schwere sie alle wie ein Nebel umgab und sie voreinander zu verstecken schien. Es ging um Debbie. Immer ging es um Debbie. Einen Moment lang überlegte sie, wenn sie weit weg und krank wäre, ob sie dann den Eltern jemals so fühlbar wehtun könnte. Sie merkte plötzlich, dass sie Angst davor hatte, es zu versuchen; sie würde verlieren - das war fast sicher. Sie hatte Angst, weil sie sich wünschte, diese Niederlage ein für allemal unter Beweis zu stellen; sie fühlte sich schuldig, weil sie diese Niederlage vorher sah; und sie war wütend auf Debbie, die alle Liebe besaß. Sie wandte sich vom einen zum andern und sagte: «Meine Güte, sie liegt nicht irgendwo in der Gosse. Sie hat Ärzte und alles! Warum weinen alle immerzu wegen der armen, armen Debbie!» Zornig verließ sie den Tisch, aber nicht, ohne den Schmerz auf den Gesichtern ihrer Eltern gesehen zu haben.

Carla saß neben Deborah im Aufenthaltsraum und rauchte geziert ihre Zigarette. Nach den von der neuen steif-gestärkten Oberschwester geänderten Regeln mussten Patienten, die rauchen wollten, dies in der Halle oder im Aufenthaltsraum tun - mit jeweiliger «Sondergenehmigung» von einer Schwester oder einem Pfleger. Zwei Wochen lang war das Echo der Rufe «Zigarette! Zigarette!» von den Gängen und aus den Zimmern erklingen, und das Personal sah bereits etwas angegriffen aus.

Carla war aus dem letzten Schlafsaal an die vergitterte Stationstür gekommen und hatte gesagt: «Zigarette bitte!» und hatte sich dann mit einem Augenzwinkern Deborah zugewandt. «Wenn du nicht für sie sein kannst, musst du gegen sie sein.» Sie hatten sich hingesetzt und warteten darauf, dass die Zeit verging.

In den ersten Tagen auf Station D war Deborah in der Lage gewesen, sich in ihren eigenen Gedanken, selbst zu dramatisieren, ganz einfach dadurch, dass sie dachte: die Irrenanstalt, die Gewalttätigen-Station. Das beschwore große und flammende Bilder in ihrem Geist. Die Realität hatte ihr größere physische Sicherheit angeboten. Aber die Erfahrung der Realität war Langeweile, die so endlos war wie die Krankheit selbst. Der kalte Fußboden des Korridors war neunzehn Fugen breit und dreiundzwanzig lang (wenn man den Rand mitzählte). Wenn Deborah an der Welt der Station teilnahm, marschierte sie mit dem sich bewegenden Fries von Menschen im Korridor auf und ab, bis dorthin, wo er sich zu dem ausweitete, was die «Halle» genannt wurde, in den Aufenthaltsraum hinein und hinaus zum Schwesternzimmer, vorbei am vorderen Bad, vorbei an den Reihen der Absonderungszellen, vorbei an den Schlafzälen (wo das Spazieren gehen nicht erlaubt war), vorbei an dem hinteren Bad und im Bogen auf die andere Seite des Korridors, um von neuem zu beginnen. Wenn sie nicht «real» genug war, um zu gehen, lag sie auf ihrem Bett. Die Zimmerdecke hatte neunzehn mal neunzehn Löcher, eingelassen in ihre schalldichten Quadrate. Manchmal stand sie mit den versteinerten Frauen in der Nähe des Schwesternzimmers und wartete, dass etwas geschähe oder nicht geschähe. Die Langeweile des Wahnsinns war eine große Wüste, so groß, dass die Gewalttätigkeit oder Qual von irgend jemand wie eine Oase schien, und die kurzen einfachen Augenblicke der Kameradschaft schienen wie ein Regen in der Wüste, dessen Tropfen gezählt wurden und an den man sich noch lange, nachdem er vergangen war, erinnerte. Deborah und Carla genossen einen solchen Regen, während Carla an ihrer Zigarette zog.

«Wenn ich dazu komme, werde ich ein Porträt von dir machen», sagte Deborah und sah dem Rauch von Carlas Zigarette nach. Aus Deborahs Bemerkung schloss Carla, dass sie es fertiggebracht hatte, sowohl Bleistift als auch Papier zu stehlen und zu verstecken: hinter

der Kaltwasserleitung im vorderen Bad. Der hintere Teil, wo die Badewannen standen, war immer verschlossen, wenn sie nicht gerade gebraucht wurden, und man konnte sie nur in Gegenwart eines Pflegers benutzen. Deborah begann das zu erklären, und Carla begriff die darin enthaltene Andeutung.

«Man braucht Papier, um Porträts zu machen», sagte Carla.

«Stimmt.»

«Was für ein Bild soll es werden?»

«Wasserfarben. Ich würde viel Wasser nehmen.»

Carla verstand und lächelte. «Wenn du dazu kommst, wirst du eine Unterlage brauchen.» Damit meinte Carla, dass sie ein Buch hatte, und dass es an einem zugänglichen Platz versteckt war.

Wenn sie gerade dazu fähig waren, hatten die Patienten großes Vergnügen an verschlüsselten Nachrichten und kleinen Geheimnissen wie Gefangene oder Nonnen oder Geisteskranke oder Mitglieder abgelegener kleiner Stämme, die jeden Augenblick vom Tagesablauf des andern genau kennen. Indem sie einfach an den fremden Gesichtern der Pfleger vorbeisprachen, begannen sie hin und wieder Fragmente einer Beziehung zu entwickeln. Helen schloss sich manchmal an, bekam dann Angst und zog sich in die Gewalttätigkeit zurück. Lee, die Veteranin auf der Station, sprach am meisten. Obwohl es weder Zusammengehörigkeit noch Loyalität noch Großzügigkeit gab, hatte sie doch wenigstens Geheimnisse miteinander.

«Ich wünschte, ich könnte das Porträt jetzt machen», sagte Deborah und drückte damit den Wunsch aus, dass sie die verbotenen Dinge gern hätte. Papier war erlaubt, aber Bleistift und Federhalter wurden als Waffen angesehen und waren auf der Station nur in Gegenwart eines aufsichtsführenden Pflegers erlaubt.

«Muss ich mein Haar waschen?» fragte Carla vage. In der Geheimsprache schlug sie vor, dass sie beide um Erlaubnis bäten, ihr Haar zu waschen. Carla würde zuerst fragen und das hintere Bad mit dem schönen großen Waschbecken bekommen. Da es eine feststehende Regel war, dass jeweils nicht mehr als ein Patient die Waschbecken zur gleichen Zeit benutzte, es sei denn, dass drei Pfleger gleichzeitig Bade-Dienst hatten, würde Deborah das vordere Bad benutzen müssen, wo sie den Pfleger vielleicht überreden könnte, das Zimmer mit den Wannen aufzuschließen, und ihn dann lange genug ablenken, so dass sie ihren Schatz herausholen konnte.

«Mein Haar fühlt sich dreckig an», sagte Deborah. «Wenn du es nicht magst, lass es sein.» Im Klartext sagte sie «Dankeschön».

Der Plan klappte, und um die Mittagszeit hing der verbotene Bleistift in einer Schlinge aus weggeworfenen Gummibändern auf der Unterseite der vierten Feder von Deborahs Bett. Dann musste auf das Mittagessen gewartet werden. Dann musste auf den Schichtwechsel gewartet werden. Dann musste auf das Abendessen gewartet wer-

den. Dann musste auf die Ausgabe der Beruhigungsmittel gewartet werden. Dann musste aufs Zubettgehen gewartet werden. Frau Dr. Fried war weg zu irgendeinem Kongress, und so gab es nicht einmal die Therapie-Stunden, um den Tag zu unterbrechen.

Deborah hätte sich für die Werkstatt eintragen und morgens dort hingehen können, wenn die Leute von Station D gingen, aber sie tat es nicht. Sie hatte alle Aktivität aufgegeben. Manchmal zeichnete sie ein wenig, auf dem Boden sitzend und durch das Bett der Gemahlin des Abgedankten nach außen abgeschirmt. Sie nahm die Anklagen des Chorus zur Kenntnis, die Tyrannie des Zensors und die geistreichen Verleumdungen der Götter und die Schmeicheleien Yrs, aber nach den Stunden der Bestrafung oder der Sühne war die Zeit durchzustehen, endlose Zeit, durch Essen und Schlafen eingeteilt, ein oder zwei Worte, die vorbeihuschten, ein Wutausbruch, eine Geschichte oder die rasende Wahnsinnsvorstellung eines anderen Patienten - alles interesselos durchlebt und aufgenommen, nur als Teil des Frieses der Kranken an den Wänden der Station. Manchmal hatte sie furchteinflößende Träume oder erlebte große Vulkane erwachenden Entsetzens oder Ängste, geronnen in den Halluzinationen von Tönen, Gerüchen und Berührungen; aber meistens blieb nur das Starren auf die Uhr, die wie das Gesicht eines Fechters maskiert war, der für immer über der Tür des Schwesternzimmers auf Wache stand.

Esther hatte wieder einen Brief an das Krankenhaus geschrieben und gefragt, ob sie Deborah auf ihrer neuen Station besuchen und vielleicht die Stationsärzte und Deborahs Arzt sprechen könne. Die Antwort, die sie bekam, war wie gewöhnlich verwirrend und besänftigend: Der Patientin gehe es so gut, wie man erwarten könne. Wenn sie es wünsche, könne sie eine Zeit lang mit Deborahs Ärztin sprechen. Es falle nicht in den Aufgabenbereich des Stationsarztes, direkt mit den Familien der Patienten zu verhandeln, und Besuche seien auf Station D nicht erlaubt. Wenn es sonst noch irgendwelche Sachen zu besprechen gäbe, werde die Sozialarbeiterin, Mrs. Rollinder, Zeit zur Verfügung stellen...

Esther nahm die lange Zugfahrt wegen des einen Termins mit Frau Dr. Fried auf sich. Sie war froh, dass Jacob wegen seiner beruflichen Belastung nicht darauf bestehen konnte, sie mit dem Wagen hinzufahren. In der Klinik stellte sie fest, dass ihre persönliche Anwesenheit es ihr nicht leichter mache, mit den Ärzten voranzukommen, deren geschriebene Gesetze sie irgendwie zu umgehen gehofft hatte. Frau Dr. Fried war liebenswürdig, aber unverbindlich. Sie versuchte, Esther ein wenig die Furcht vor Station D zu nehmen; sie schien noch immer Hoffnung zu haben, dass dies eine ‹Phase der Krankheit› war. Esther sprach mit der Sozialarbeiterin und bekam die gleichen

Antworten, nur unpersönlicher und kälter. Das Besuchs-Verbot blieb bestehen.

Nach ihrem Besuch fuhr sie nach Hause, um Jacob und die Familie zu belügen. Sie würde ihnen erzählen, dass sie Deborah gesehen hatte und die Station und die Ärzte und dass alles, alles in Ordnung war. Sie würden das hören und verzweifelt glauben wollen, und sie würden sie lügen lassen, wenigstens eine Zeit lang. Sie hatte einen Armvoll Illustrierte für Deborah mitgenommen. Sie hatten ihr nicht einmal erlaubt, sie ihr zu geben, und sie bemerkte geistesabwesend, als sie dasaß und aus dem Zugfenster hinausschaute, dass sie sie immer noch bei sich hatte. Ziellos fing sie an, sie durchzublättern; die Lüge, die sie Jacob erzählen, und der Schmerz, den sie für sich selbst behalten musste, schienen ihr widergespiegelt in allem, was sie sah. Sie versuchte, sich in die Bilder der Zeitschrift zu flüchten, aber auch dort gab es keine Zuflucht. Während sie hinsah, verschlossen Tränen ihre Augen und ließen die grimmig-fröhlichen Fotomodelle in den Anzeigen verschwimmen:

*COLLEGE IM HERBST
KLASSISCHE MODE FÜR DIE UNI*

Und auf der nächsten Seite:

*UNSEREN NEUEN JUNGEN DEBÜTANTINNEN
WEISS, WEISS, WEISS FÜR IHREN ERSTEN BALL*

Vergissmeinnicht waren über diese ganze Seite verstreut, und Esther streckte entschlossen ihr Kinn gegen die Blumen vor und wartete darauf, dass die Tränen aufhörten, ihre Augen zu füllen. Deborahs Schulkameradinnen würden sich diese Seiten ansehen und ihre eigenen Gesichter an die Stelle der Mannequins setzen, während sie erwartungsvoll dem Abitur und dann der Universität entgegensahen. Freunde von Esther mit Töchtern verteilten und empfingen bereits die Namen von Universitäten wie Visitenkarten. Wunderschöne neue Kleider wurden angeschafft und gerichtet, und Tagebücher warteten darauf, gefüllt zu werden. Sie traf diese Mütter, ihre Freundinnen, immer noch; sie sprach mit ihnen, und die Probleme ihrer Kinder schienen nur ein bisschen kleiner als die von Deborah. «Marjory ist so scheu; sie fühlt sich einfach nicht wohl bei ihren Freunden!»

«Helen nimmt alles so schwer, als ob es sich um Leben und Tod handelte. Sie ist so intensiv.» Esther hörte sich diese Beschreibungen an, mit ihrer eigenen kalten Lüge vor sich, und erkannte ein wenig von Deborahs Atem in diesem oder jenem Seufzer. Ihre kleinen Empfindlichkeiten waren wie die der andern. Auch sie war scheu; auch sie verdeckte ihre Furcht mit Frühreife und zynischem

Witz; auch sie war intensiv - aber würde sie jemals zurückkehren in eine Welt wie die der andern? Diese Klinik - könnte das - könnte das von Anfang an ein Fehler gewesen sein?

Als sie nach Hause kam, sprach sie mit Jacob und dann mit der Familie, lächelnd und gefasst, und sie parierte und wich aus, glatt und überzeugend. Sie dachte, sie habe wirklich Erfolg gehabt, bis Jacob sagte: «Wunderbar - ich bin froh, dass sie so gute Fortschritte gemacht haben soll, denn nächstes Mal, wenn du fährst, komme ich mit.»

«Wie hast du deine Schwester zerstört?» fragte Frau Dr. Fried Deborah, die zusammengekauert auf der Couch saß und durch die Hitze des irdischen Augusts hindurch in Yrs Kälte zitterte.

«Ich wollte es nicht - sie war meiner Substanz ausgesetzt. Die hat einen Yr-Namen - sie ist mein Selbstsein, und sie ist giftig. Sie vergiftet den Geist.»

«Etwas, sagst du, das zerstörerisch ist, etwas, das du tust oder wünschst?»

«Nein, es ist eine Eigenschaft meines Selbst. Eine Absonderung wie Schweiß. Es ist die Ausstrahlung meines Deborah-Seins und es ist giftig.»

Plötzlich fühlte Deborah eine Explosion von Selbstmitleid für die Giftwolke, die sie war, und sie begann zu erklären und zeichnete ihre Konturen und die Giftigkeit ihrer Substanz immer gewaltiger. «Warte einen Augenblick -» die Ärztin hob die Hand, aber die Freude am Ekel an sich selbst hatte Deborah so völlig erfasst, als ob es Liebe wäre, und sie ließ sich nicht aufhalten und malte und schmückte die Verfaultheit aus und warf die Wörter immer höher. Als sie fertig war, war ihr Schatten ungeheuer. Die Ärztin wartete, bis Deborah sie hören konnte, und sagte dann einfach: «So, du versuchst also immer noch, mir Sand in die Augen zu streuen?»

Deborah wehrte ab und verteidigte und hätschelte das bis zur Unkenntlichkeit entstellte Bild, das sie von sich selbst gemalt hatte; aber die Ärztin sagte: «Nein, meine Liebe - das funktioniert einfach nicht. Sie ist eine alte Erfindung, diese Tarnung, und sie ist auch nicht von deinen Eeries* erfunden worden!»

«Yries.»

«Ich bin da nicht so sicher. Nein. Um sich zu verbergen, kann man entweder vergessen oder vorgeben, dass etwas anderes passiert ist, oder man kann entstellen. Das alles sind aber einfach nur gute Methoden, um von der Wahrheit wegzukommen, die vielleicht bitter ist.»

«Warum sich dann nicht verbergen und sicher sein?»

*vgl. Fußnote S. 50

«Und verrückt sein.»

«Gut, und verrückt sein. Warum nicht? Nach dem, was sie mir angetan haben!»

«Ja, du bist schlau und erinnerst mich an das, was ich noch ausgelassen habe. Eine weitere Tarnung besteht darin, einem andern für alles die Schuld zu geben. Es hält dich davon ab, dem ins Gesicht sehen zu müssen, was sie dir wirklich getan haben und was du dir selbst angetan hast und immer noch antust.»

Was Deborah über die Böse Ausstrahlung gesagt hatte, war für sie teilweise wirklich und wahr, aber die Glorifizierung hatte diese Wirklichkeit eine Weile in weite Ferne gerückt. Das Monstrum von Mädchen, das sie jetzt sah, war eine Fremde für sie. Die Ärztin drängte sie, weiter von Suzys Zerstörung zu erzählen, und sie tat es. Sie erzählte von der früh einsetzenden Eifersucht und der späteren Liebe, die so quälend und schuldbeladen gewesen war. Deborahs Krankheit hatte sich lange angekündigt. Sie beschrieb, was sie dabei empfunden hatte; dass jeder, der sie kannte, durch sie angesteckt wurde - Suzy mehr als andere, weil Suzy sie liebte und so leicht zu beeindrucken war.

«Bringst du sie dazu, Halluzinationen zu haben oder Dinge zu riechen, die nicht vorhanden sind? Bringst du sie dazu, ihre eigene Normalität oder die Realität zu bezweifeln?»

«Nein», sagte Deborah, «die Krankheit besteht nicht darin, Dinge zu sehen oder zu hören - die Krankheit liegt dahinter. Ich habe ihr niemals irgendwelche Symptome gegeben. Die Krankheit ist der Vulkan; die Abhänge muss sie selber ausschmücken.»

«Ist dir immer noch kalt?» fragte die Ärztin.

«Ja, immer noch, seit diese Regengüsse begonnen und diese eiskalten Nebel sich festgesetzt haben. Auf der Station machen sie nie die Heizung an.»

«Nun, draußen - in der Welt - ist August. Der Himmel ist blau und die Sonne ist ganz heiß. Ich fürchte, die Kälte und der Nebel sind in deinem Innern.»

Der Tumor erwachte, erzürnt darüber, dass es andere Mächte gab, die Deborahs Loyalität beanspruchten, und er sandte einen scharfen Blitz durch seine Reiche, um sie daran zu erinnern, dass er immer noch der Höchste war. Deborah krümmte sich stöhnend vor Schmerz und begann zu zittern. Ich habe dich gewarnt, sagte der Zensor. Der schwere Geruch von Äther und Chloroform überkam sie, und sie hörte ihr Herz klopfen. «Ich habe versucht, meine Schwester zu töten, als sie geboren wurde», sagte sie. Sie war überrascht, dass die Information nicht lauter herauskam als ihre eigene Stimme. Keine Kanone erdröhnte.

«Wie hast du das gemacht?»

«Ich habe versucht, sie aus dem Fenster zu werfen. Ich war beinahe

soweit, als meine Mutter hereinkam und mich zurückhielt.»

«Haben dich deine Eltern bestraft?»

«Nein. Niemand hat es je wieder erwähnt.»

Sie fühlte eine langsame, mit Angst durchsetzte Dankbarkeit ihrer Familie gegenüber, die mit einem Ungeheuer gelebt und es wie einen Menschen behandelt hatte.

«Nach der Operation...», meditierte die Ärztin.

«Wir waren in dem sonnigen Haus, in das wir für das eine Jahr gezogen waren. Egal, was sie mir gegeben haben, sehen Sie, egal, was sie für mich getan haben -» Für einen Augenblick war sie den Tränen nahe, bis die Krankheit sich erinnerte, dass Tränen menschlich waren. Du bist nicht eine von ihnen, sagte Yr und die Tränen zogen sich zurück, so plötzlich, als ob sie niemals nahe gewesen wären.

«Hast du vielleicht lediglich daran gedacht, sie umzubringen?»

«Nein. Ich hatte sie schon draußen vor dem Fenster, bereit, sie hinunterzuwerfen.»

«Und deine Eltern haben niemals darüber gesprochen oder dich danach gefragt?»

«Nein.» Deborah wusste, dass sie die nackte Tatsache hingenommen haben mussten, um sie irgendwo eilig zu vergraben wie Abfall. Aber sie wusste wohl, wie der Gestank einer vergrabenen Lüge die Schuldigen verfolgt. Er hängt in der Luft, die sie atmen, bis alles danach riecht, ranzig und zersetzend. Yr hatte ein Gebiet, dass das «Horror-Moor» genannt wurde. Lactamaeon hatte sie einmal da hingeführt, um ihr die Ungeheuer und Leichen ihrer Albträume zu zeigen, die sich dort Jahr für Jahr aus ihren furchterregenden Träumen angesammelt hatten. Sie waren durch den beinahe festen Boden gewatet.

Sie hatte gesagt: Was ist das für ein furchtbarer Gestank? Scham und Heimlichkeit, Vogel-Wesen, Scham und Heimlichkeit, hatte er geantwortet.

Deborah begann zu lachen, so dass die Ärztin sich zu ihr hinüberlehnte. «Was ist los? Nimm mich mit.»

«Mitleid», sagte Deborah, «Mitleid. Irgendwo gibt es einen Dieb, der gehört hat, dass Leute ihr Gold und ihre Juwelen verstecken. Können Sie sich den Ausdruck auf seinem Gesicht vorstellen, wenn er findet, was ich vergraben habe?» Einen Augenblick lang lachten sie beide.

11.

Als die Nachschicht kam, postierte sich Helen vor dem Schwesternzimmer und begann, laut mit den Füßen zu stampfen. Der Krach brachte bald einen Pfleger nach draußen.

«Was ist jetzt los, Helen?»

«Fall abgeschlossen», sagte Helen. «Ich stampfe Herrn Hobbs' Fall ein.»

Sie lächelte hochmütig, so dass das Gesicht des Pflegers sich spannte. Es sollte völlig geheim bleiben, dass Hobbs am Abend zuvor nach seiner Schicht nach Hause gegangen war, Türen und Fenster geschlossen, den Gashahn aufgedreht hatte und gestorben war. In der Nonnen-Gefangenen-Pygmäen-Abgeschlossenheit von Station D wusste jeder Bescheid, sogar die, die überhaupt nichts wissen konnten.

Als Verrückte, Wahnsinnige, Wirrköpfe und übergeschnappte fühlten die Patienten keinerlei Verantwortung, sich sittsam aufzuführen und über Tote nicht schlecht zu sprechen. Wo die Missgestalt eines Körpers mit einer gewissen Barmherzigkeit betrachtet wurde, wurden der Tod und seine Konventionen mit Verachtung überhäuft. Helen hatte einmal gesagt: «Ein Verrückter ist jemand, dessen Schlinge gerissen ist», denn sie alle hatten sich einmal umbringen wollen, sie alle hatten ihre Selbstmordversuche mehr oder weniger sorgfältig durchgeführt, und sie alle beneideten die Toten.

Es gehörte zu ihrer Krankheit, dass sie die ganze Welt betrachteten, als ob sie sich nur um sie drehe. Und Hobbs hatte es fertiggebracht, ihnen von einem Ort die Zunge herauszustrecken, wo sie ihn nicht kriegen konnten, um ihn dafür ins Gesicht zu schlagen.

Die Nachschicht war da, und die Patienten warteten alle darauf, zu erfahren, wer Hobbs' Stelle übernehmen würde. Als die vorn im Gang ihn sahen, trugen sie die Neuigkeit nach hinten. «Es ist eine *«Nase»* - ein Neuer - eine neue *«Nase»*» - ein beinahe mit Händen zu greifendes Stöhnen. *«Nasen»* waren Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen, die sich entschieden hatten, in solchen Anstalten zu arbeiten, statt ins Gefängnis zu gehen. Lee Miller hatte den Namen *«Nase»* vor langer Zeit erfunden, als sie sagte: «O diese Weigerer - ich hasse sie! Sie wollen nicht kämpfen, darum sagt die Regierung: «Wenn ihr nicht wollt, werden wir euch eure Nasen schon hineinstossen! Entweder Gefängnis oder Irrenhaus!»» Helen hatte gelacht, und irgend jemand hatte gesagt: «Also sie sind die Nasen und wir sind das andere.»

Jetzt murmelte Carla nur: «Ich bin gern die Strafe für jemanden, es gibt mir das Gefühl, dass ich gebraucht werde.» Sie lachte, aber mit einer Bitterkeit, die bei ihr selten war.

Die «Nasen» kamen gewöhnlich zu zweit. «Ich finde, wir sollten einen von ihnen ein «Nasenloch» nennen», sagte die präzise Marie, und wischte sich das Blut von den unsichtbaren Wundmalen. Die Patienten lachten.

«Vielleicht ist er nicht so schlecht», sagte Carla. «Nach Hobbs kann es nur besser werden.»

Sie beobachteten, wie der Neue seinen ersten langen und schweren Gang den Korridor entlang machte. Er war voll Entsetzen. Sie sahen sein Entsetzen mit Gefühlen, die sich zwischen Amüsertheit und Zorn bewegten. Constanzia, die im Absonderungsteil war, begann zu schreien, als sie ihn sah, und Marie, die das hörte, sagte: «Mein Gott, er wird in Ohnmacht fallen!»

Sie lachte, und dann sagte sie verletzt: «Sie ist nur ein Mensch, wissen Sie.»

«Er hat Angst, dass er sich das holt, was wir haben», sagte Deborah, und sie alle lachten, weil Hobbs es gekriegt hatte und auch daran gestorben war.

Die Expedition kam näher.

«Wollt ihr bitte vom Boden aufstehen?» sagte die Oberschwester zu der Gruppe von Patienten, die gegen die Wand gelehnt im Korridor saßen.

Deborah sah die «Nase» an. «Hindernis», sagte sie.

Sie meinte damit, dass sie und die anderen Patienten mit ihren vor dem entsetzten Mann ausgestreckten Füßen so waren wie diese Einrichtungen im Hindernislauf, das die Männer in ihrer militärischen Ausbildung absolvieren müssen; dass sie und die anderen ihre Stellvertreter-Funktion als «die Schrecken des Krieges» verstanden und versuchen würden, den Wunsch der Armee zu erfüllen, dass die Ausbildung dieses Mannes hart sein sollte. Aber die Schwestern lachten weder, noch verstanden sie. Mit einer erneuten Ermahnung, vom Boden aufzustehen, gingen sie weiter. Alle Patienten wussten, dass es nur eine Formsache war. Jedermann saß ständig auf dem Boden, und nur wenn Gäste kamen, kuckten die Schwestern wie brave Hausfrauen über dem Staub und wünschten, dass «die Dinge besser in Ordnung» wären.

Constanzia brachte sich gerade auf Touren für ein Geheul, das die Nacht durchgehen sollte, als die Stationstür sich öffnete und McPherson hereinkam. Deborah sah ihn scharf an, bemerkte, wie alle plötzlich weniger angespannt waren und sagte bedeutungsvoll: «Man hätte das Schloss auswechseln sollen.»

Sie hatte den Gedanken, dass McPherson den Schlüssel völlig anders herumgedreht hatte und völlig anders hereingekommen war als sein Vorgänger - so anders, als ob es verschiedene Türen und verschiedene Schlosser gewesen wären. Irgendwie hatte sie das

Gefühl, dass die Worte sie verletzt hatten, und so ging sie sie noch einmal durch, um den Schuldigen zu suchen.

«Man... hätte... die... Schlosser... auswechseln... sollen.»

McPherson sagte: «Ich mag diese ganze Schlüsselgeschichte. sowieso nicht.» Carla sah umher, wie Deborah es gerade getan hatte, und wusste, dass niemand verstand, aber bei McPherson zog Nicht-verstehen keine Strafe der Verachtung oder des Hasses nach sich. Sie lehnte sich ruhig zurück.

Sie waren alle froh, dass McPherson da war. Sie fühlten es, und das bedeutete, dass sie verwundbar waren; deshalb mussten sie es zu verbergen suchen: «Ohne diese Schlüssel würden Sie den Unterschied zwischen sich und uns gar nicht kennen!»

Aber McPherson lachte nur, ein Lachen über sich selbst, nicht über sie. «Wir sind nicht so verschieden», sagte er und ging ins Schwesternzimmer.

«Wen nimmt er auf den Arm?» sagte Helen. Es war kein böser Ton in ihrer Bemerkung; sie beeilte sich lediglich, die Wand wieder aufzurichten, die er durchbrochen hatte. Sie drehte sich um und versank in ihre Selbstvergessenheit. Und weil McPhersons Bild noch in der Luft war, gab es auch keine boshaften Bemerkungen über ihr Wegdämmern. Als aber die Prozession der Magier noch einmal vorbeikam und mit ihr die «Nase» - steif und mit vor Furcht verkrampften Kinnladen -, konnte keine von ihnen die Grausamkeit zurückhalten, die für jede der wahre und natürliche Ausdruck ihres Selbst zu sein schien. Helen schauderte, als er vorbeiging; Carla blickte leer; Marie, immer unangemessen fröhlich, trillerte ein Gelächter und sagte: «Sieh da, Höbbslein. Hier kommt noch ein Gaskunde!»

«Wir werden ihn Hobbs-Leviathan nennen, weil er vielleicht um Walfischlängen schlimmer ist.»

«Ihre Religion verbietet Ihnen, Selbstmord zu begehen», sagte Sylvia von ihrem Platz an der Wand.

Die Station war plötzlich still. Sylvia hatte seit über einem Jahr nicht ein Wort gesagt, und ihre Stimme war so tonlos, dass der Klang beinahe von der Wand selbst zu kommen schien. Das Schweigen hing über der Station, während sich jeder zu versichern suchte, dass es wirklich Worte gewesen waren und dass sie wirklich von dem gefrorenen und stummen Möbelstück gekommen waren, das Sylvia hieß. Sie konnten sich alle gegenseitig nach Symptomen suchen sehen - hat sie das wirklich gesagt, oder habe ich das nur gehört? Dann raffte sich Lee Miller aus der Untätigkeit auf und ging zu der verschlossenen Tür des Schwesternzimmers. Sie hämmerte dagegen, bis die Schwester die Tür öffnete und verdrossen heraussah, als ob sie einem unbekannten Straßenhändler gegenüberstände.

«Rufen Sie die Ärztin», sagte Lee bündig. «Sylvia hat geredet.»

«Der Stationsbericht ist noch nicht fertig», sagte die Schwester und

schloss die Tür. Lee hämmerte noch einmal. Nach einer Weile öffnete sich die Tür. «Nun...?»

«Holen Sie lieber diese Ärztin, denn wenn Sie es nicht tun, wird es Ihr Fehler sein und nicht meiner. Adams wird kommen - sie kommt immer. Letztes Mal kam sie um drei Uhr morgens, als Sylvia geredet hat!»

«Worüber regst du dich so auf, Miller?» sagte die Schwester. «Was hat sie gesagt?»

«Es ist egal und Sie würden es nicht verstehen. Es war Teil einer Unterhaltung.»

«Worüber?»

«Lieber Gott, bitte!» Deborah stand zwischen Sylvia und der aufgeregten Lee Miller und begriff, wie blöde sich jedes Bruchstück der Unterhaltung anhören würde. Sylvia hatte ihr kurzes, schwaches Licht ausgelöscht. Lee hatte einen Hauch von dunklem Licht um sich, das Yr-Zeichen für jemanden, der tankutuku war - das Yri Wort für ‹nicht verborgen› - offen gegenüber den Elementen und ohne Schutz. Lee hatte diesen schrecklichen Zustand auf sich genommen für eine andere, die sie niemals dafür loben oder Dankbarkeit fühlen lassen würde. In Yr gab es auch dafür ein Wort; es wurde selten gebraucht, es hieß nelaqu: augenlos. Deborah wollte Lee jetzt dafür danken, dass sie augenlos und nicht verborgen war. Yr lobte Lee, aber Deborah konnte die notwendigen Worte nicht sprechen.

Sie musste irgend etwas tun. Lee war ganz allein an diesem entsetzlichen Ort, der ‹Hineingezogensein› oder ‹Wirklichkeit› genannt wurde, und niemand konnte ihr helfen. In einen bewegungslosen Körper eingeschlossen - jetzt so bewegungslos wie Sylvia, unfähig englisch zu reden - begann Deborah zu zittern. In ihrer Furcht machte sie einen neuen Sprung kopfüber hinein nach Yr; je tiefer desto besser, aber der flammende Anterrabae lachte. Wie kannst du es wagen, dich mit der Welt einzulassen! Du wirst bestraft werden, Verräterin! Der Eingang zu Yr schloss sich vor ihr.

Nein! Nein! Wenn ihr das tut, werde ich verrückt! schrie sie ihnen zu. Du bewunderst die nelaqu tankutuku, nicht wahr? Alsdann, da ist die Welt, nimm sie!

Ein schwarzer Wind kam auf. Die Wände zerfielen, und die Welt wurde ein Gewirr von Schatten. Sie suchte nach dem Schatten von festem Boden, auf dem sie stehen konnte, und wurde nur wieder getäuscht, als er sich wegbog wie eine Hitzespiegelung der Luft. Sie sah Land, und der Wind blies es weg. Jede Richtung wurde eine Lüge. Die Gesetze der Physik und der festen Materie waren aufgehoben, und die lebenslange Erfahrung des Tastsinns, der Bewegung, der Form, der Schwerkraft und des Lichts wurde außer Kraft gesetzt. Sie wusste nicht, ob sie stand oder saß, was oben oder unten war. Sie verlor das Gefühl für die Teile ihres Körpers; vergaß,

wo ihre Arme waren und wie man sie bewegte. Während ihr Sehvermögen unberechenbar im schnellen Wechsel schwand und zurückkehrte, versuchte sie, sich an Gedanken festzuhalten - und bemerkte nur, dass sie jede Erinnerung an die englische Sprache verloren hatte und dass selbst Yri nur Kauderwelsch war. Das Gedächtnis verließ sie ganz und dann der Verstand, und es blieben die schneller und schneller werdenden Abfolgen von Wahrnehmungen, nicht identifizierbar ohne Worte oder Gedanken, um sie festzuhalten. Sie suggerierten etwas Geheimnisvolles und Schreckliches, aber sie konnte nicht festhalten, was es war, denn letzten Endes gab es kein antwortendes Selbst mehr. Jetzt war das Entsetzen ohne Grenzen.

Als sie aus der ‹Bestrafung› hervorkam, sah sie auf ihre Fingernägel. Sie waren blau vor Kälte. Es war der Sommer einer verlässlichen Zeit, ein genau fixierbarer Monat, draußen schien die Sonne, und alles war grün, aber sie wagte nicht, ihren Verstand zu gebrauchen, um die Zeit festzustellen, aus Furcht, dass die Strafe zurückkehren und ihn ihr wieder nehmen würde. Sie stand vom Bett irgendeiner andern auf, auf dem sie sich vorgefunden hatte, nahm eine Decke und ging, immer noch vor Kälte schlotternd, in die Halle. Sie erkannte niemanden, aber sie wusste wenigstens bis zu einem vernünftigen Grade, dass sie existierte und dass sie auf dreidimensionale feste Körper sah, die man Leute nannte und die sich in einem Element bewegten, das man Zeit nannte. Sie ging zu einem von ihnen und stellte eine irrelevante Frage: «Welcher Tag ist heute?»

«Es ist Mittwoch.»

«Ach, und welcher Tag war?» Die Person verstand nicht, und da sie zu verwirrt war, um den Punkt weiterzuverfolgen, ging sie weg. Hinter ihr beklagten sich die dreidimensionalen festen Körper über die Hitze. Sie fächelten die Luft ihrer Zeit vor ihren Gesichtern.

Sie fühlte sich zum Erbrechen übel von der Eiseskälte, darum ging sie zurück und legte sich auf ein Bett, verzweifelt dankbar dafür, dass sie es als das ihre erkannte.

Siehst du, wie es ist... sagte Anterrabae herzlich. Wir können es wirklich tun. Spiel nicht mit uns, Vogel-Wesen, denn wir können es tun, nach oben, nach unten und nach den Seiten. Du dachtest, dass alle diese Beschreibungen Metaphern wären: den Verstand verlieren, zusammenbrechen, verrückt werden, wahnsinnig, irrsinnig? Leider, siehst du, sind sie alle ganz, ganz wahr. Spiel nicht mit uns, Vogel-Wesen, denn wir beschützen dich. Wenn du die Welt wieder einmal bewunderst, dann rechne mit unserer Dunkelheit.

Später fragte Frau Dr. Fried sie, was sie seit ihrer letzten Sitzung herausgefunden hätte.

«Ich habe gelernt, wie es ist, irrsinnig zu sein», sagte Deborah und erinnerte sich in Ehrfurcht an die Erhabenheit und die Macht und den

Schrecken. Sie schüttelte ihren Kopf. «Das ist wirklich etwas. Ja, das ist was.»

Der Kampf zwischen der neuen «Nase», Hobbs' Leviathan, und den Patienten ging weiter. Seine starr-frommen Überzeugungen ließen ihm Geisteskrankheit als gerechte Strafe für die davon Befallenen erscheinen, als Rache Gottes oder als Werk des Teufels und manchmal als alles drei zusammen. Mit der Zeit nahm seine Furcht ab, und sein gerechter Zorn brach an. Er sah, dass er für seinen Glauben Verfolgung erlitt.

Gegen seinen Widerwillen kämpften die Kranken auf ihre kranke Art. Die gebildeten schrieben die Bibel um oder machten Textpassagen lächerlich, um ihn in Schrecken zu versetzen. Constanzia machte schamlose sexuelle Annäherungsversuche. Helen nahm das Handtuch, das er ihr gebracht hatte, mit einem kleinen Knicks entgegen und sagte: «Von Paraklet an Paranoid. Amen. Amen.» Und Deborah formulierte ein paar pointierte Beobachtungen über die Ähnlichkeit zwischen Psychotikern und religiösen Fanatikern. McPherson spürte Wut und Gewalttätigkeit durch die Station wehen und überlegte, was er tun könnte. Es gab ohnehin nicht genug Personal. Die anderen beiden Kriegsdienstverweigerer leisteten auf anderen Stationen ganz gute Arbeit. Und einer von ihnen schien einige Begabung zum Umgang mit Geisteskrankten zu haben. Er selbst mochte den neuen Mann auf Station D, Ellis, auch nicht, aber er empfand Mitgefühl für ihn. Ellis eignete sich für diese Tätigkeit überhaupt nicht; er fürchtete und hasste die Patienten, und die Regierung, die ihn bestraft hatte, war für ihn das, was die römischen Prokuratoren für die frühen christlichen Märtyrer gewesen sein mussten. Aus diesem Grunde musste Ellis auch noch den toten Hobbs hinter sich herziehen - in dem Spitznamen, den die Patienten ihm gegeben hatten. Das Schlimmste war, dass Ellis' Religion Selbstmord nicht anders sehen konnte, denn als sündigen Horror, abscheulich von Natur.

So zog Ellis einen toten und stinkenden Wal hinter sich her, und McPherson überlegte, dass es wahrscheinlich keinen Fänger in der Welt gab, der so klug oder so unbarmherzig wie diese kranken Menschen Widerhaken in die schwachen Stellen schoss. Manchmal wunderte er sich, warum Hobbs angegriffen worden war und niemals er; warum jetzt Ellis und nicht er. Niemals war Helens ungeheurer Wissensvorrat dazu benutzt worden, ihn zu verdammten; niemals hatte die hartgesichtige Deborah Blau ihre messerscharfe Zunge gegen ihn eingesetzt. Irgendwie fühlte er, dass es vielleicht mehr als Glück sein könnte, aber in Wahrheit wusste er nicht, wie und warum er der Bitterkeit und dem Unglück hatte entgehen können, die sich um ihn herum Luft machten.

Jetzt beobachtete er die Patientinnen, wie sie dastanden und auf das

Abendessen warteten, auf die Dunkelheit warteten, auf die Beruhigungsmittel warteten, auf den Schlaf warteten. Blau stand nahe bei dem vergitterten Heizungskörper und starre auf etwas jenseits der Wand. Er hatte sie einmal gefragt, wo sie hinsehe, und sie hatte ihm aus ihrem Anderssein heraus geantwortet: «Ich bin die Toten, die Bilanz ziehen.»

Constanzia war aus ihrer Absonderungszelle heraus, aber immer noch abgeschlossen von den andern saß sie ruhig murmelnd in einer Ecke. Lee Miller biss die Zähne aufeinander und knirschte; Miss Cabot insistierte aus dem Schlafsaal: «Ich bin die Gemahlin eines ermordeten Ex-Präsidenten der Vereinigten Staaten!» Linda, Marion und Sue Jepson und die anderen taten, was sie sonst auch taten. Und doch war da ein schleichender Hauch von gefährlicher Unrast - mehr als die Summe aller Teile von Unrast. Ellis kam aus dem Schwesternzimmer, wo er den Bericht über die Medikamentenausgabe geschrieben hatte. Die Hetzjagd begann.

«Jetzt bläst er ab - es ist Hobbs' Leviathan...»

«Weiche von mir, Satan!»

«Hobbs beging Selbstmord, und ihn hier steckte die Armee ins Irrenhaus!»

«Er hatte einen Auftrag, aber nicht einen, der dir Sterne auf die Schulterklappen bringt.»

«Mit seinem Auftrag kriegt er Fledermäuse in den Glockenturm!»

«Was gibt es neues aus der Hölle heute, Pfarrer?»

«Frag ihn jetzt nicht, lass ihn erst sein Reich anschauen.»

Ein Radio war hinter einem schweren Maschendrahtgitter in die Wand eingebaut. Es sollte nur während einer bestimmten Zeit am Tage ansein und nur harmlose leichte Musik bringen, aber jetzt ging McPherson zu dem Gitter hinüber, schloss es auf und drehte das Radio an - wohltuend und laut. Die blechernen Töne der Schnulze ergossen sich in die Station, röhrend und sogar ein wenig vergnügt im Kontrast zu der schweren Urin- und Desinfektionsmittel-Atmosphäre, die die Station durchzog. Als die feuchte Stimme des Ansagers ihnen die «Gute Nacht vom Dach unter dem Sternenzelt» entbot, antwortete Carla in einer Parodie romantischer Sehnsucht: «Ein Lebewohl erzittert aus meinen Gurten, zärtlich, Gute Nacht... Gute Nacht...»

Die ganze Station brach in ein entspanntes Gelächter aus, obwohl ein Hauch der Spannung immer noch in der Luft hing, wie der Ozongeruch nach einem Blitz. Etwas war um Haarsbreite verhütet worden.

Nachdem Deborah ihr Beruhigungsmittel bekommen hatte, ging sie zu Bett und wartete wie üblich; die Götter und der Chorus waren zu einem schlaftrigen Unterton reduziert. McPherson kam in den Schlafsaal und blieb neben ihrem Bett stehen.

«Deb», sagte er weich, «lass die Hände von Mr. Ellis, ja?»

«Warum sagen Sie's mir?» fragte sie.

«Ich möchte, dass ihr alle ihn in Ruhe lasst. Keine Witze mehr. Keine Anspielungen mehr auf Hobbs.»

«Werden Sie das jedem sagen?» (Das wachsamen Wetteifern-um-eine-Bevorzugung und das wachsame Misstrauen gegen alle Menschen und alle Beweggründe, in denen sich Welt repräsentierte, überwanden ihre Vorsicht und nötigten sie zu der Frage.)

«Mja», sagte er, «jedem auf der Station.»

«Sogar Marie und Lena?» (Sie waren die anerkanntermaßen kränksten auf der Station, sogar in den Augen der Patienten.)

«Deb... lass die Hände von ihm.»

Für einen Augenblick hatte sie das Gefühl, dass er sie ausnutzte. Er war der einzige, der es sich erlauben konnte, die Patienten mit ihrem Spitznamen anzureden, ohne dass es sich gezwungen anhörte, aber jetzt hörte es sich gezwungen an.

«Warum sagen Sie's mir? Ich dachte, ihr Normalen seid euch einig, dass wir raus sind - raus aus euren Konventionen und eurer Routine. Ich bin nicht nett und ich bin nicht höflich und ich weiß mehr über Hobbs als ihr. Er war einer von uns! Das einzige, was ihn von uns trennte, waren die sechs Zentimeter Eisenschlüssel, an denen er immer herumfummelte, um sich Mut zu machen. Ellis ist anders. Ich kenne ihn und seinen Hass.»

McPhersons Stimme war leise, aber sein Zorn war echt, und Deborah fühlte, dass dieser Zorn aus einem Bereich in seinem Innern kam, den er zuvor niemals hatte sichtbar werden lassen. «Glaubt ihr, dass die kranken Leute alle in Kliniken sind? Glaubt ihr Mädchen vielleicht, dass ihr das Leiden gepachtet habt? Von der Geschichte mit dem Geld will ich gar nicht reden - sie wird überbewertet - aber ich will dir jetzt einmal etwas sagen: Viele Leute draußen würden sehr gern Hilfe haben und können sie nicht bekommen. Du solltest in der Lage sein, geistige Störungen zu erkennen, wenn du sie siehst. Andere Patientinnen quälst du auch nicht. Ich habe nie gehört, dass du irgend etwas gegen eine von ihnen gesagt hast.» (Sie erinnerte sich an das, was sie zu Carla gesagt hatte, und das Schuldgefühl durchzuckte sie aufs neue.) «Lass die Hände von Ellis, Deb - später wirst du froh darüber sein.»

«Ich will es versuchen.»

Er sah scharf auf sie hinunter. Sie konnte sein Gesicht im Schatten nicht sehen, aber sie fühlte, dass es ruhig war. Dann drehte er sich um und verließ den Schlafsaal. Eine Weile kämpfte Deborah gegen das Beruhigungsmittel an und dachte darüber nach, was er gesagt und wie er es gesagt hatte. Es war unangenehm aber wahr, und in dem Zorn schwang ein Ton mit - dieser Ton, der überall selten ist, in einer Geisteskrankenstation aber ein nicht zu bezahlendes Juwel: der

Ton einfachen Respekts unter Gleichen. Das Entsetzen, das sie angesichts der daraus erwachsenden Verantwortung spürte, war durchsetzt von einem neuen Gefühl. Es war Freude.

12.

«Etwas aus einer der letzten Sitzungen taucht immer wieder in meinen Gedanken auf», sagte Frau Dr. Fried. «Du sprachst über Kranksein, als ob es ein Vulkan wäre, und du sagtest, dass deine Schwester die Hänge selbst ausschmücken müsse. Weißt du, was du uns da erzählst? Kannst du wirklich nicht sehen, dass die Götter und die Teufel und das ganze Yr deine eigene Erfindung sind?»

«So habe ich es überhaupt nicht gemeint!» sagte Deborah, indem sie sich in sich zurückzog. Sie hörte immer noch den Chorus singen, was die Leute ihr seit Jahren gesagt hatten: Komm, werd wach, es existiert alles nur in deiner Vorstellung. «Yr ist wirklich!»

«Ich habe keinen Zweifel, dass es für dich wirklich ist, aber du scheinst doch noch etwas anderes zu sagen - dass die Krankheit gegenüber den Symptomen, die oft mit ihr verwechselt werden, etwas eigenes ist. Sagst du damit nicht, dass, obwohl die Symptome etwas über die Krankheit aussagen und mit ihr zu tun haben, beides nicht das gleiche ist?»

«Das stimmt.»

«Dann möchte ich, dass du mich noch einmal in deine Vergangenheit zurückführst, bevor die Hänge ausgeschmückt wurden, und gemeinsam mit mir einen Blick auf den Vulkan selbst wirfst!» Sie sah den Blick des Entsetzens und fügte hinzu: «Nicht alles auf einmal; jedes Mal ein bisschen.»

Sie waren die großen Täuschungen noch einmal durchgegangen, und dann auch die vielen kleinen, die im Leben unvermeidlich sind, die aber nach Deborahs Gefühlen und Überzeugungen den Weg ins Verderben mit solcher Bedeutsamkeit vorzuzeichnen schienen, als ob sie als Teil eines Plans arrangiert worden wären - wie ein geheimer Witz, den jeder kannte, den zu kennen aber niemand zugeben wollte. Nach Monaten der Behandlung begann Deborah einzusehen, dass es viele Gründe dafür gab, dass die Welt für sie so erschreckend war. Der Schatten des großväterlichen Begründers der Dynastie hing noch immer dunkel über allen Häusern der Familie. Sie kehrte oft dorthin zurück und hörte Großvaters vertraute Stimme sagen: «Die Zweitbeste in der Klasse zu sein, das reicht nicht; du musst die Beste sein.» «Wenn du verletzt bist, weine niemals, lache. Du darfst sie niemals merken lassen, dass sie dir weh tun.» All das war gegen die lächelnden Mitwisser des geheimen Witzes gesagt. Stolz - das sollte die Fähigkeit sein, so in Qual zu sterben, als ob man es jeden Tag täte - mit Anmut. Sogar sein Stolz auf sie war Zorn. «Du bist klug - du wirst es ihnen allen zeigen!» Er hatte die Klinge ihrer Worte an seinen eigenen geschliffen, hatte den Gebrauch der scharfen Seite ermutigt und hatte Frauen Kühe und werfende Hündinnen

genannt und ihr halb raubeinig auf die Schulter geschlagen, weil sie nutzlos aufwachsen würde: eine Frau. Sie würde es mit der ganzen Welt voller Narren und Undankbarer aufnehmen müssen und, obwohl sie eine Frau war, seine Schlacht gewinnen müssen: die alte mystische Schlacht zwischen einem verkrüppelten Einwanderer und einem längst verstorbenen lettischen Grafen.

An dem Ort und in der Zeit, da Deborah aufwuchs, fochten die amerikanischen Juden immer noch die alten Schlachten aus, vor denen sie erst einige Jahre zuvor aus Europa geflohen waren. Und dann gab es da neuere Schlachten, Schlachten im wahrsten Sinne des Wortes, als die Nazis durch Europa marschierten und in Amerika ihren Hass herausschrieen. In allen größeren Städten gab es Aufmärsche des «Bundes» und Überfälle auf Synagogen und jüdische Nachbarn, die sich aus den Ghettos herausgewagt hatten. Deborah erinnerte sich, wie sie das Haus der Blaus mit Farbe bekleckst gesehen hatte und wie die toten Ratten stinkend neben der Morgenzeitung gelegen hatten, die davon berichtete, wie tschechische Juden an die polnische Grenze geflohen waren, nur um dort von «freiheitsliebenden» Polen erschossen zu werden. Vieles von diesem Hass kannte sie selbst, sie war ein oder zwei Mal selbst von den Raufbolden aus der Nachbarschaft angegriffen worden, aber der Großvater hatte nur triumphierend gesagt, als sähe er darin einen hintergründigen Beweis: «Es ist Neid! Die Besten und Klügsten werden immer beneidet. Geh aufrecht und mach keinen Mucks, wenn sie dich anfassen.» Und dann, als ob der Hass hinter dem Witz hervorschielte, hatte er gesagt: «Du wirst es ihnen zeigen! Du bist wie ich. Sie sind alle Idioten, der ganze Rest - du wirst es ihnen eines Tages zeigen!»

Was sie «ihnen zeigen» konnte, war ein Vorbote, ein Betrüger, ein Verführer: ihre eigene Frühreife. Dieses Vorzeichen dafür, dass sie eines Tages «jemand» sein würde, schien dem alten Mann Recht zu geben. Lange Zeit hindurch benutzte sie ihren beißenden Witz als Waffe, um die Erwachsenen in ihrem bewaffneten Waffenstillstand mit der Welt zu erschrecken und zu überraschen, aber ihre Altersgenossen täuschte sie damit nicht einen Augenblick. Die jungen Leute durchschauten sie und gingen - weise in ihrer eigenen Angst - daran, sie zu zerstören.

«Dann war es ein aufnahmebereiter Mutterboden, auf den diese Saat von Yr fiel», sagte die Ärztin. «Die Täuschungen in der Erwachsenenwelt, der klaffende Graben zwischen Großvaters Vorstellungen und der Welt, die du viel klarer sahst, die Lügen, die dir deine eigene Frühreife vorgaukelte, dass du nämlich etwas besonderes wärest, und die Tatsache, dass du mit deinen Altersgenossen nicht zurande kamst, egal wie eindrucksvoll deine Besonderheit war!» «Der Graben zwischen dem sorgsam aufgezogenen kleinen reichen

Mädchen mit Dienstmädchen im Haus und importierten Kleidern und dem - und dem -»

«Und dem was? Wo bist du jetzt?»

«Ich weiß es nicht», sagte sie, aber sie sprach von einem Ort her, an dem sie schon vorher einmal gewesen war. «Es sind keine Farben da, nur graue Schatten. Sie ist groß und weiß. Ich bin klein, und es sind Gitterstäbe dazwischen. Sie gibt Essen. Grau. Ich esse nicht. Wo ist meine... meine...»

«Deine was?»

«Rettung!» entfuhr es Deborah.

«Weiter», sagte die Ärztin.

«Mein... Selbst, meine Liebe!»

Frau Dr. Fried sah sie eine Weile gespannt an und sagte dann: «Ich ahne etwas - willst du es mir versuchen?»

«Sie schenken mir also in dieser Sache Vertrauen?»

«Gewiss, sonst gäbe es diese Wissenschaft überhaupt nicht, da, wo wir zwei zusammen arbeiten. Dein ureigenes Wissen über dich selbst und über die Wahrheit ist verlässlich. Glaub daran!»

«Dann machen Sie weiter, oder die Psychiatrie wird verschwinden!»
(Gelächter)

«Deine Mutter hatte Schwierigkeiten mit einer Schwangerschaft, als du sehr klein warst, nicht wahr?»

«Ja, sie hatte eine Fehlgeburt. Zwillinge.»

«Und danach fuhr sie weg, um sich eine Zeit lang auszuruhen?» Der Lichtblitz schlug in die Vergangenheit ein, und es war wie der Ton guter, kräftiger Wahrheit, ähnlich jenem Plop eines scharfgeworfenen Baseballs im Lederhandschuh des Fängers. Kontakt. Deborah lauschte dem Klang nach, und dann überschlugen sich ihre eigenen Worte, und sie trug die noch fehlenden Züge dieses uralten Albtraums nach, der nicht weniger von dieser Welt war als die schlichte Erfahrung, allein gelassen zu sein.

«Das weiße Ding muss eine Säuglingsschwester gewesen sein. Ich fühlte, dass alle Wärme weg war. Das Gefühl kommt oft, aber ich habe nie gedacht, dass es wahr sein könnte, dass ich jemals wirklich dort gewesen bin. Die Gitterstäbe waren die Stäbe des Babybettes. Sie müssen an meinem eigenen Bett gewesen sein... Die Schwester war unpersönlich und kalt... Ach so... ach so!» Das jetzt freundliche Licht berührte etwas anderes, und weil es so plötzlich kam, wurde das kleine prosaische Verbindungsstück zu einer Offenbarung, voll von Größe und Wunder. «Die Gitterstäbe... die Stäbe des Kinderbettes und die Kälte und die Unfähigkeit, Farben zu sehen... das passiert jetzt! Es ist ein Teil der Hölle - das passiert jetzt, jetzt! Wenn ich kurz vor dem Fallen bin, sind die dunklen Bänder vor meinen Augen die alten Gitterstäbe des Kinderbettes, und die Kälte ist die alte - ich habe mich immer gewundert, warum sie mehr bedeutete als einfach

etwas, das aufhört, wenn man einen Mantel anzieht.»

Der Schwall der Worte hörte auf, und Frau Dr. Fried lächelte. «Dann ist es so umfassend wie Verlassenheit und der Verlust aller Liebe.» «Ich dachte, ich würde sterben, aber schließlich kamen sie zurück.» Sie hielt im Fluge inne, und eine andere plötzliche Frage nahm sie gefangen, als ob sie schon immer da gewesen wäre. «Warum hat nicht jeder schwarze Bänder vor den Augen? Sicher wird jeder einmal allein gelassen, vielleicht eine Woche oder zwei. Eltern sterben sogar, aber die Kinder werden nicht verrückt oder haben Trauerbänder kreuz und quer vor ihrer Netzhaut.» Das erschien ihr wie ein neuer tieferer Beweis dafür, dass sie irgendwie falsch gemacht war, dass der Fehler auf einer so elementaren Ebene lag wie ihre Gene: ein schlechter Samen. Sie wartete auf die mitfühlenden Einwendungen der Ärztin, auf eine vertraute und tröstliche Lüge, mit der sie ihren Weg zurück nach Yr beleuchten konnte. Statt dessen waren die Worte kraftvoll.

«Die Erinnerung ändert sich ihrer Form nach vielleicht nicht, aber jahrelange Verstärkung gibt ihr ein Gewicht, das ungeheuer werden kann. In jedem dieser vielen, vielen Fälle, in denen du aufgefordert bist, dich an die Kälte der Verlassenheit, an die Gitterstäbe und die Einsamkeit zu erinnern, sagt diese Erfahrung tief in dir: <Siehst du? So ist letzten Endes das Leben.»»

Die Ärztin erhob sich, um das Ende der Sitzung anzudeuten. «Diesmal sind wir gut vorangekommen und haben gesehen, wo einige der Geister der Vergangenheit dich in der Gegenwart noch immer zu packen suchen.»

Deborah murmelte: «Ich möchte nur wissen, wie hoch der Preis sein wird.»

Die Ärztin berührte ihren Arm. «Den Preis setzt du selbst fest. Sag allen in Yr, dass sie es nicht wagen sollen, dich bei unserer Suche zu gefährden.»

Deborah zog ihren Arm unter der Hand der Ärztin weg aus irgendeiner unerklärlichen Furcht vor Berührungen. Sie hatte Recht, denn die Stelle, wo die Hand auf ihrem Arm gelegen hatte, begann zu rauuchen, und das Fleisch unter dem Pulloverärmel war versengt und quoll in Brandblasen auf.

«Es tut mir leid», sagte die Ärztin, als sie sah, wie Deborahs Gesicht bleich wurde. «Ich wollte dich nicht berühren, bevor du dazu bereit bist.»

«Die Erdung», antwortete Deborah und sah durch den Pulloverärmel auf das verkohlte Fleisch. Sie merkte, wie furchtbar es sein musste, Blitzableiter für so eine Kraft zu sein.

Die Ärztin, durch den Sprung in der Logik verwirrt, konnte nur an dem zitternden Körper der Patientin vorbeisehen - dorthin, wo der gehetzte Geist für einen Augenblick freudig aufgeblitzt und jetzt verschwun-

den war. «Wir werden hart zusammenarbeiten, und wir werden verstehen.»
«Solange wir überhaupt stehen können», sagte Deborah.

13.

Die Zeit quälte sich hin. Deborah wurde hin und her geworfen wie ein Tennisball, von Schauplatz zu Schauplatz in Yr, von der Erde ins Nichts, vom hellen Sonnenlicht in das schwarze Fenster, hinüber über die Grenzen, die die Zeitrechnung der Normalen markieren, noch im Fluge versuchend, nicht grausam zu Mr. Ellis zu sein. Sie befreite ihn von Hobbs' Namen, sie war gehorsam, wenn nicht gar fröhlich, und sie ertrug sein Märtyrerdasein - ihre eigene Existenzweise - so gut sie konnte. Eine neue Gruppe von Schwesternschülerinnen war gekommen und gegangen, einige mit dem Trost, dass die Geisteskranken in ihnen keine Furcht mehr hervorriefen, einige in Schrecken und Panik vor der Peitsche subtiler Ähnlichkeit zwischen den von den kranken Frauen ausgesprochenen Gedanken und ihren eigenen unausgesprochenen. Eine andere Gruppe war gekommen und wurde in Constanzas spontane Nacktheit, Helens graziöse und knochenbrechende Gewalttätigkeit und Deborahs abgeschlossene Augen eingearbeitet. Eine junge Schwester hatte etwas zu laut gesagt: «Diese Kleine sieht durch mich hindurch, als ob ich überhaupt nicht da bin.»

Später hatte Deborah versucht, sie zu trösten, und ihr zugeflüstert: «Falsches nicht.» Sie wollte sagen, dass es nicht die hübsche Schwester war, die nicht da war, sondern die hässliche Patientin, aber trotzdem alarmierten die falsch herauskommenden Worte die erschrockene Schülerin nur noch mehr, und Deborah sah noch einmal, wie unüberbrückbar der Graben war zwischen ihr selbst und jener Gattung, genannt «menschliches Wesen».

Deborah stand in der kleinen Absonderungszelle vorn vor der Halle. Ihr Tablett mit dem Mittagessen war ihr von einer Schwester gebracht worden, die mit den Schlüsseln (ihrem Unterscheidungsmerkmal) herumfummelte und sehr bleich war, vielleicht in Erinnerung an die geheimen, die innersten Irrenhausalträume, die sie sich selber hielt. Diese wenigstens wurden von Deborah geteilt, geglaubt und verstanden. Sie flüsterte ihren Trost und sah, wie die Schwester vor Furcht starr im Gesicht wurde, sich umwandte, über ihre eigenen Füße stolperte und den Bruchteil einer Sekunde an ihrer eigenen Balance hing.

Deborah streckte eine Hand aus, beinahe instinktiv, da Unbeholfenheit sie zu Schicksalsgefährten gemacht hatte, und die Hand erreichte den Arm der Schwester und hielt sie eine Sekunde lang.

Das Gleichgewicht erfasste die junge Frau und riss sie zurück in die Vertikale, und kraftvoll in ihrer Furcht zog sie ihren Arm weg und stolperte aus dem Zimmer.

Leidet, sprach Deborah zu allen Versammelten in Yr: die Yr-Metapher für einen Gruß. Ich bin der Ableiter für Blitze und Verbrennungen. Gehen durch mich hindurch von Ärztin, fließen zu Schwester. So bin ich die ganze Zeit Kupferdraht gewesen und Leute haben mich fälschlicherweise für ehern gehalten!

Anterrabae lachte. Sei witzig, sagte er und schüttelte Funken von seinem Haar in seinem unendlichen, nicht verzehrenden feurigen Fall. Außerhalb dieses Zimmers, der Station, der Klinik lachen, gehen und atmen solche Leute wie sie - und sogar sie (wenn ihre Schicht vorbei ist) - lachen, geben und atmen in einem Element, das du niemals verstehen oder kennen wirst. Sie atmen ein und aus; Blut, Knochen, Nacht und Tag sind nicht von der gleichen Substanz wie die deinen. Deine Substanz ist für sie tödlich. Wenn sie jemals mit deinem Element infiziert werden, werden sie davon sterben oder verrückt werden.

«Wie die Hölle?»

Ganz genau so.

Deborah schrie auf vor Schrecken über ihre eigene zerstörerische Macht. Sie fiel auf den Boden, leise aufseufzend: «Zuviel Macht, zuviel Schmerz. Lass niemanden solche Schmerzen haben - nicht so! Nicht so... nicht so...»

Dann stand sie über sich selbst, in ihrem Yri Rang und Namen, und trat der, die sie selber auf dem Boden liegend war, in den Unterleib und in den Tumor, der wie eine faule Melone nachgab. Als das zeremonielle Knarren des Abschiednehmens ertönte, lud sich der Himmel draußen vor dem vergitterten Fenster mit Dunkelheit. Sie sah hinaus und merkte, dass sie aufrecht vor dem Fenster stand und ruhig sagte: «Lasst mich sterben, ihr alle.» Sie wusste, wenn sie sich alle gegen sie wendeten, könnte sie nicht leben. Es gab weder Freude noch Glück noch Frieden oder Freiheit, die dieses Leiden aufwogen. «Macht ein Ende mit mir, Anterrabae, Chorus, all ihr andern. Einmal und ein für alle Mal, zerquetscht mich an der Welt!»

Das Licht wurde von draußen angemacht, und der Schlüssel kratzte im Schloss. «Nur nachsehen», sagte die Schwester von der nächsten Schicht fröhlich, aber als sie Deborahs Gesicht sah, wandte sie sich um und sagte zu der Schwester hinter ihr: «Mach die Stationskontrolle zu Ende und lass eine Packung fertig machen.»

Deborah wusste nicht, welchen Ausdruck sie auf welchem ihrer Gesichter trug, aber sie war wirklich erleichtert. Hilfe kam aufgrund des Elends, das offenbar hinter der Maske hervortropfte.

«Aus den Augenhöhlen, vielleicht...», murmelte sie zu den Leuten, die nach einer Weile kamen.

Als sie wieder auftauchte, war es dunkel. Sie kam wie ein großer Wal aus den benthonischen Tiefen - einem anderen Element mit anderen

Regeln und einem anderen Klima. Die Erde kam zurück zu einer Nacht vor einem anderen Fenster als dem, das die frühe Dämmerung gerahmt hatte, und jetzt waren da zwei Betten und dahinter volle gestirnte Dunkelheit - das Glas vergittert, die Gitterstäbe mit Maschendraht versehen, der Maschendraht festgezogen. Es war eine herrliche Nacht, und die Sterne drangen klar sogar durch das dreifach-maskierte Fenster. Ein leises Geräusch kam vom anderen Bett. «Wer ist das?» fragte Deborah.

«Unsere Liebe Frau vom Nasenjucken», antwortete Helen. «Venus von Milo mit Nasenjucken.»

«Bist du jemals in einer Packung gewesen und hast ein Haar in deinem Auge gehabt?» fragte Deborah und erinnerte sich an die Kämpfe, die sie manchmal ausgefochten hatte mit Haaren oder Staubflocken oder Juckreiz - kleinen teuflischen Plagegeistern, die die ganze Welt auszumachen scheinen, wenn du nicht hinaufreichen und sie wegwischen kannst.

«Ich bin ein Haar in meinem Auge», sagte Helen kühl, «und du auch.»

Deborah lag ruhig da und erholte sich von der ewigen Apokalypse. Ihr Verstand war klar, und eine Weile dachte sie über Helen nach, die wie ein Zwilling im anderen Bett lag. Obwohl Helen bitter und meistens zornig war, respektierte Deborah ihren Scharfsinn und dass auch sie in ihrer stachligen und unnachgiebigen Art die Verfolgung des gemarterten Mr. Ellis eingestellt hatte. Meistens war Helen unzugänglich und unerreichbar; manchmal zerbrachen ein oder zwei bittere Sätze wie Glas - plötzlich und spröde, und manchmal kam ein Anfall ebenso heftig wie überraschend, aber Deborah wusste in der ruhigen, unauffälligen Weise ihrer klaren Momente, dass Helen, so verzweifelt krank sie auch war, das unbekannte Reservoir an Stärke oder Willenskraft oder irgend etwas hatte, das nötig war, um gesund zu werden. Helen - das wusste sie - konnte es schaffen. Aus diesem Grunde waren ihre Gefühle Helen gegenüber ein Gewebe aus Neid, Respekt und Furcht.

Einmal war sie grausam zu Helen gewesen; sie hatte ihr gesagt, dass sie glaubte, Helen könnte gesund werden, und hatte gesehen, wie das Entsetzen in dem muskulösen Körper wuchs. Deborah hatte nicht gemerkt, wie sehr sie sie quälte. Helen hatte ihr mit feiner und vernünftiger Stimme gesagt, wenn sie, Deborah, nicht verschwände und zwar schnell, würde sie, Helen, jeden Knochen in diesem miststinkenden Kopf brechen. Deborah hatte sich gefügt. Das Licht ging an, und beide stöhnten leise angesichts der Offenbarung des grausigen Schauspiels, das sie im Gegensatz zu der Schönheit der Sternendunkelheit boten. Ellis kam allein und ging geschwind zu Helens Bett hinüber, um ihren Puls zu fühlen. Gewöhnlich sprachen die Schwestern und Pfleger, wenn sie hereinkamen, um langsam die

Gegenwart der Welt, die sie repräsentierten, für die fühlbar zu machen, die vielleicht verwirrt oder in einem Zwischenstadium waren. Normalerweise warteten sie darauf, dass ihre Gegenwart zur Kenntnis genommen wurde, und sei es nur durch ein Augenzwinkern. Die Plötzlichkeit, mit der Ellis kam, war zuviel an einem so ungeschützten Ort. Als er nach Helens Kopf griff, um den Puls der Schläfe zu fühlen und ihm eine Zahl für seinen Bericht abzuringen, zuckte sie unter seiner Hand weg. Die Bewegung des Kopfes war das ganze Repertoire, das einem Menschen in der Packung zur Verfügung stand; Ellis packte Helens Gesicht und hielt es mit einer Hand, während er mit der andern versuchte, den vogelleichten Puls zu fühlen. Noch einmal kämpfte sie sich frei. Daraufhin richtete er sich ein wenig auf, nicht zornig, nur zielbewusst, und begann, sie in das Gesicht zu schlagen. Die Schläge landeten sicher und hart. Sie spuckte einen diffusen und zornigen Sprühregen hinauf zu ihm, und Deborah, die das beobachtete, sah, was für sie auf immer das Symbol der Ohnmacht aller Geisteskranken bleiben würde: Wieder der Schlag, ruhig und präzise und erbarmungslos, und das Zurückspucken noch einmal und noch einmal. Helen erreichte ihn gar nicht, aber nach jedem Versuch traf er sie mit dem Ende seines Arms mit voller Gewalt. Es war weiter kein Ton im Zimmer außer dem zusammenziehenden Spucken der nun trockenen Lippen, ihrem schweren Atem und den herabfallenden Schlägen. Sie waren beide so beschäftigt, dass sie alles andere vergessen zu haben schienen. Nachdem er sie geschlagen hatte, bis sie sich unterwarf, fühlte er ihren Puls und dann Deborahs und verließ den Raum. Als er hinausging, hustete Helen etwas an ihrem Blut.

Am nächsten Tage wurde Deborah ihr eigener Yri-Feind - ein freiwilliger Teilhaber, ein augenloser-und-splitternackter, der nelaq tankutaku genannt wurde. Sie ging zur Schwester und verlangte den Stationsarzt zu sehen, wenn er käme, um die Verordnungen für die Woche zu unterschreiben.

«Warum willst du ihn sehen?» fragte die Schwester.

«Ich habe ihm etwas zu erzählen.»

«Was denn?»

«Dass ein Pazifist jemand ist, der mit offener Hand zulangt.»

Von Schwester zu Stationsschwester. Dasselbe Thema. Stationsschwester zu Tagesoberschwester. Dasselbe Thema. Die Wolke begann unter der Zimmerdecke dunkler zu werden und senkte sich auf «Bestrafung», aber Deborah musste es dem Arzt irgendwie sagen und ihr eigenes Gewissen davon erleichtern, dass sie Zeuge gewesen war und dadurch auf eine unverständliche Weise die Erfahrungen sowohl des Siegers wie des Opfers teilte. Die Schwester war misstrauisch, und Deborah musste bitten mit der Wolke über sich, die

tiefer drückte unter dem aufkommenden Wind. Schließlich bekam sie die Erlaubnis, den Stationsarzt zu sehen. Sie erzählte trocken und sparsam, was sie gesehen hatte, und versuchte, sich den in der Welt üblichen Anschein von Normalität zu geben, damit er ihr glaubte. Sie bemühte sich nicht, ausführlich zu berichten, um ihm zu zeigen, wie wichtig es war, noch sprach sie von Ellis' Neigungen, von denen sie wusste, dass sie geheim waren, einfach, weil er die Schlüssel hatte und die Patienten nicht. Als sie zu Ende war, saß der Arzt da und sah sie an und wartete offenbar darauf, dass ihr Haar wuchs. Aus langer Erfahrung wusste sie, dass er die Wolke nicht sah, nicht den dunklen Wind fühlte und nicht die ‹Bestrafung›. Er saß da in einer anderen Jahreszeit - vielleicht Frühling - unter einer anderen Sonne, deren Strahlen an der Peripherie ihrer Sichtweite, ihrer Wirklichkeit und ihres Reiches endeten.

Schließlich sagte er: «Warum erzählt mir Helen das nicht?»

«Helen war weg, gleich nachdem es passierte.» Sie war drauf und dran hinzuzufügen, dass es Helen ähnlich sehe, sich in die Leere zurückzuziehen und ihr den schwarzen Peter zuzuschieben, und dass das ihre Art war, die Rechnung für das eine Mal zu begleichen, als sie ihr gesagt hatte, sie hielte es für möglich, dass Helen gesund werden könnte. Sie merkte, dass es unklug war, das zu sagen; aber an dieser Erkenntnis hakte ihr Verstand fest wie ein Kleid, das an einem Nagel hängen bleibt, und sie konnte nun überhaupt nichts mehr sagen.

«Wir sind daran interessiert, jede Art von Brutalität hier zu beenden, aber wir können nicht einfach etwas ohne Beweis hinnehmen. Du warst in der Packung, weil du erregt warst, nicht wahr? Vielleicht glaubst du nur, etwas gesehen zu haben...»

«Fragen Sie wenigstens Ellis. Mit seiner ‹Seele›... er wird ohnehin Schwierigkeiten damit haben, wenn er lügen muss.»

«Ich werde mir eine Notiz machen», sagte der Arzt und machte keine Bewegung in Richtung auf sein allgegenwärtiges Notizbuch. Es war klar, dass er ihr das angedeihen ließ, was Lee Miller ‹Behandlung Nr. 3› nannte: eine Abart des alten Schön-Schön, die hieß: «Ja, ja natürlich», und die dazu bestimmt war zu beruhigen, ohne zu verändern, zum Schweigen zu bringen, ohne zu verstehen, und Reibung durch Nichtstun zu beenden. Als Deborah ihn ansah, dachte sie an die Verordnung für ihr Beruhigungsmittel. Sie hatte eine höhere Dosis haben wollen, und sie wusste, dass er sie geben würde, wenn sie ihn jetzt fragte. Aber sie wollte nicht ihren Schlaf mit Helens geschlucktem Blut erkaufen, und so ließ sie ihn gehen und murmelte: «Chloral-hydratische Großzügigkeit und wohltätige Almosen in Kubikzentimetern.» Sie beobachtete die Würmer, die aus der Wolke herausfielen. Der Arzt ging weg. Macht nichts; sie würde Frau Dr. Fried, dem Teuer-Finger, davon erzählen. Furii oder Feuer-Finger

war der neue Yri-Name für ihre Ärztin; eine Erinnerung an die furcht-erregende Kraft, die Deborahs Arm mit einer unsichtbaren Brandwunde verschmort hatte.

«Hast du das dem Stationsarzt erzählt?» fragte Furii.

«Ja, und er gab mir ‹Nr. 3 mit Lächeln›: Ja - Ja.» Sie fand sich lächerlich in ihrer ehrbaren Enthaltsamkeit gegenüber der höheren Dosis Beruhigungsmittel, die sie sich gewünscht hatte. Sie hoffte, dass wenigstens etwas für sie bei dieser Geschichte herausspränge, die sie mit Sicherheit teuer zu stehen kommen würde.

«Du weißt», sagte Furii, «ich habe nichts mit der Leitung eurer Station zu tun. Ich kann nicht in die Angelegenheiten der Station eingreifen.»

«Ich sage nicht, dass Regeln geändert werden sollen», sagte Deborah, «es sei denn, die Regeln schlagen die Patienten in der Packung.»

«Bei Disziplinarangelegenheiten des Stationspersonals habe ich ebenfalls nicht mitzureden», sagte Furii.

«Heißt denn hier jeder mit Nachnamen Pilatus?»

Schließlich erklärte sich Furii bereit, es in der Stabsbesprechung zu erwähnen, aber Deborah war nicht überzeugt. «Vielleicht bezweifeln Sie, dass ich es überhaupt gesehen habe.»

«Das ist das einzige, was ich nicht bezweifle», sagte die Ärztin. «Aber siehst du, ich habe nichts damit zu tun, was auf den Stationen gemacht werden muss; ich bin kein Arzt mit Verwaltungsbefugnissen.»

Deborah sah, wie das Streichholz trockenes Holz anzündete. «Was nützt mir Ihre Wirklichkeit, wenn Gerechtigkeit scheitert und Unehrlichkeit vertuscht wird und diejenigen, die Wort halten, leiden? Helen hat ihr Versprechen wegen Ellis gehalten und ich auch. Was ist denn Ihre Wirklichkeit wert?»

«Hör mal», sagte Furii, «ich hab dir keinen Rosengarten versprochen. Ich hab dir nie vollkommene Gerechtigkeit versprochen...» (Sie erinnerte sich plötzlich an Tilda, die aus der Klinik in Nürnberg ausgebrochen war, in der Hakenkreuzstadt verschwunden war und zurückkam und lachte und lachte, die krächzende Parodie eines Gelächters: «Sholem Aleichem, Frau Doktor, die sind verrückter als ich!») «... und ich habe dir nie Frieden oder Glück versprochen. Ich helfe dir, damit du selbst frei wirst, für alle diese Dinge zu kämpfen. Die einzige Wirklichkeit, die ich anzubieten habe, ist eine Herausforderung, und gesund sein heißt frei sein, sie anzunehmen oder nicht, auf welcher Ebene du auch immer dazu fähig bist. Ich verspreche niemals Lügen, und die Rosengartenweltperfektion ist eine Lüge... und außerdem langweilig!»

«Werden Sie es in der Besprechung sagen - das mit Helen?»

«Ich habe gesagt, ich werde - und ich werde, aber ich verspreche nichts.»

Da Helen sie mit der Bürde des Augenzeugen allein gelassen hatte, ertappte sich Deborah, wie sie, ohne bewusst eine Wahl getroffen zu haben, zu Lee Miller ging, die Sylvias vergessener Worte wegen tankutuku geworden war. Lee konnte niemanden hinter sich haben, und sie mochte es nicht, gegen die Wand gelehnt zu stehen, wie die andern. So musste sie hartnäckig im Kreis herumgehen, um «jeden in seiner angemessenen Position zu halten». Nicht aus Loyalität, sondern aufgrund eines mysteriösen Gefühls von Angemessenheit begann Deborah, Lee zu folgen, wie die ptolemäische Sonne, die ihre Planeten umkreist.

«Hau ab, Blau!»

Auch das passte; dass sie zu ihr sprach, war nur ein Eingeständnis dafür, dachte Deborah, dass sie Akteure im gleichen Geschehen und einander verbunden waren.

«Hau ab, Blau!»

Deborah kam hinter ihr her und trug die Ketten ihrer Verbundenheit. «Schwester! Holen Sie diese Hure hier weg!»

Die Schwester kam. «Verlass die Halle, Deborah, oder hör auf, ihr zu folgen.» Die Schwester war ein dritter Akteur, aber nicht tankutuku. Was durch Schwerkraft verbunden war, löste sich; Deborah ging in eine andere Richtung. Beim Licht meines Feuers, Vogel-Wesen, sagte Anterrabae, siehst du, wie sorgfältig sie dich von kleinen Gefahren fernhalten: Nadeln und Streichhölzern und Gürtern und Schnürbändern und dreckigen Blicken. Wird Ellis die nackte Augenzeugin in einer Absonderungszelle schlagen?

Deborah rutschte an der Wand hinunter auf den gewohnten Platz am Boden inmitten der Statuen und beobachtete die Bilder in ihrem Geist - einfache Bilder, deutlich und schrecklich.

Am Abend sagte plötzlich Lucia, eine neue Patientin mit einem gewissen Prestige wegen ihrer Gewalttätigkeit und wegen der neun Jahre, die sie in einer der härtesten Kliniken im Lande zugebracht hatte, zu der kleinen Gruppe der ewig Frierenden, die sich um die Heizungsverkleidung kauerten: «Hier ist es anders. Bin in Menge Dingern gewesen, Menge Stationen. Mein Bruder auch; Menge Stationen. Was hier is... hier is mehr Schiss, mehr Gemeinheit; schiffen auf den Boden und schreien - aber es ist wegen dem Vielleicht. Is wegen dem kleinen, kleinen Vielleicht.»

Sie ging wieder weg und hüpfte in ihrer Vogelstrauß-Art den Korridor entlang und lachte, um die immense, furchterregende Kraft ihrer Worte aufzuheben; aber sie waren gesprochen und hingen in der Luft wie der Zoogeruch der Station selbst. Jeder hatte Angst vor der Hoffnung, dem kleinen, kleinen «Vielleicht»; aber für Deborah hatten

die Worte in diesem Moment eine besondere Bedeutung, so dass sie in beide Welten hinaussah und bemerkte, wie die Alpträume sich zusammenbrauteten: das Niedergehen der Wolke und die Würmer, die aus ihr herausfielen und das Gesetz, das wie ein Fetzen im schwarzen Winde wehte.

«Mach dir nichts aus dem ‹Vielleicht›; es ist ein administratives Problem.»

14.

Esther und Jacob saßen zusammen im Sprechzimmer. Frau Dr. Fried sah, dass sie auf Ermutigung und Frieden warteten. Sie wollte ihnen unverblümt sagen, dass sie nicht Gott sei. Es gab keine sicheren Versprechungen, und sie konnte nicht Richter sein über das, was sie mit ihrer Tochter getan oder nicht getan hatten, um sie auf dieses Schlachtfeld zu bringen.

«Ist es falsch, ein Kind zu wollen, das so ist wie alle andern?» fragte Jacob. «Ich... ich meine, gibt es wirklich eine Heilung, oder muss sie hier bleiben und beruhigt und getröstet werden... für immer?» Er hörte, wie kalt seine Worte klangen. «Es ist nicht eine Frage der Liebe - krank oder gesund - es ist nur, damit wir mit irgend etwas rechnen können, vielleicht sogar auf etwas hoffen. Können Sie uns sagen, worauf wir hoffen können?»

«Wenn Sie auf ein Universitätsdiplom und auf eine Schachtel mit Balleinladungen und gepresste Rosen und einen netten adretten jungen Mann aus guter Familie hoffen wollen - ich weiß nicht. Das ist es, worauf die meisten Eltern hoffen. Ich weiß nicht, ob Deborah diese Dinge eines Tages haben wird oder ob sie sie überhaupt haben will. Es gehört zu unserer gemeinsamen Arbeit, herauszufinden und uns darüber zu einigen, was sie wirklich will.»

«Können wir sie sehen?»

Die Ärztin hatte gewusst, dass diese Frage kommen würde, und hier war sie nun. Es war das einzige, was sie nicht zulassen wollte. «Natürlich, wenn Sie entschlossen sind, sie zu sehen, können Sie das, aber ich würde Ihnen dieses Mal nicht dazu raten.» Sie versuchte, die Antwort ganz, ganz ruhig klingen zu lassen.

«Warum nicht!» Jacob sprach laut gegen seine Furcht an.

«Weil ihr Gefühl für die Wirklichkeit im Augenblick sehr wacklig ist. So, wie sie aussieht, wird sie Sie ein wenig erschrecken, und sie weiß das und hat Ihretwegen ein bisschen Angst... und auch ihrer selbst wegen.»

Jacob lehnte sich betäubt zurück und überlegte, warum sie sich jemals darauf eingelassen hatten. Die alte Deborah mochte wohl krank gewesen sein, wie alle gesagt hatten. Sie war unsicher und elend gewesen, aber sie war ihre Deborah gewesen - unsicher, um beschützt zu werden und Pläne gemacht zu bekommen; elend, um aufgeheitert und bemuttert zu werden. Sie war wenigstens vertraut gewesen. Das Bild, das diese Ärztin jetzt zeichnete, war das Bild einer Unbekannten.

«Ich möchte Ihnen sagen, dass die Symptome nicht die Krankheit sind», sagte die Ärztin. «Diese Symptome sind Verteidigungsstellungen und Panzerungen. Ob Sie es glauben oder nicht, ihre

Krankheit ist der einzige sichere Grund, den sie unter den Füßen hat. Sie und ich zusammen hacken Stückchen für Stückchen den Boden weg, auf dem sie steht. Dass es einmal einen anderen, festeren Boden für sie geben wird, nachdem dieser zerstört ist, kann sie nur glauben. Versuchen Sie sich das nur einen Augenblick lang vorzustellen, dann können Sie sehen, warum sie ihrem Äußeren nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkt; warum sie solche Angst hat und warum die Symptome sich vermehren.»

Frau Dr. Fried versuchte die Gefühle von jemandem zu beschreiben, der in seinem ganzen Leben niemals wirklich geistig gesund gewesen war. «Wir, die wir diese Krankheit niemals am eigenen Leibe erfahren haben, können nur vermuten, welcher Schrecken und welche Einsamkeit dort sein müssen. Wissen Sie, sie ist jetzt gefordert, all diese Jahre der Wirklichkeit, wie sie sie gekannt hat, aufzugeben und auf schieren Glauben hin eine andere Version der Welt anzunehmen. Deborahs Krankheit ist jetzt ein verzweifelter Kampf um Gesundheit.»

«Die Welt, die wir ihr gegeben haben, war nicht so schrecklich», sagte Jakob.

«Aber sie hat Ihre Welt niemals akzeptiert, sehen Sie das nicht? Sie hat einen Roboter geschaffen, der sich durch die Realität bewegte, und dahinter zog sich die wahre Person immer zurück.» Sie wusste, dass die Leute die unbekannte Person hinter dem vertrauten Roboter fürchteten, und deshalb sagte sie nichts weiter dazu.

Jacob sagte ruhig: «Trotzdem möchte ich sie sehen.»

«Nein, Jacob - es ist besser!»

«Esther - ich will sie sehen! Es ist mein Recht!»

«Also gut», sagte die Ärztin freundlich. «Ich werde anrufen und sie von der Station herunterbringen lassen, und Sie können sie im Besuchszimmer sehen.» Sie ging zum Telefon. «Sollten Sie mich danach noch sehen wollen, bitte sagen Sie dem diensthabenden Pfleger, dass er mich anrufen soll. Ich werde bis vier Uhr hier sein.»

Sie beobachtete, wie sie das Zimmer verließen und starr auf das Klinikgebäude zugingen. Die «Familien»... «Machen Sie ihn gesund», sagen sie, «machen Sie sie gesund», sagen sie, «mit guten Tischmanieren und mit einer Zukunft unserem vereinbarten Traum gemäß!» Sie seufzte. Selbst die Intelligenten, die Ehrlichen, die Guten haben es zu leicht, ihre Kinder zu verkaufen. Täuschungen und Eitelkeit und Arroganz, denen sie sich selbst niemals beugen würden, laden sie auf ihren Kindern ab. Ach! Noch ein Seufzer entfuhr ihr, weil sie niemals selbst Kinder geboren oder aufgezogen hatte und weil sie sich plötzlich überlegte, ob nicht auch sie ein Auge zudrücken oder Ambitionen entwickeln würde, Träume erkaufen und sie in unerträglicher Weise auf eine Deborah übertragen würde, wenn diese Deborah ihr gehörte. Einen Moment lang war sie noch in Gedanken versun-

ken, dann drehte sie sich um, ging zum Telefon und erreichte schließlich Station D. «Sie ist gerade zu den Besuchern hinuntergebracht worden, Frau Doktor», sagte der Pfleger.

«Ach so - nun - dann - es ist egal. Ich hoffte nur...»

«Ja?»

«Einfach, dass sie Zeit gehabt hätte, ihr Haar zu kämmen.»

Im Wagen auf der Fahrt nach Hause waren Esther und Jacob schweigsam. Sie warteten darauf, dass die Wahrheit klar hervorträte, aber weil alles, was sie gesehen hatten, allem widersprach, was sie ihrem Gefühl nach für wahr hielten, waren sie in ihrer Verwirrung verstummt. Sie vertrauten Frau Dr. Fried. Sie hatte sie nicht heuchlerisch beruhigt, ohne ihnen Hoffnung zu geben, und Hoffnung war es, wonach sie so verzweifelt suchten. Aber ihre Tochter war beinahe nicht zu erkennen gewesen. Sie hatte sie nicht mit Murmeln oder Gewalttätigkeit geängstigt, sondern dadurch, dass sie sich unauffällig und erschreckend in sich zurückzog. Es war, als ob sie ihren eigenen Körper nicht bewohnte.

Als sie das Besuchszimmer verließen, hatte Jacob nur gesagt: «Sie ist sehr bleich -»

Und Esther sagte leise, indem sie zu ergründen suchte, was sie fühlte: «Jemand... jemand, der von innen heraus zu Tode geschlagen wird.»

Jacobs Zorn hatte sich gegen sie gerichtet, und er hatte sich abgewandt. «Du redest immer zuviel! Kannst du es nicht einfach sein lassen?»

Auf dem Heimweg nach Chicago war das einzige, was sie wussten, dass es höchste Zeit war, Suzy die Wahrheit zu sagen.

Frau Dr. Fried hörte nicht auf, ihre widerspenstige Patientin durch den Kreislauf von Liebe und Hass zu jagen, sie zu stellen und dann weiterzuzwingen. Deborah entfloh weiterhin in die Dunkelheit von Yr, sich verstellend und staubaufwirbelnd, um sich darin zu verbergen. Sie sehnte sich nach Blindheit und Nichtwissen, denn es war ihr jetzt klar, dass das, was sie selbst sah oder erkannte, zur Sprache gebracht werden musste, gleichgültig wie beschämend und furchterregend oder hässlich es sein mochte; dennoch war der Grund für diese Notwendigkeit für Deborah genauso geheimnisvoll wie die unteren Regionen von Yr selbst.

«Ich habe dir lange genug erlaubt, deinen Vater herauszulassen», verkündete Furii während einer Sitzung. «Wenn du von ihm sprichst, dann immer mit Furcht und Hass - und mit irgend etwas anderem.»

Das tiefere Geheimnis, nach dem Furii von der Welt her mit ihren Haken suchte, lag jenseits der gewöhnlichen Ungerechtigkeit: den Schlägen wegen irgendeiner trivialen Sache, dem einfachen Missver-

ständnis an einem entscheidenden Punkt. Ein Teil des Geheimnisses lag darin, dass Deborah ihrem Vater ähnlich war. Sie reagierten mit der gleichen plötzlichen, gewaltsamen Heftigkeit, die, lange schwelend, in ein unsinniges Toben ausbrach. Weil sie sich der Ähnlichkeit bewusst war, fürchtete sie ihn und auch sich selbst, und sie hatte das Gefühl, dass seine Liebe zu ihr blind war und dass er sie nicht kannte oder auch nur einen einzigen Augenblick lang verstand. Und dann war da noch etwas, was jenseits seines Verstehens lag.

«Ich habe ihn manchmal verachtet», sagte sie.

«Ich weiß, dass du dich an etwas erinnerst.»

«Er hat immer Angst gehabt vor Männern - den Männern, die sich in dunklen Straßen verstecken, um mich zu packen; Sexualverbrecher und Unholde - hinter jedem Baum einer, der auf mich wartet. Wieder und wieder hat er mir Warnungen eingebläut. Männer sind Scheusale, ihre Lust ist ohne Grenzen. Männer sind Tiere... und ich habe selbst zugestimmt. Einmal hat er mich ausgeschimpft, weil ich einen Exhibitionisten auf der Straße gesehen hatte. Weil ich die Aufmerksamkeit des Mannes auf mich gezogen hatte, brachte mich mein Vater irgendwie damit in Verbindung, denn er glaubte, ich müsse etwas getan haben. Er war voller Zorn und Furcht und hörte überhaupt nicht auf, als ob alle diese Männer wie durch eine Art Schwerkraftgesetz nur an mich gebunden wären. Ich sagte zu ihm: «Was sollen sie mit mir, ich bin schon zerbrochen und geschändet. Für irgend jemand anders bin ich nicht gut genug. Da schlug er mich sehr hart, weil es die Wahrheit war.»

«Hatte er vielleicht vor der Gewalt seiner eigenen Leidenschaften Angst?»

«Was? Er war doch ein Vater -», sagte Deborah und begann die Wahrheit zu ahnen, bevor sie sie zurückwies.

«Zunächst einmal war er ein Mann. Er kennt seine eigenen Gedanken. Haben alle anderen solche Gedanken? Er weiß, dass sie sie haben. Haben alle anderen sie so gut unter Kontrolle wie er? Zweifellos nicht.»

Deborah dachte über die Beinahe-Begierde nach, die so häufig nahezu offensichtlich gewesen war. Es war ein Gefühl von Schuld durchsetzt mit Liebe; es hatte sie gequält und verwirrt und machte sie zu einer geheimen Komplizin bei all den abscheulichen Verbrechen der Wahnsinnigen, die er ewig beschrieb. In seiner Furcht sah er sie, als ob sie die gleiche Schuld und das gleiche Verlangen hätte wie die - wie er. Er hatte von den kranken Körperteilen dieser Männer gesprochen, und Deborah wusste, dass auch ihre Schamregion krank war. Das ewig erschreckende und vertraute Gesicht ihres Vaters und ihrer selbst, das war es, wovor sie in ihren Träumen immer floh und dem sie sich schließlich doch zuwandte. «Ist es jetzt noch so furcht-erregend?»

«Nein...», und dann dachte sie daran, wie groß der Schatten im Horror-Moor geworden war, dachte, dass dieser Schatten nur aus ihm und aus ein paar unausgesprochenen, kurz angedeuteten eigenen Gedanken bestand, von ihrer Schuld so eingehüllt, dass die wirklichen Konturen verschwunden waren. Sie sagte: «Nein, nicht furchterregend - gut. Ich war nicht nur... nur für ihn eine Tochter, die ihn immer in Verlegenheit brachte. Teil seiner Sehnsucht war die menschliche... menschliche...» Deborah begann zu weinen. Mitten im Weinen packte sie das Entsetzen. Furii sah es kommen, als das Schluchzen erstickte.

«Schnell!» sagte sie. «Sie wird versuchen, dich dafür büßen zu lassen, deine Krankheit, dass wir schneller gewesen sind. Ich sage dir ganz schnell, dass du an jene Einsicht gerührt hast, die Wahrheit ist und Liebe und Vergebung; und dass dies Teile der Wirklichkeit sind, vor der du solche Angst gehabt hast. Sind sie nicht wunderbar und aufregend, diese Dinge?» Sie sah, wie das Licht verlosch. Die Stimme, die dann kam, kam aus Yr.

«Also...», kam es von weit jenseits der Barriere, «Sie haben es geschafft. Ich habe geweint. Ich habe meiner Mutter und meinem Vater wirklich vergeben. Jetzt, denke ich, kann ich entlassen werden.»

«Du bist nicht so dumm, und ich auch nicht!» sagte Furii eindringlich und versuchte, die größer werdende Kluft zu überbrücken. «Es werden noch viele Geheimnisse zum Vorschein kommen, und du weißt es. Du bist jetzt dabei, dich von der Nahrung zu trennen, die dir Kraft gegeben hat - all die Geheimnisse und die geheimen Mächte - und bisher ist keine andere Kost in Sicht, die sie ersetzen könnte. Dies ist die schwerste Zeit; sie ist sogar schwerer, als deine Krankheit war, bevor du hierher gekommen bist. Sie wenigstens hatte eine Bedeutung für dich, so furchtbar diese Bedeutung auch manchmal war. Du wirst mir viel Vertrauen schenken und dich darauf verlassen müssen, dass die neue Nahrung, wenn sie Gestalt annimmt, reichhaltiger sein wird.»

Sie sprachen weiter. Furii entlockte ihr die vielen kleinen Beweisstücke, die sich in Jahren ansammeln. Deborah war erschöpft, aber ihre Hartnäckigkeit war ungebrochen und half ihr, sich auf Furii und ihre Welt einzulassen, während sie auf den letzten Zusammenstoß wartete, der sie für immer wahnsinnig machen würde. «Es steckt noch mehr dahinter - viel mehr», sagte Furii. «Wir werden weitermachen, bis wir alles sehen. Wenn es vorbei ist, kannst du dich immer noch für Yr entscheiden, wenn du wirklich willst. Es ist nur die Entscheidung, die ich dir ermöglichen möchte; deine eigene, wirklich bewusste Entscheidung.»

«Ich könnte immer noch verrückt sein, wenn ich wollte?»

«Verrückt wie ein Tanztier... wenn du willst.»

«Verrückt wie 'ne Tanzmaus.»

«Ah ja, ich erinnere mich, manchmal höre ich auch jemand von Fledermäusen sprechen. Was bedeutet das: Fledermäuse?»

«Es heißt, dass jemand «Fledermäuse im Glockenturm» hat. Es bedeutet, dass oben in deinem Kopf, wo die Glocken läuten, Nacht ist, dass die Fledermäuse dort umherfliegen, ziellos und schwarz, und mit den Flügeln schlagen.»

«Das muss ich mir merken! Manchmal fängt das Amerikanische das Gefühl für das, was eine Geisteskrankheit ist, ziemlich genau in so einen Ausdruck ein.»

«Und wenn ich es wollte - wenn ich es brauchte... nachher...»

«Du hast keine Erfahrung und weißt nicht, was es heißt, geistig gesund zu sein. Ich glaube jedoch nicht, dass du Fledermäuse im Turm brauchst oder willst. Trotzdem, die Antwort heißt: ja. Wenn du es nachher brauchst oder willst, werden dir alle Entscheidungen offen stehen.»

Auf der Station herrschte kaum verdeckte Erregung. Zwei Packungen waren in der kleinen Absonderungszelle vorbereitet und warteten darauf, belegt zu werden; die Halle wirkte ganz weiß und khakifarben von Schwestern und Pflegern, die ständig hin- und hergingen und auf etwas warteten.

«Was ist los?» flüsterte Deborah Lee zu, bei der die Wahrscheinlichkeit, dass sie Bescheid wusste und es auch sagen würde, am größten war.

«Miss Coral kommt wieder zurück», sagte Lee. «Sie war vor deiner Zeit hier. Gott sei Dank. Es war todlangweilig hier.»

Kurz bevor das Mittagessen fertig war, ratterte der schwere Fahrstuhl nach unten, und jedermann in Hörweite zuckte zusammen. Nach einer Weile hörten sie den Fahrstuhl zurückkommen und vor der Doppeltür von Station D anhalten. Ein Trupp weißer Uniformen verdeckte die halb durchsichtige Milchglasscheibe, der Schlüssel drehte sich im Schloss und der Stationsarzt erschien in seiner Herrlichkeit. Er war gefolgt von zwei Pflegern (für die Füße) und zwei Pflegern (für den Kopf), die eine winzige weißhaarige alte Dame fest umwickelt hereinschafften. Hinter ihnen strömte die zweite Garnitur der Prozessionsfiguren herein: die Tagschwestern von der Aufnahmestation, Chorknaben, der gewöhnliche Clerus, Novizen, Ordensanwärter und andere.

«Das ist Miss Coral!»

«Die ganzen neunzig Pfund», sagte Lee. Eine klingende Kette wunderbar abgestimmter und in Variationen verschlungener Flüche begleitete das Bündel den Korridor hinunter, an den angesetzten Packungen vorbei (überraschenderweise) und dann in die Absonderungszelle 4 hinein.

Eine Zeitlang war es ruhig, dann begannen die Träger den Korridor entlang zurückzuströmen. Deborah wollte gerade zu ihrem angestammten Platz am Fenster des Schlafsaals zurückkehren, da sah sie, wie sich der letzte Pfleger den anderen anschloss. Seine Fortbewegung war absurd, beängstigend, interessant, komisch, nicht-newtonisch; er flog. Er war auf die Luft hingestreckt, sein Gesicht gänzlich ausdruckslos, als ob er sich genötigt fühlte, den Rest seines Lebens als Flugkörper zu verbringen.

Aber er gelangte nicht in die Umlaufbahn; er fiel, und es war das schwere, unbeholfene Geräusch seines Fallens, das seine Gefährten stocken und herumwirbeln ließ. Deborahs Atem ging schwer vor Enttäuschung. Am Ende war es doch nur ein Mensch.

Weder Flug noch Fall hatten ihn verletzt, aber jetzt wurde er beinahe in der Panik überrannt vom Personal, das herbeistürzte, um den Auslöser seines Fluges unter Kontrolle zu bringen. Die Patienten folgten, um zuzusehen und durch Zwischenrufe zu stören. Miss Coral stand in der offenen Tür. Ihre einzige Person befand sich in Hochspannung. Das Haar ist weißgebrannt, sagte Deborah ruhig auf Yri. Die drei Männer, die hinliefen, um Miss Coral fortzuschaffen, wirkten mitleiderregend angesichts der heftigen Bewegungen ihres kämpfenden Körpers; sie schüttelte sie im wahrsten Sinne des Wortes ab, ihr bleiches, ausdrucksloses Gesicht starre kerzengerade vor sich hin. Als sich mehr Pfleger in das Handgemenge stürzten, gab es für sie weniger zu tun. Sie stand still, während die anderen sich gegenseitig bearbeiteten. Helen fühlte sich in ihrer Herrscherwürde herausgefordert, schließlich war sie die am meisten Gefürchtete auf der Station. So lief sie in den verlassenen oberen Teil der Halle, hob die Tür zum Schwesternzimmer aus den Angeln, zerrte sie mit ihrem ganzen Gewicht fort und warf sie in den Flur hinunter. Alles, was greifbar war, flog hinterher. Sylvia, wie eine schlecht gemachte Statue an der Wand aufgestellt, empfand die Spannung von Helens Gewalttätigkeit als unerträglich und explodierte plötzlich. Sie schoss auf Helen zu, mitten in die Trümmer der zerbrochenen Tür, zwischen die Tablets, Medikamente, Messer und Gabeln und die Handtücher. Irgendjemand zog die Notglocke, und dann bedurfte es zusätzlicher zwölf Leute, um den Aufruhr zu ersticken und Helen und Sylvia in die Packungen zu befördern. Offensichtlich waren die Anweisungen für Miss Coral vom Stationsarzt vergessen worden, da die Tür hinter ihr bloß zugemacht wurde, und damit hatte es sich.

«Nun», sagte Lee, als Deborah ihr im Flur begegnete, «das war besser als alles, was wir hier oben in der letzten Zeit gehabt haben, das musst du zugeben.»

«Ich wünschte wirklich, ich hätte es bis zu diesem Giftschrank geschafft», sinnierte Deborah. «Ich habe nie gewusst, dass eine kleine alte Dame stark genug ist, einen ausgewachsenen Mann durch die

Luft zu werfen.»

«Sie war vor zwei Jahren hier. Ich habe gesehen, wie sie einmal ein Bett geworfen hat. Nicht geschoben, geworfen. Außerdem ist sie die Gebildetste von uns allen.»

«Mehr als Helen?»

«Teufel, ja! Sie spricht vier oder fünf Sprachen, und draußen ist sie so etwas wie Mathematikerin. Sie hat mir das einmal zu erklären versucht, aber du weißt ja, ich habe nach der siebten Klasse aufgehört.» Sie sah sich um und begann aufs Neue, ungeduldig im Kreis herumzugehen, um die Welt wieder in Position zu bringen.

Vier Tage später stand Miss Corals Tür offen, so dass sie zur Station Zugang hatte. Als sie nach ein paar Stunden zögernd an die Schwelle kam, fand sie Deborah auf der anderen Seite sitzen.

«Hallo», sagte Deborah.

«Hallo... Bist du nicht ein bisschen zu jung für hier oben?» Die Stimme war alt, aber nicht hart, die Vokale waren weit in Doppelvokale auseinandergezogen, so wie man im äußersten Süden spricht.

«Es tut mir leid, dass ich so jung bin», antwortete Deborah mit halb gespielter Bitterkeit. «Wir haben das Recht, so verrückt zu sein wie jeder andere auch.»

Der zweite Teil war eher eine Bitte, und zu ihrer Überraschung lächelte die erstklassige und übermenschliche Kämpferin weich und sagte: «Ja... das ist wohl wahr, obwohl ich es niemals von dieser Seite betrachtet habe.»

Die pure Versessenheit, die Deborah über vier Stunden lang veranlasst hatte, vor der Tür zu sitzen, ließ keinen Raum für Höflichkeit oder Geduld.

«Lee Miller sagt, Sie kennen Sprachen und können Mathematik. Ist das wahr?»

«Ach, ist sie immer noch hier? Das ist schade», und Miss Coral glückste.

«Können Sie sie wirklich sprechen?»

«Himmel, nein! Sie haben uns damals nur beigebracht, eine Sprache zu lesen und zu schreiben, und das auch nur, um die Klassiker zu lesen.»

«Können Sie die Sprachen noch?» Für Deborah sah sie aus wie ein Anterrabae, der aufgehört hatte zu fallen, mit den blitzenden blauen Augen und dem statisch steifen weißen Haar, das nur neu entzündet werden musste, um das ganze Feuerwerk zu entfachen.

Sie sah Deborah eine Weile an. «Was wünschst du?» sagte sie.

«Unterrichten Sie mich.»

Die starren Züge schienen zu schmelzen, der Körper entspannte sich, Tränen traten in ihre harten Augen und überwältigten sie für einen Augenblick. «Ich bin krank», sagte Miss Coral. «Ich bin sehr

krank gewesen, und ich vergesse. Ich bin manchmal ungenau wegen der Jahre...» (Deborah beobachtete sie, wie sie unsichtbaren brutalen Schlägen standzuhalten versuchte) «... und der Krankheit...»

«Das ist egal.»

«Ich bin jetzt müde», sagte Miss Coral und drückte sich in das leere Zimmer zurück. «Ich werde eine Entscheidung treffen und dich später informieren.» Sie knallte die schwere klinkenlose Tür hinter sich zu.

Deborah saß vor der Tür auf dem Fußboden in der Zugluft und konnte das unterdrückte Geräusch des Kampfes hören: Flüche und Schreie, Fallen und Schläge. Ein Pfleger ging vorbei. «Ich dachte, ich hätte diese Tür aufgemacht - was ist drinnen los?»

«Coral gegen Coral - Scheidungssache. Wegen des Sorgerechts für das Kind.»

«Blau, du hast sie herauskommen sehen - hat sie diese Tür selber zugemacht?»

«Vielleicht sollte sie mit jemandem reden», sagte Deborah.

Der Pfleger drehte sich um und ging langsam weg, um die Kette der Genehmigungen in Gang zu setzen. Deborah setzte sich wieder vor die Tür und leerte alle ihre Schätze aus den Taschen. Sie fand zwei Zigaretten, die eine vergessliche Schwesternschülerin hatte liegen lassen. Sie waren nur halb aufgeraucht. Sie ging zu Lee Millers Bett hinüber und steckte sie unter das Kopfkissen als ein Dankgeschenk. Sylvias Schuld war zurückgezahlt.

Es dauerte eine ganze Weile, bis die Stationsschwester kam. Da Deborah vor Miss Corals Tür saß, fühlte sie die unerbittliche Schuld der Verbundenheit; ihre Substanz hatte sich über die ganze Station ausgebreitet und strahlte Pein aus auf alle. Für jede dieser Schlachten, wie hinter dieser Tür eine wogte, war sie in symbolischer Weise verantwortlich. Aber sie erinnerte sich auch an Carlas Worte, dass diese Krankheit wie ein überfließendes Glas sei und Deborahs ein oder zwei Tropfen kaum etwas ausmachten. War sie verantwortlich oder nicht?

Unfähig, sich zu entscheiden, ließ sie die Frage auf sich beruhen. Nach einer Weile hörte das Geräusch im Zimmer auf und Miss Corals Stimme, flach und tonlos vor Erschöpfung, drang durch die Tür.

«Junge Frau - junge Frau - bist du noch da?»

«Rufen Sie mich? Meinen Sie mich?» rief Deborah zurück, als sie wieder sprechen konnte.

«Ja.» Dann sagte Miss Coral: «Integer vitae scelerisque purus Non eget Mauris jaculis neque arcu Nec venenatis gravida sagittis, Fusce, pharetra.»

«Was ist das?»

«Morgen», sagte Miss Coral. «Und auch, wie man es buchstabiert.»

15.

Deborah und Miss Coral trafen sich in den freien Augenblicken, bevor ihre separaten Welten sich wieder über ihnen zusammenschlossen. Deborah war in einen trockenen unddürren Zeitabschnitt eingetreten. Der Geruch ihres abgebrannten Selbst war immer in ihrer Nase - verkohlt das Fleisch und das Haar, die Kleider und das Gummi und Leder der Schuhe. Sie verlor die Fähigkeit, Farben zu sehen, und schwarze Gitter grenzten ihr Blickfeld ein bis auf einen schmalen vertikalen Graustreifen. Trotz alledem lernte sie. Ihre Taschen und geheimen Verstecke waren mit kleinen Papierfetzen vollgestopft, auf denen Worte, Sätze und Gedichte lateinischer Klassiker standen, an die Miss Coral sich erinnerte; das griechische Alphabet, Vokabeln und kleine Portionen gestohlenen Honigs aus dem ausschweifenden Mittelalter.

«Das war zu sündig zu unserer Zeit», sagte Miss Coral scheu zu Deborah. «Angeblich waren die Leute im Mittelalter Wilde, und ihr Latein war degeneriert. Aber die Bücher machten nachts in den Schlafräumen der Schule die Runde, und nicht alles darin war unzüchtig. Komisch, es sind die dichtenden Verrückten, an die ich mich am besten erinnere...» Und sie rezitierte Abälard und Scotus. «Vielleicht bin ich ihnen in ‹Torheit und Dunkelheit› ähnlich... Schließlich sind wir hier...» Und sie verkrampfte sich in einem Anfall von Klage und Zorn.

Ein konventioneller Lehrer hätte niemals auch nur die Spur eines Erfolges verzeichnet gegen die abwehrbereite Feindseligkeit von Miss Corals Schülerin, aber Deborah fühlte sich durch die kleinen Einheiten sanften Unterrichts nicht bedroht - zumal das Verhalten ihrer Hauslehrerin von deren eigenem Schmerz und eigener Verzweiflung gezeichnet war und die säuerliche Überheblichkeit ausschloss, die Deborah bei den meisten Lehrern spürte. Miss Coral war ebenfalls Insassin, und ureigenstes Verlangen, endlich befreit von trügerischer Frühreife, trieb Deborah dazu, die Hand auszustrecken und alles zu nehmen, was Miss Coral zu geben hatte.

Beim Anstehen nach den Beruhigungsmitteln: «Dieses De Ramis Cadunt Folia... und ich konnte es, bis ich zu diesem Nam Signa Coeli Ultima kam.»

«Nun, du kennst diese Worte... Ich erinnere mich, dass sie in anderen Gedichten vorkamen.»

«Ich weiß, was sie bedeuten, aber...»

«Ja, Signa bedeutet Zeichen, aber hier ist es astrologisch gebraucht und würde etwa ‹Haus› bedeuten oder ‹Aufgangspunkt›.»

Beim Warten auf das Essen:

«Morpheus in mentem

trahit impellentem
ventum lenem,
segetes maturas,
... den Rest habe ich vergessen.»

Von den Gedichten gingen sie zu den einzelnen Stücken, zu Sätzen, zu Ausdrücken über und bauten Deborahs Kenntnisse auf vertraute Worte in ihren wechselnden grammatischen Formen auf. Miss Coral arbeitete mit ihrem Gedächtnis und Deborah mit ihrer Leidenschaft und dem verbotenen Bleistift.

Schließlich sagte Miss Coral: «Du weißt jetzt alles, was ich an Latein und Griechisch kenne. Es tut mir leid wegen der Grammatik - ich habe so viel vergessen, aber du wirst wenigstens auf vertraute Stellen stoßen, wenn du die Klassiker liest; du hast einen ganzen Haufen solcher Stellen aufgeschrieben auf deinen Papierschnipseln.» Tatsächlich kam sie mit diesen Papierschnipseln in Schwierigkeiten; ihre Taschen und die Sprungfedern unter ihrem Bett waren damit vollgestopft. Sie begriff, dass es an der Zeit war, um Sondergenehmigung für ein Notizbuch zu bitten. Sie brauchte etwa eine Woche, um sich ein Herz zu fassen; schließlich nahm sie ihren Platz unter den ‹Bittstellern› ein, die auf den Stationsarzt warteten. Diesmal schien es eine ganze Reihe zu sein, selbst wenn man die nicht mitzählte, die dort aus Gewohnheit standen:

Lee: «Hah, ich will heute Abend doppelte Beruhigungsmittel.»

Die Frau des Ermordeten: «Lasst mich nach Hause! Ich will nach Hause!»

Marie (die von Dr. Fiorentini): «Ich habe mir eine soziale Krankheit von einem Sozialisten geholt!»

Marie (die von Dr. Dowben): «Mord und Feuer! Das ist ein Feuer!»

Carla, die in der Stadt ins Kino gehen wollte, brauchte als D-Patientin eine Sondererlaubnis und Geld. Miss Coral stand ganz am Anfang ihrer via dolorosa, um sich die einfachsten Stationsprivilegien zu holen.

Der Arzt betrat die Station, und die Anfragen und Antworten flogen hin und her. Als Deborah um das Notizbuch bat, sah er sie schnell und prüfend an.

«Wir werden sehen.» Er schoss die Antwort - schon im Weggehen - über die Schulter.

Am Nachmittag kam Frau Dr. Adams auf die Station, um Sylvia zu sehen. Als sie wegging, vermisste sie das Buch Schau heimwärts Engel, das sie bei sich gehabt hatte. Später suchte eine der Schwesternschülerinnen vergeblich nach ihrem Kollegeheft. Die beschriebenen Seiten tauchten zwar zwei Tage später im Fahrstuhl außerhalb von Station D auf, aber die andere Hälfte des Heftes, die leer war, blieb verschwunden.

Deborah begann, Helen wegen Gedichten zu belagern, an die sie

sich erinnern konnte, und Helen tat ihr den Gefallen und sagte ihr etwas auf aus Hamlet und Richard III., das sie zu ihrer eigenen Überraschung aus irgendeiner fernen, aber noch lebendigen Quelle herausbaggerte. Griechische Worte wurden eifrig abgeschrieben und dann lateinische; Schau heimwärts Engel drückte unter Deborahs Matratze, aber sie las es wieder und wieder, bis Dowbens Marie es in die Finger bekam und bis auf den Buchrücken aufaß. Carla hatte den Roman einmal gelesen, und sie sprachen ein wenig darüber.

«Wenn ich diese Dinge lernen kann...», sagte Deborah, «... lesen kann und lernen, warum ist es immer noch so dunkel?»

Carla sah sie an und lächelte ein wenig. «Deb», sagte sie, «wer hat dir gesagt, dass Fakten oder Theorie oder Sprachen lernen irgend etwas damit zu tun hat, ob du dich selbst verstehst? Ausgerechnet du...» Und Deborah verstand plötzlich, wie ihr fröhreifer Scharfsinn, obwohl er ihre Krankheit verstärkt hatte und zu ihr gehörte, völlig unabhängig von den Schwierigkeiten funktionierte, die ihre Wirklichkeit verhingen.

«Man kann also lernen und lernen und doch noch ein Schizo sein.» «Wenigstens kann es bei Deborah so sein», sagte Helen sarkastisch. Deborah steckte ihr Notizbuch hinter die Heizung des Schlafzimmers und legte sich auf ihr Bett. Dort blieb sie die nächsten drei Monate und stand nur auf, um auf die Toilette zu gehen oder um sich zu Frau Dr. Fried bringen zu lassen. Die Dunkelheit schien vollständig. Yr-Phasen kamen und gingen, der Chorus versammelte sich und ging auseinander, aber abgesehen von den Sitzungen bei Frau Dr. Fried kämpfte sie gegen nichts davon an. Manchmal kam Carla herein, sprach mit ihr und erzählte ihr vom Stationsklatsch oder von kleinen Begebenheiten des Tages. Deborah war nicht in der Lage zu sagen, wie viel diese Besuche ihr bedeuteten. Manchmal waren sie der einzige menschliche Kontakt, den sie über Tage hin hatte, denn ihre Lügenmaske schleuderte Blicke, die die Pfleger eilig weggehen ließen; sie gaben ihr das Tablett oder legten die Kleider hin und gingen ohne ein Wort oder ein Kopfnicken. Da sie begann, Albträume zu haben, und plötzlich schreiend aufwachte, wurde sie aus dem lauten, dicht belegten vorderen Schlafsaal in einen kleinen Raum im dunklen hinteren Flur zu zwei weiteren lebenden Toten verlegt. Der anbrechende Tag verschloss ihre Münden und beschmierte ihre Sehweite auf etwa einen halben Meter. Aber ihre Träume brachen aus ihnen in schreienden Scherben hervor, die die spröde Kruste des tabletten-schweren Schlafs zum Zerspringen brachten, um den die anderen Patienten so sehr kämpften. Man hielt es für besser, dass die drei sich gegenseitig aufweckten, als die ganze Station in Aufruhr zu versetzen; so waren sie miteinander eingeschlossen und sich selbst überlassen. Manche Nacht schien wie eine Imitation des dramatisch-phantastischen «Irrenhauses», das Deborah immer noch irgendwo in

ihrer Sammlung von Kindermädchendrohungen mit sich herumtrug. Oft wachte sie auf und fand eine der Schlafgenossinnen mit erhobenen Armen über sich gebeugt, oder die andere schlug sie in schlafblinder Wut. Eines Nachts dachte sie plötzlich an ihren Vater und an diese andere Seite seiner Liebe, die einfach menschliches Verlangen war. Und gegenüber der Dicken, deren Hämmern sie aufgeweckt hatte, durchbrach sie das Ritual des schweigenden Terrors. «Della, um Himmels willen, geh wieder ins Bett und lass mich ein bisschen schlafen.»

Della wandte sich ab, und Deborah fühlte sich irgendwie glücklicher, als der einfache Erfolg ihres Befehls eigentlich rechtfertigte. Eines Nachts spielte Helen - eine zornige und brutale Helen - selbst Ge-spenst. Da Deborah dachte, es sei nur eine ihrer Zimmergenossinnen, schnaubte sie einen einzigen Satz, wie er bereits zur Standardformel geworden war:

«Geh weg, verdammt. Hau ab!»

«Ich bin wahnsinnig», sagte Helen und rückte in der Dunkelheit bedrohlich näher. «Ich bin wahnsinnig...» Deborah erkannte die Stimme und kannte die ungeheure Kraft von Helens Gewalttätigkeit, aber jetzt kam das Lachen in ihr so natürlich hoch, als ob sie es schon immer zum Freund gehabt hätte.

«Glaubst du, dass du mit meinem kleinsten Albtraum in seiner langweiligsten Phase konkurrieren kannst?»

«Ich könnte zu allem fähig sein...», sagte Helen, aber Deborah glaubte, mehr verletzten Stolz als Wildheit aus ihrem Ton herauszuhören.

«Hör zu, Helen. Du bist an die gleichen Gesetze gebunden wie ich, du kannst mir nichts antun, was meine eigene Verrücktheit nicht klüger, schneller und besser fertig brächte; gute Nacht, Helen, geh wieder ins Bett.»

Ohne ein Wort zu sagen, drehte sich Helen um und ging über den Flur zurück. Deborah gestattete sich zum ersten Mal ein leises Wort des Lobes für das Licht in ihrem eigenen Verstand. Während der dunklen Monate, die sie auf ihrem Bett liegend verbachtete, dachte sie manchmal an die halb mythische Person, diese Doris Rivera, die in diesen Räumen die gleichen Ängste durchlitten hatte, den un-grundigen Unglauben, dass sie je gesund werden würde, um sich herum wahrgenommen hatte; und dennoch war sie hinausgegangen, gebessert, und hatte den Kampf mit der Welt aufgenommen.

«Wie kann sie es aushalten, Tag für Tag - das Chaos?» fragte Deborah Carla.

«Vielleicht knirscht sie einfach mit den Zähnen und kämpft jede Minute, wachend oder schlafend.»

«Hat sie eine Wahl? Kann sie gesund sein einfach dadurch, dass sie es will?» fragte Deborah und sah Doris in Gedanken als einen lust-

losen, erstarnten Geist, sah sie ihre ganze Energie darauf verwenden, den «Anschein» aufrecht zu erhalten.

«Meine Ärztin sagt, dass wir in Wirklichkeit alle unsere unterschiedlichen Wege wählen.»

«Ich erinnere mich», murmelte Deborah, «... diese Jahre, die ich in der Welt verbracht habe...» Sie dachte noch einmal an den Zensor. (Jetzt mach einen Schritt - jetzt lächle und sage: «Wie geht es Ihnen.») Es hatte außergewöhnliche Energie gekostet, sich für den «Anschein» einen Zensor zu leisten. «Ich habe es aufgegeben, weil ich einfach müde wurde - einfach zu müde, um weiterzukämpfen», sagte sie.

Furii hatte ihr gesagt, dass Gesundheit mit Herausforderung und Entscheidung zu tun hatte, aber Herausforderung, wie Deborah sie kannte, war die Schock-Herausforderung, die Yr für sie geschaffen hatte, indem Schlangen von den Wänden fielen, Leute und Orte erschienen und verschwanden - war dieser furchtbare Stoß bei der Kollision der Welten.

Furii hatte gesagt: «Beruf dich nicht auf Erfahrung; vielleicht weißt du nicht, wie es ist, auch nur andeutungsweise geistige Gesundheit zu erfahren. Vertrau auf unsere gemeinsame Arbeit und auf die verborgene Gesundheit in dir.»

Aber im Schatten wartete eine zusammengekauerte magere Gestalt darauf, dass Deborahs Gedanken sich auf sie richteten: Doris Rivera, die in die Welt gegangen war.

Schließlich, eines Nachmittags, stand Deborah aus keinem ihr einsichtigen Grunde von ihrem Bett auf und ging quer durch die Halle zur Stationstür. Sie war herausgekommen. Ihre Sicht war immer noch grau verschleiert und stark begrenzt, aber es schien ihr nicht mehr so viel auszumachen.

Miss Coral saß nah an der Tür auf dem Boden, rauchte eine sorgsam gehütete Zigarette und lächelte, als sie Deborah sah, ihr völlig entwaffnendes kleine-alte-Dame-Lächeln.

«Sieh mal an, willkommen hier draußen, Deborah», sagte sie. «Ich habe mein Gedächtnis strapaziert - wenn du immer noch Lust hast.» «Oh ja!» rief Deborah und ging zum Schwesternzimmer, um einen der «offiziell» numerierten Bleistifte und ein Blatt Papier zu borgen; den Rest der Zeit bis zum Abendessen verbrachte sie damit, hinter Miss Coral und Peter Abälard und einem ganzen Schwung «Medea» herzulaufen. Ihr war niemals der Gedanke gekommen, dass Miss Coral sich freuen könnte, sie zu sehen, oder dass Carla, wenn sie ihr in der Halle begegnete, lächeln und zu ihr herüberkommen könnte.

«Na, hallo, Deb!» Es war mutig von Carla, das sofort zu tun, es war ein Zeichen von Vertrauen und einer ganz rührenden Loyalität, da es für gewöhnlich sicherer war zu warten, bis man sehen konnte, in welche Richtung ein solcher Wechsel gehen würde, bevor man

herüberkam und ein Zeichen des Wiedererkennens von sich gab. Deborah konnte sich keinen besonderen Grund für Carlas Mut und Großzügigkeit denken. Sie überlegte sich einen Augenblick lang, ob es nicht vielleicht sein könnte, dass Carla einfach froh war, sie zu sehen. Gab es wirklich eine Welt jenseits ihrer mit Wänden vermauerten Augen?

Leide, Opfer, sprach Anterraebae weich den metaphorischen Yr-Gruß. Gehorsam ihm und seinem Befehl gegenüber weitete sich ihr Blickfeld, und zugleich wuchs so etwas wie eine Fähigkeit, Farben zu sehen, obwohl die Farbe selbst noch nicht sichtbar war. «Ich bin froh, dass du heute herausgekommen bist, Deb», sagte Carla. «Ich wollte schon zu dir kommen und es dir erzählen: ich werde morgen nach Station B verlegt.»

Du wirst nicht zuhören, nicht wahr, Vogel-Wesen? sagte Anterraebae weich. Sie pflanzen den Samen und lassen ihn auf fruchtbarem Boden wachsen. Sonne und Wasser und Nahrung sind vorhanden. Sie reden ihm zu, aus seiner Einbettung herauszukommen, und rufen: «Schließ dich uns an; schließ dich uns an.» Süßes Singen und das Gefühl der Wärme. Die ersten grünen Sprosse kommen heraus, und sie stehen über dem Sprößling mit einer Säureflasche... abwartend.

Die furchtbare Wahrheit begann Deborah zu dämmern, dass Carla ihre Freundin geworden war, dass sie Carla mochte und dass dieser vernarbte freundschaftsschließende Teil in ihr noch die Fähigkeit hatte zu fühlen.

Der Zensor begann vor Lachen zu brüllen, und Anterraebae fiel schneller und schneller. Er neckte sie, ärgerte sie mit seiner ungeheuren Schönheit. Seine Zähne waren feuerstrahlende Diamanten und sein Haar war in Flammen gekräuselt. Deborah wurde bewusst, dass sie weder eine Bemerkung gemacht noch einen einzigen Teil ihrer Maske gelüftet hatte.

«Oh», sagte sie, und dann, um sich selbst zu quälen, und weil die Wahrheit zu sagen das einzige Mittel dafür war, das sie kannte: «Ich werden dich vermissen.»

Das Entsetzen über diesen Satz brachte kalten Schweiß hervor, und sie begann, darunter zu zittern. Sie stand auf und ging hinüber, um sich mit denen aus Dantes Drittem Kreis vor der unbeständigen Gnade des Heizkörpers zusammenzukauern.

Als Carla am nächsten Morgen fertig war, sagte sie noch einmal kurz auf Wiedersehen. «Ich werde ab und zu hier sein. Vielleicht kannst du sogar die Genehmigung bekommen, mich unten auf B zu besuchen.»

Deborah wandte Carla ein verwirrtes Gesicht zu, denn mit Hilfe von Yrs magischen Geheimzeichen hatte sie das Gefühl für Verlust, für Freundschaft, für Carlas reale Anwesenheit herausgeschnitten. Nun,

Yr war immer noch stark; seine Königin, die sein Opfer war, behauptete immer noch einen letzten Rest von Macht über den Willen der Welt, sie leiden zu lassen. Sie verbrachte den Tag beinahe fröhlich und brachte Miss Coral dazu, sich an Lucretius' Stückchen zu erinnern; sie fuhr Helen mit beißendem Spott in die Parade, was dieses vorübergehende Gemisch aus Neid, Respekt und Schrecken hervorbrachte, aus dem Helens Reaktion gewöhnlich bestand. Es war das erste Mal, seit Deborah auf Station D war, dass sie in ihrer Furcht vor Carlas Weggang bewusst in ihre Verkleidung hineingeschlüpft war. Doris Rivera war aufgestanden und weggegangen; Doris Rivera war halb legendär, und Deborah hatte sie in ihrer Vorstellung zu einer Art Gespenst gemacht, unfähig zu leben und unfähig zu sterben, eine Gestalt verzweifelten und rührenden Durchhaltens; denn Deborah konnte sich nicht vorstellen, der Welt wieder unter anderen als diesen Bedingungen zu begegnen. Aber Carla, das wusste sie, hatte Leben in sich, war zugänglich und machte ihren ersten Schritt in den Albtraum hinein, den man ‹Realität› nannte. Das Auge der Zerstörung kam näher heran, wo Deborah gerade noch außerhalb seines Gesichtsfeldes wartete. Bald würde es sich ihr zuwenden. Sie hatte sich jetzt so weit in ihre Krankheit eingelebt, dass die Verkleidung der Normalität verschwunden war. Das Auge würde sich auf sie konzentrieren, eine Hand würde sie hochheben und in der Wildnis der Wirklichkeit aussetzen. Nicht einmal den dünnen Mantel der Abwehr würde sie mehr haben, mit deren Aufbau ihr bisheriges Leben beschäftigt gewesen war und die sie in diesem Jahr in der Klinik zerstört hatte.

Droben in den Regionen von Yr schwebte Lactamaeon, stichelnd in seiner Schönheit, frei in seinem offenen Himmel, und schwelgte in der Gestalt eines großen Vogels. Einst war sie in der Lage gewesen, sich mit ihm aufzuschwingen in den großen Flug. Was siehst du? rief sie ihm auf Yri zu.

Die Felsen und die Schluchten der Welt; den Mond und die Sonne in dem gleichen Gefäß, antwortete er.

Nimm mich mit!

Einen Augenblick! kam der Zensor mit seiner kratzenden Stimme zwischen. Deborah hatte den Zensor niemals wirklich gesehen, weil er nicht von einer der beiden Welten war, sondern an beiden teilhatte. Ja... warte. Idat, der Heuchler, nicht Mann, nicht Frau, schloss sich ihm an. Während sie die Angelegenheit ausführlich besprachen und den nun vertrauten Stil und die Begriffe der Psychiatrie parodierten, fand Lactamaeon eine Spalte, tauchte mit einem Adlerschrei des Triumphs hinein und war verschwunden.

Irgendwie war es inzwischen Abend geworden. Miss Coral kam zu Deborah und sagte: «Ich vermute, das Geheimnis, dies Anstaltsessen gut zu finden, besteht darin: man ist zu krank, um es

überhaupt zu bemerken.»

«Marie hat noch ein paar von diesen Schokoladenriegeln, oder? Fragen Sie sie, vielleicht gibt sie Ihnen einen.»

«Aber - ich kann nicht fragen. Ich habe niemals um irgend etwas bitten können. Ich dachte, du wüsstest das. Wenn ich um etwas bitten muss, passiert mir etwas und ich... nun, ich fange an zu schlagen.»

«Das habe ich nicht bemerkt», sagte Deborah und fragte sich, ob sie jemals irgend jemanden angesehen oder irgend etwas in der Welt bemerkt hatte.

«Ich wollte dir etwas erzählen», sagte Miss Coral beinahe scheu. «Ich habe einen Hauslehrer für dich gefunden - jemand, der klassisches Griechisch fließend lesen kann - einer, der richtig Griechisch studiert, und wenn du ihn fragst, weiß ich, dass er dir gern helfen wird.»

«Wer ist es? Jemand hier - ein Patient?»

«Nein, es ist Mr. Ellis, und er ist jetzt hier auf Nachschicht.»

«Ellis!» Deborah kam die Geschichte mit Helen in den Sinn und wie viel es sie gekostet hatte, Zeuge gewesen und «unverborgen» geworden zu sein. Das war vor Miss Corals Zeit passiert. Es fiel ihr ein, dass sie, seit McPherson mit ihr gesprochen hatte, kein Wort mit Mr. Ellis gewechselt hatte, und dass sein Hohn und seine Verachtung, obwohl immer noch deutlich wie Anterrabaes Feuer, irgendwie in die untergründigen Schwingungen der Station hineinverblasst waren. Er sprach jetzt wenig und hatte wenig abzuwehren. Er war nicht mehr neu im Dienst und wurde von den Patienten nicht mehr getestet. Jetzt wurde er von ihnen lediglich als Wächter über Sachen angesehen, von denen einige immer noch lebendig waren. Und so sah er sich auch selbst. Vielleicht hatte man mit ihm über das Schlagen von Patienten gesprochen, vielleicht auch nicht. Vielleicht gab es jene, vielleicht gab es sie auch nicht, während seiner Dienststunden mit weniger Vertrauen in die Welt aus den Packungen kamen, als sie hineingegangen waren.

«Wenn du etwas lernen willst», fuhr Miss Coral vorsichtig fort, «- er ist es, der den Schlüssel hat.» Sie lachte ein wenig über die Anspielung. «Du kannst alles Griechisch, das ich dir beibringen kann.»

Unten im Korridor konnte Deborah sehen, wie Ellis für die Frau des Abgedankten das Bad aufschloss. Er sah seine Schutzbefohlene nicht an und sprach auch nicht, als er sie vorbei ließ. Ausdruckslos ging er den Flur zurück und sah nichts und niemanden. Als er an Deborah vorbeikam, verkrampfte sich der Tumor in ihr ruckartig und riss sie hart vornüber, so dass sie sich auf ihren Händen und Knie wiederfand. Es dauerte eine Weile, bis der dunkle Schweiß weg war, aber es war Castle, der neue Hilfspfleger, und nicht Ellis, der sie beobachtete, wie sie ihre Benommenheit abschüttelte.

«Was ist los, Blau?»

«Eure Fallgesetze sind in Ordnung», sagte sie aus ihrem Schweiß heraus, «aber mein Gott - passt auf, welche Wahl ihr uns lasst!»

16.

Wochenlang hatte Esther Blau sich Gedanken und Sorgen darüber gemacht, dass sie Suzy von der Krankheit ihrer Schwester erzählen musste. Wer hätte nicht die altmodischen, hochdramatischen Geschichten über Wahnsinn gehört; von der Wahnsinnigen in Jane Eyre, vom Irrenhaus, von den hundert dunklen Häusern mit hohen Mauern und wenig Hoffnung, von den kleineren Dramen, an die man sich nicht so ganz erinnerte, und von Verrückten, die mordeten und den Makel ihres Blutes weitergaben und die Zukunft bedrohten? *«Die moderne Wissenschaft»* hatte vieles davon offiziell als Lüge abgestempelt, aber unter der Oberfläche von Fakten blieben die tieferen Ängste in den Köpfen der Gesunden nicht weniger bestehen als in denen der Kranken. Die Leute legten über neue Theorien, neue Beweise Lippenbekenntnisse ab, aber oft war ihre Überzeugung nicht mehr als bloß äußere Tünche, die beim kleinsten Kratzer das nackte und wahrhafte Entsetzen, die über Zehntausende von Generationen angesammelte Furcht und Magie freigab.

Esther konnte den Gedanken nicht ertragen, dass Suzy das vertraute Bild ihrer Schwester gegen jenes augenrollende Klischee vertauschen könnte, das in einer Zwangsjacke angekettet auf dem Dachboden liegt. Es kam ihr jetzt zu Bewusstsein, dass genau dieses Klischee ihre und Jacobs Vorstellung geprägt hatte, seit sie das erste Mal das Knarren der Schlosser gehört und die vergitterten Fenster gesehen hatten und unter dem Schrei einer Frau von irgendeinem hohen Giebel erschauert waren. Wie dem auch sei, Suzy musste Bescheid wissen; es war höchste Zeit. Die kleine Schwester wuchs heran, und sie konnten nicht mehr ständig um sie herumreden; außerdem war es auch nicht fair, sie länger von der Quelle ihrer tiefsten Sorge auszuschließen. Aber man würde es ihr in einer irgendwie abgesicherten Weise erzählen müssen - ohne Risiko und fachmännisch. Sie überlegten, ob Dr. Lister es Suzy beibringen könnte. Aber Dr. Lister weigerte sich; er sagte, das sei Esthers und Jacobs Sache.

«Warte noch ein wenig», sagte Jacob. Esther wusste, dass *«noch-ein-wenig-Warte»* nur eine der Türen war, durch die er ohne viel Aufhebens in das Nichtstun hineinschlüpfte. Mach die Augen zu, und es ist nicht mehr da; alles wird gut-gut-gut-werden. Es war eine Lüge. So fochten sie eine Weile hin und her, und schließlich setzte sich Esther durch. Als sie eines Abends mit dem Essen fertig waren und Suzy aufgestanden war, um Klavier zu üben, hatte Esther sie zurückgerufen.

«Das ist eine ernste Geschichte...» In ihren eigenen Ohren hatte ihre Stimme diesen merkwürdig gemischten Klang aus Feierlichkeit und

Verlegenheit. Sie saß steif aufgerichtet und begann ihrer jüngeren Tochter zu erzählen, dass Deborahs ‹Erholungsschule› eine Klinik war; ihre Ärzte waren Psychiater; ihre Krankheit war nicht physisch, sondern psychisch. Nachdem sie sich in das eiskalte Thema etwas hineingefunden hatte, begann Jacob etwas hinzuzufügen, zu modifizieren, dies und das zu erklären, und er beschrieb auch solche Dinge als Tatsachen, von denen er selbst nicht überzeugt gewesen war.

Suzy hörte mit der totalen Passivität einer Zwölfjährigen zu; ihr Gesicht zeigte nicht einen Funken, an dem die Eltern hätten erkennen können, wie sie die Worte aufnahm, die sie sich selbst abrangen. Als sie zu Ende waren, wartete sie eine Weile und sprach dann langsam.

«Ich habe mich immer gewundert, warum diese Berichte mehr über Debbies Gedanken als über ihren Körper zu sagen schienen, wie Puls oder Fieber.»

«Du hast die Berichte gelesen?»

«Nein. Manchmal höre ich, was du Großmama berichtest, und einmal hast du Onkel Claude einen Teil daraus vorgelesen. Es klang irgendwie zu komisch, als dass es von einer gewöhnlichen Krankheit sein konnte.» Sie lächelte ein wenig, und es bestand kein Zweifel, dass sie sich an irgend etwas erinnerte, das sie verwirrt hatte. «Jetzt passt alles zusammen. Es stimmt.»

Sie ging in das Nebenzimmer, um mit ihren Klavierübungen zu beginnen. Ein paar Minuten später kam sie an den Tisch zurück, an dem Esther und Jacob immer noch perplex über ihrem Kaffee saßen.

«Es ist nicht so, als ob sie Napoleon ist oder irgend etwas... nicht?»

«Natürlich nicht!» Und dann sprachen sie ein wenig gestelzt und gezwungen über den Optimismus der Ärzte, über die Vorteile einer frühzeitigen Behandlung und über die Kraft ihrer Geduld und Liebe, die alle zu Deborahs Gunsten in die Waagschale fielen.

Suzy sagte: «Ich hoffe, dass sie bald nach Hause kommt - manchmal vermisste ich sie sehr.» Dann ging sie pflichtschuldig zu Schubert zurück.

Eine lange Zeit saßen sie da, schockiert, weil es völlig anders verlaufen war, als sie erwartet hatten. Esther fühlte sich ganz schwach, weil die Spannung plötzlich nachließ.

Jacob sagte langsam: «Ist das alles? ... Ich meine, ist das alles, was passiert, oder hat sie uns nicht verstanden? Wird sie zurückkommen, wenn der Schock nachlässt, mit diesem Gesicht, vor dem ich mich all die Monate gefürchtet habe?»

«Ich weiß nicht, aber vielleicht war der Kanonenschuss, den wir befürchtet haben, nur das, was wir selbst hörten.»

Jacob nahm einen langen Zug aus seiner Zigarette und ließ seine Qual mit dem Ausatmen des Rauchs aus seinem Körper.

«Englisch ist eine wunderbare Sprache», sagte Furii, «weil sie so bezeichnende Ausdrücke hat. Du siehst aus wie vom Müllhaufen geholt, sagt man hier.»

«Englisch ist nicht besser als Yri.»

«Eine Sache gut finden, heißt noch nicht, eine andere verdammen.»

«Ach, wirklich? Heißt nicht sich irren, dem Tod den Hof machen?»

(Der scharfe Degen ihrer Altklugheit hatte angenehm in ihrer Hand gelegen; sie hatte die Schneide selbst geschliffen. Die Königin von Yr sein [und seine Sklavin und Gefangene], hieß Recht haben und nur Recht haben.)

«Aber du hast kostspielige Fehler gemacht, nicht wahr?» fragte Furii vorsichtig. «Du hast im Sommerlager das falsche Mädchen beschuldigt.»

«Ich habe mich hundertmal geirrt. Aber solange ich hässlich war und zerbrochen und ohne alle Hoffnung und von einer Substanz, die vergiftet und vergiftend war, solange konnte es immer noch so aussehen, als ob ich recht hatte. Wenn ich mich irre - nur ein bisschen -, was blieb dann übrig?»

Sie sah den schwachen und seine Wunden leckenden Geist der alten Eitelkeit in dem, was sie sagte, und lachte. «Sogar in Pernai - nichts - brauchte ich ein kleines bisschen Wahrheit, das mir gehörte.»

«Das brauchen wir alle», sagte Furii. «Schämst du dich deshalb? Für mich ist es ein Zeichen, dass du auf unserer Erde mindestens ebenso Bürgerrecht genießt wie in Yr. Glaubst du wirklich, dass deine Substanz, wie du es nennst, giftig ist?»

Deborah begann ihr von Yrs Gesetzen zu erzählen, die die Grundsubstanz jedes Menschen beherrschten. Leute unterschieden sich voneinander durch diese Substanz, die nganon genannt wurde. Nganon war ein Konzentrat, das in jedem Menschen durch Erziehung und Umstände bestimmt war. Sie glaubte, dass sie und eine gewisse Anzahl von anderen nicht das gleiche nganon hatten wie die übrigen Menschen auf der Erde. Zunächst hatte Deborah gedacht, dass nur sie es war, die von der Menschheit ausgesondert war, aber andere lebende Tote auf Station D schienen genauso mit einem Makel behaftet wie sie. Ihr Leben lang war sie selbst und alles, was sie besaß, erfüllt gewesen mit ihrer Substanz, dem giftigen nganon. Sie hatte nie ihre Kleider oder Bücher oder Bleistifte verborgt und hatte nie jemandem erlaubt, irgend etwas von ihren Sachen zu berühren. Oft hatte sie von anderen Kindern in der Schule oder im Lager Dinge geliehen oder gestohlen und sich an der Kraft und der Reinheit und der Anmut der Besitztümer gefreut, bis das gestohlene nganon verbraucht war.

«Aber du hast mir erzählt, dass du im Sommerlager die anderen Kinder gewöhnlich mit Schokolade geködert hast, die deine Mutter dir geschickt hatte», sagte Furii.

«Na ja. Die Schokolade war in einer Schachtel, ganz in Zellophan verpackt und unpersönlich. Bevor sie nicht geöffnet war, hatte sie keine Substanz, und es dauerte etwa einen Tag, bevor die Deborahfälnis einsetzte. Ich habe sie fast immer sofort weggegeben, wenn ich sie bekam.»

«Und damit hast du dir für ein paar Stunden ein bisschen Beliebtheit erkaufst.»

«Ich wusste, dass ich eine Lügnerin und ein Feigling war. Aber damals war der Chorus immer stärker geworden, und Lügnerin und Feigling waren Standardbemerkungen.»

«Und dieses Gefühl war verwoben mit der Altklugheit, die du aufrechterhalten musstest - und mit den Bemerkungen deines Großvaters, der immer sagte, dass du etwas ganz besonderes seist.»

Deborah hatte ihren Geist zurückgezogen, und die Ärztin sah mit scharfem Blick auf und erwischte Deborah an der Grenze zu irgend etwas.

Anterrabae... rief Deborah in Yr.

«Wo bist du jetzt?» warf Frau Dr. Fried dazwischen.

Anterrabae! sagte Deborah laut auf Yri. Kann sie das große Gewicht ertragen?

«Deborah, was ist jetzt los?» fragte die Ärztin.

Sie stöhnte zu dem Gott und wandte sich dann verzweifelt der Sterblichen zu. «Anterrabae weiß, was ich sah - worüber ich sprechen muss... Wenn ich es nur nicht gesehen hätte; wenn es verborgen geblieben wäre, dieses besondere Ding... dieses Ding.»

Als sie in der Kälte eines uralten Abschieds zu erschauern begann, gab Furii ihr eine Decke, und sie lag auf der Couch darin eingerollt und zitterte.

«Während des Krieges...», sagte sie, «war ich Japaner.»

«Ein echter Japaner?»

«Ich war als Amerikanerin verkleidet, aber in Wirklichkeit war ich nicht Amerikanerin.»

«Warum?»

«Weil ich der Feind war.»

Das schien für Deborah ein letztes Geheimnis zu sein, und die Ärztin sah sich gezwungen, sie immer wieder zum Lautersprechen zu veranlassen. Sie begann zu erklären, dass, weil sie Yr betreten oder aus seinen unglaublichen Weiten emporsteigen konnte, ohne sich sichtbar zu verändern, Yr ihr als Geschenk zu ihrem neunten Geburtstag die Macht gegeben hatte, ihre Gestalt zu verwandeln. Mehr als ein Jahr lang war sie ein wildes Pferd oder ein großer bronzeneder Vogel gewesen. Sie zitierte für die Ärztin die Beschwörung in Yri, die einmal das Vogel-Selbst von dem Wahnbild des hässlichen und gehassten Mädchens befreit hatte:

«e, quio quo quaru ar Yr aedat

temoluqu' braown elepr' kyryr...»

(Von Federn beschwingt schwebe ich hoch

über den Schluchten deines Schlafes, singend...)

Wenn sie dieses große schwebende Geschöpf war, schien es ihr, als ob die Irdischen verdammt und im Irrtum befangen waren und nicht sie, die so vollendet in ihrer Schönheit und in ihrem Zorn war. Es schien ihr, dass die andern schliefen und blind waren.

Als der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war und die Namen der Pazifischen Inseln für die Amerikaner zu einer anderen Sprache der Magie und der Hölle gemacht hatte, hatte der Chorus zu ihr gesagt: «Sie hassen diese Japaner genauso, wie sie dich immer gehasst haben», und Anterrabae hatte im Fallen sein vornehmes Lächeln gelächelt: Vogel-Wesen, du bist nicht eine von ihnen.

Sie hatte sich erinnert, den Teil irgendeiner Rede im Radio gehört zu haben: «Wer nicht für uns ist, ist gegen uns!» Und der Chorus hatte aufgeschrieen: «Dann musst du dieser Feind sein, den sie bekämpfen!»

An einem bestimmten Abend, bevor Deborah eingeschlafen war, war sie wiedergeboren worden als gefangener japanischer Soldat. Hinter der Maske eines jüdisch-amerikanischen Mädchens mit der Vergangenheit eines amerikanischen Vororts und einer amerikanischen Stadt warteten die mandelförmigen Augen des Feindes auf den Tag seiner Entlarvung. Die unmögliche, anhaltende Qual des Tumors war seine Kriegswunde, und sein Geist, in einer fremden Sprache bewandert, war voller Träume von Flucht. Er hasste die, die ihn gefangen genommen hatten, nicht - er wünschte niemals, dass sie den Krieg verlören, aber jetzt bot die Welt eine Deutung für die unversöhnlichen Widersprüche in Deborah, für die Zerstörung ihrer geheimen weiblichen Körperteile, für das bittere Geheimnis ihrer Wunde und für die verborgene Sprache. Gefangenschaft und Geheimnis und Glanz und Qual von Yrs Erklärung: «Du bist nicht eine von ihnen» schienen irgendwie gerechtfertigt.

An dem Tage, als der Krieg im Pazifik vorbei war, ließ Anterrabae Deborah ein Glas zerbrechen und mit nackten Füßen in die Scherben treten. Sie fühlte keinen Schmerz, und der Arzt, der jedes Mal zurückzuckte, wenn er einen Splitter herauszog, war beeindruckt und ein bisschen verwirrt von ihrer *«soldatischen»*, stoischen Ruhe.

Schließlich bin ich für diese verdammten Ärzte tapfer genug! sagte Deborah auf Yri zu Lactamaeon.

Du bist Gefangene und Opfer, sagte Lactamaeon. Wir wollten nicht, dass du fliehst.

«Du hast die Gegenwart dieses Japaners vor deiner Umgebung verborgen», sagte Furii, «hast du sie auch vor Yr verborgen?»

«Das gehörte nicht zu Yr; es war Teil der irdischen Dimension.»

«Und deshalb musste der Zensor es geheim halten. Ist es nicht so?

Ich habe Schwierigkeiten, die Stellung dieses Zensors in deinem Königreich zu verstehen.»

«Der Zensor soll mich beschützen. Am Anfang war er an der Grenze zur Zwischenwelt aufgestellt, um zu verhindern, dass Yrs Geheimnisse in irdischen Gesprächen herauskamen. Alle meine Handlungen unterwarf er der Zensur, um Yrs Stimmen und Rituale von den Menschen der Erde fernzuhalten. Irgendwie wurde er zum Tyrannen. Er begann alles, was ich sagte oder tat, zu kommandieren, selbst wenn ich nicht in Yr war.»

«Aber dieser Zensor und Yr selbst waren doch nur ein Versuch, die Wirklichkeit zu verstehen und zu erklären, eine Art von Wahrheit aufzubauen, in der du leben konntest. Also», sagte die Ärztin, «ich bin sicher, dass es eine Menge zu sehen und zu untersuchen gibt. Du bist jetzt kein Opfer, du kämpfst jetzt mit mir für die Sache deines guten krafterfüllten Lebens.»

Als ihre Patientin sie verlassen hatte, sah die Ärztin auf die Uhr auf ihrem Tisch. Es war eine lange, erschöpfende Sitzung gewesen, obwohl die Uhr zeigte, dass nicht mehr Zeit als gewöhnlich vergangen war. Die Intensität ihres Zuhörens, ihres Teilnehmens war so stark gewesen, dass sie im Zweifel war, ob sie den ganzen Nachmittag lang die Schreie und Qualen der anderen Patienten, die Arbeiten und die harten Fragen der Psychiatrie-Studenten aushalten würde. Was war eigentlich dran heute? Sie sah in den Terminkalender auf ihrem Tisch. Ach ja, das Seminar. Aber wie durch ein Wunder hatte sie noch eine Stunde Zeit, bevor sie das Haus verlassen musste. Drei Wochen hatten ihre Schumann-Platten ungeöffnet auf dem Plattenspieler gelegen. Beethoven drängte sich in ihre Erinnerung. Warum war immer so wenig Zeit! Sie reckte sich und ging ins Wohnzimmer und lockte sich selbst, indem sie kleine Partien summte. Schumann oder Beethoven? Wie fühlt sich denn die Ärztin heute?

Sie nahm das Päckchen herunter und öffnete es, und während sie das tat, begann sie über einen Patienten nachzudenken, dessen Arzt zu ihr gekommen war, um wegen eines anscheinend unlösbarer Problems um Rat zu fragen. Nein. Jetzt keine Patienten mehr. Sie machte den Plattenspieler auf und legte die erste Platte auf den Teller. Schumanns zarte, weiche Musik erfüllte das Zimmer. Sie hörte zu, und ihre Gedanken wanderten zur deutschen Sprache hin und zu den Gedichten ihrer Jugend. Sie lehnte sich in den weichen Sessel zurück, schloss die Augen und ruhte sich aus. Und dann, zum zwölften Mal an diesem Tag, klingelte das Telefon.

Auf dem Rückweg zur Station senkte sich die gefürchtete Wolke über Deborah, und das Grollen des Chorus und des Zensors und Yrs begann. Der Schrecken vor dem, was kommen würde, ließ sie den Versuch machen, ihr Schweigen zu durchbrechen, als sie auf die

Station zurückkam. Als sie sah, dass die Oberschwester wegging, lief sie hinter ihr her, aber sie konnte nicht sprechen; die Tür schloss sich, und die Tagschicht war weg. Die Nachschicht erschien, und die Bedrohung kam schwebend näher, um sie zu verschlingen. Kurz bevor die Welle losbrach, ging Deborah zur Stationsschwester, die das abendliche Löffelzählen überwachte.

«Miss Olson...»

«Ja?»

«Es geht los - bitte - es wird härter zuschlagen, als ich aushalten kann. Ich sollte in der Packung liegen, wenn es losgeht.»

Die Schwester sah auf, ein scharfer und durchdringender Blick. Dann sagte sie: «Ist gut, Miss Blau. Gehen Sie jetzt und legen Sie sich hin.»

Die Welle brach so heftig über sie herein, wie sie es erwartet hatte, mit einer ungeheuren Böe spöttischen Gelächters, aber ihre Sinne hatten sie nicht ganz verlassen. Die Stimme des Zensors, wie ein Stück Holzkohle, das von Deborahs Zähnen zermahlen wurde, erklang laut in ihrem inneren Ohr: Gefangene und Opfer! Weißt du nicht, warum wir dies getan haben? Der dritte Spiegel - die letzte Täuschung ist noch nicht preisgegeben! Du kamst in diese Klinik - es war Teil des Plans. Wir ließen dich dieser Ärztin vertrauen. Du öffnestest deine Geheimnisse mehr und mehr. Dies ist das letzte. Jetzt hast du genug von deinen Geheimnissen preisgegeben, und du wirst sehen, was sie tun wird - sie und die Welt! Und das Kohle-Lachen ließ Deborahs Zähne wie wahnsinnig im Mund zersplittern.

Ihr Gesicht war hölzern, als sie zur Packung ging und sich auf die kalten Tücher legte; aber als die volle Strafe sie erfasste, lag sie bereits unter den schweren Gurten, kämpfend und um sich schlagend in dem Bett, das nicht einen Zentimeter nachgab...

Als sie wieder zu sich kam, war eine lange Zeit vergangen. Sie blickte umher und konnte sehen. Die neue klare Sicht war wie ein Segen. Das andere Bett hatte einen weißen Höcker, aber sie wusste nicht, von wem er stammte.

«Helen?»

Schweigen. Eine lange Zeit war vergangen. Die Blutzirkulation in ihren Füßen war beinahe zum Erliegen gekommen, und ihre Hacken begannen zu brennen, wo sie die langen Stunden über auf den nassen Tüchern aufgelegen hatten. Sie bog den Kopf zurück und zog mit ihrem ganzen Körper nach oben in dem Versuch, das Gewicht von den stramm gefesselten Knöcheln wegzubekommen. Als sie lockerlassen musste, ruhte sie sich aus und versuchte, die Klarheit zu bewahren, die es ihr erlaubte, in ihren eigenen Verstand hineinzusehen. Mehr als vier Stunden waren vergangen; die Pfleger würden bald kommen und sie aus dem jetzt schmerzhaften Kampfanzug herausholen. Aber sie kamen nicht. Der Schmerz wurde heftig. Sie

konnte fühlen, wie ihre Knöchel und Knie gegen die Tücher und die nach unten ziehenden Gurte anschwollen, aber selbst dieser schwere, dumpfe Schmerz konnte die spitzeren, brennenden Stiche in ihren blutleeren Füßen nicht übertönen. Sie versuchte sich so zu ziehen, dass sie den schneidenden Druck der Gurte von den Knochen weg verlagerte, aber nur mit dem Erfolg, dass beide Waden sich verkrampften. Als sie merkte, dass sie die zu Knoten verzogenen Muskeln nicht entspannen konnte, wartete sie zähneknirschend. Und immer noch kamen sie nicht. Sie begann zu wimmern.

«Miss Blau... Deborah... was ist los?»

Die Stimme kam vom andern Bett. Aber sie konnte sie nicht erkennen.

«Wer ist das?» fragte sie und hatte Angst, dass es eine neue Art der Täuschung wäre.

«Sylvia. Deborah, was ist los?»

Deborah wandte ihren Kopf, und ihr Erstaunen durchdrang den Schmerz. «Ich habe nicht gewusst, dass du mich je bemerkt hast oder meinen Namen kennst», sagte sie. Sie hatte Sylvia immer, wie die andern auch, als unbrauchbares Möbelstück auf der Station angesehen. Jetzt schämte sie sich, dass sie sie an ihrem Schweigen gemessen hatte.

«Krank, aber nicht tot», sagte Sylvia. «Ist etwas los?»

«Mein Gott... Es tut weh. Wie lange sind wir schon drin?»

«Fünf Stunden - vielleicht sechs. Wir sind zusammen eingepackt worden. Versuch zu schreien, vielleicht kommt dann irgend jemand.»

«Ich kann nicht... ich hab das niemals gekonnt», sagte Deborah. Die Zeit verging, und die Schärfe des Schmerzes schloss Deborahs Stimme auf. Eine Weile rief sie laut in der Hoffnung, das Yr es nicht als einen Schrei der Feigheit hören und sie damit für immer bestrafen würde. Und noch immer kam niemand, und schließlich hörte sie auf. Sylvia lachte ein wenig, ganz tief in der Kehle.

«Ich vergaß, dass es, wenn Verrückte schreien, immer noch das Schreien von Verrückten ist.»

«Wie kannst du das aushalten?» sagte Deborah.

«Wahrscheinlich ist mein Kreislauf besser als deiner. Meistens habe ich überhaupt keine Schmerzen - aber wenn deine Füße nur ein bisschen zu fest angeschnallt sind, oder wenn du Schwierigkeiten mit deiner Durchblutung hast - oh - das Nachtlicht in der Küche ist ausgegangen. Also drei Uhr.»

Deborah hatte niemals die Zeit nach der Klinikroutine gemessen oder nach dem Wechsel von Tag und Nacht und den persönlichen Eigenarten des Personals, und sie war erstaunt über das Wahrnehmungsvermögen eines Menschen, der - bis auf einen einzigen Augenblick, der viele Monate zurücklag - den Toten nähergestanden hatte als den Lebenden.

«Wie lange sind wir dann hier drin gewesen?»

«Sieben Stunden.»

Und immer noch kamen sie nicht. Deborahs Gesicht war nass von Tränen, die sie nicht abwischen konnte. Brennend in der schmerzflammanden Dunkelheit fiel Anterrabae und schrie: Betrug! Betrug! Die Zeit ist jetzt!

Und immer noch kamen sie nicht. Sie merkte, dass das zerbrechliche Vertrauen sie aufs neue dem kalten Wind und dem kalten Messer weit geöffnet hatte. Sie stöhnte gegen das weißglühende Stechen an, das ihre Beine heraufschoss. «Mein Gott, sie haben ihre Foltern geschickt eingerichtet.»

«Du meinst die Gurte?» fragte Sylvia.

«Ich meine die Hoffnung!» Während sie sprach, bewegte sich die Spiegelung des letzten Betrugs, Die-erwartete-Ankunft-des-Todes-der-kommt, auf sie zu. «Ich sehe dich, Imorh», sagte Deborah und sprach zum ersten Mal in Gegenwart eines Fremden laut in der Sprache von Yr.

Als sie schließlich kamen, war sie sehr ruhig, und sie waren erfreut.

«Jetzt habt ihr euch wieder beruhigt.»

Sie konnte nicht gehen, aber die Nachtschwester war nicht sehr beschäftigt, und so ließen sie sie eine Weile sitzen, bis die Schwelung abgeklungen, das Blut in ihre Beine zurückgekehrt war und ihre Füße sie wieder tragen konnten. Bevor Deborah Sylvia verließ, die im grellen Licht ausgepackt wurde, drehte sie sich um, weil sie ihr für das Erbarmen danken wollte, das sie aus dem Schweigen herausgerissen hatte. Sie ging auf Sylvias Bett zu und beobachtete, wie die Augen der andern Leute wachsam wurden.

«Sylvia...»

Aber Sylvia war wieder ein Möbelstück - eine Statue oder eine Schaufensterpuppe, die nur der Form nach vertraut und nur für den suchenden Finger am Puls lebendig war.

Der sichere Untergang war nicht so schwer zu ertragen wie das kleine «Vielleicht». Deborah hatte die letzte Täuschung schon lange erwartet, so dass ihre Ankunft beinahe eine Erleichterung war. Bevor sie zum Haus der Ärztin hinüberging, Rotteten sich der Chorus und die Götter und alle an Yrs Horizont zusammen. «Ich werde nicht leichtfertig sein», sagte sie zu ihnen, «diesmal nicht. Ich werde nicht mutig sein oder ihnen einen Gefallen tun. Keine Spielerei mehr, kein «guter Verlierer» mehr sein. Ich spiele dieses Spiel nicht mehr mit, und ich gehe auf diesen Tod zu, als ob ich nicht wüsste, was das bedeutet.»

Als sie Furii mit ihrem vertrauten Begrüßungslächeln sah, kam eine Welle von Zweifel und ebbte wieder ab. Vielleicht weiß sie es nicht, dachte Deborah. Aber der Gedanke war dumm und ein Traum. Die

letzte Veränderung war Tod oder Schlimmeres; es war ihr vor Jahren gesagt worden, und vergangene Nacht war ihr die erste Hilfe, um die sie in englisch gebeten hatte, ohne Umstände gegeben worden - ohne Umstände und nur mit Verachtung. Sie hatte ihr Anderssein ausgeliefert, voll Vertrauen auf dem kalten Bett. Sie hatten ein gutes Ergebnis eingespielt. Ihre Knöchel und Füße schmerzten immer noch von ihrem Scherz. Dunkel auf dem Hintergrund des Feuerwerks der Schmerzen war dieser Schatten: die immer schon gewusste Ankunft. Durch welche andere Hand konnte das Ende so sicher und so perfekt vorbereitet sein als durch die Hand dieser feuerfingrigen Frau, die jetzt vor ihr saß?

«Nun?» sagte sie.

«Nun?» antwortete Furii.

Ein plötzlicher Zorn kam. «Ich weiß, dass dieses Spiel in einer bestimmten Weise gespielt werden muss, und es ist ein Spiel, in dem das Opfer nicht ausbrechen soll. Aber ich kenne das Spiel und ich kenne das Ende des Spiels. Warum mich töten und auch noch für dumm verkaufen? Also gut! Ich bin dumm. Der Betrug und die letzte Verwandlung sind da - also tun Sie es, und es ist vorbei!»

«Wo sind wir jetzt?» sagte Furii und schüttelte ihren Kopf ein wenig, sorgsam darauf bedacht, keine Erregung zu zeigen. «Du erzählst mir von dem japanischen Soldaten und davon, dass du immer ausgesondert und etwas besonderes gewesen bist. Ich versuche dir zu versichern, dass du dadurch, dass du uns so wertvolle Geheimnisse eröffnest, meinen Glauben in dich nicht einen Augenblick lang aufs Spiel setzt. Dann kommst du am nächsten Tag und machst unsere Arbeit zu einem Teil des großen Betrugs und der Verwandlung.»

«Die haben es gewusst, als ich bereit war», sagte Deborah. «Als ich um Hilfe bitten konnte, wussten sie, dass ich Vertrauen hatte, und sie standen mit dem Stein bereit, um den Blumentopf zu zerbrechen.»

«Irgendwie haben sich das alte Krankenhaus der Vergangenheit und diese Klinik in deinem Geist miteinander vereinigt. Ich werde dein Vertrauen nicht hervorlocken und dich dann verraten.»

«Haben Sie denn überhaupt kein Mitleid?» schrie Deborah. «Jeder hat solche Angst, Blut auf den Wohnzimmerboden zu kriegen. «Ich kann es nicht aushalten, jemanden leiden zu sehen» sagen sie, «also stirb draußen!» Es hat schon angefangen, und Sie sagen immer noch: Vertraue und alles wird gut!»

«Wenn ich dich jetzt in diesem elenden Zustand ansehe, kann ich kaum sagen ‹gut-gut›. Was ist zwischen gestern und jetzt passiert? Wenn du sagst, dass die letzte Verwandlung begonnen hat, erzähl mir einfach... erzähl uns beiden, wie.»

Ganz langsam ließ die Ärztin Deborah näher und näher an das Aussprechen der Wahrheit herankommen. Langsam, Stückchen für Stückchen, erzählte ihr Deborah, wie sie um die Packung gebeten

hatte. «Es ist auch so etwas wie Humor dabei», sagte sie bitter. «Ich tat, was gesunde Leute tun, wenn sie eine Klapperschlange sehen. Sie schreien um Hilfe, rennen in Sicherheit, schließen die Türen ab, kriechen unter das Bett und dann, wenn die Schlange gefangen ist, fallen sie in Ohnmacht. Ich hatte mich auf den Angriff gut vorbereitet, aber ich hatte vergessen, dass ich auf ihrem Boden stand, und sie brauchten nichts weiter zu tun, als ihn unter mir aufzulösen.» Sie erzählte, wie sie immer wieder gerufen hatte, von den Schmerzen und dem Gelächter in Yr, und mit rechtschaffenem Stolz, der beinahe fröhlich war, beantwortete sie Furii's Fragen.

«Bist du sicher, dass es so lange war?»

«Ganz sicher!»

«Also, du hast um Hilfe gerufen.»

«Sie sind niemals eine geisteskranke Patientin gewesen, nicht?»

Ohne den Schimmer eines Lächelns sagte Furii, so ernst, wie Deborah sie nie vorher gesehen hatte: «Nein... es tut mir selbst leid, weil ich nur vermuten kann, wie es sein muss. Aber es wird meine Fähigkeit, dir zu helfen, nicht aufheben. Nur bist du dann dafür verantwortlich, mir alles genau zu erklären und mit mir ein wenig Geduld zu haben, wenn meine Einsichten manchmal etwas langsam kommen.» Sie fuhr fort, und der spöttische Blick kehrte in ihr Gesicht zurück. «Ich glaube indessen, dass du etwas zu glücklich über dich selbst bist wegen dieser Schwierigkeiten, die du hast. Ich glaube, dass du zu schnell aufgibst. Und so lass mich noch einmal sagen, dass ich dich nicht betrügen werde.» Endlich hatte Deborah ihren Zunder.

«Beweisen Sie es!» schrie sie und erinnerte sich, wie die Lehrer und die Ärzte und die Berater und die Familie guten Mutes Täuschungen und Leiden über die Jahre hin verbreitet hatten.

«Ein schwieriger Beweis, aber einer, der hieb- und stichfest ist», sagte Furii. «Zeit.»

17.

Mit der gleichen Bewachung wie bei der Ankunft von Miss Coral und mit denselben Schlägen und Flüchen brachte die Safari ihre neue Tigerin in die Gefangenschaft; und wie zuvor war die Station mit Spannung geladen. Solche Neuankömmlinge spiegelten immer die Angst des einen Patienten wider, kündigten drohend die Gewalttätigkeit des anderen an und wehten wie drehender Wind über Menschen, für die jeder Wandel ein Symbol des Todes war. Äußerlich wurde die Anwesenheit neuer Patienten kaum zur Kenntnis genommen. Viele kamen und viele gingen auf D, doch die Gewalttätigen hielten die Station immer in einer ganz besonderen Panik. Jetzt beobachtete Lee Miller, stolz auf ihren Veteranenstatus auf der Station, die Szene mit leicht amüserter Herablassung, bis sie in das Gesicht der Tigerin sah, die in dem Zug den Flur hinuntergetragen wurde. Und dann, als sie es im Schwarm der Pfleger erkannt hatte, drehte sie sich um, ging zu ihrem Bett und legte sich hin.

Später, als Deborah zu Lee Miller ging und sie fragte, wer es gewesen war (sie wusste, dass bestimmte Patienten meist Tage vorher durch Gerüchte erfuhren, wer kam, Name, Alter, Beruf, Religion, ob verheiratet oder nicht, frühere Klinikaufenthalte, Schockbehandlungen - welche und wie viele - andere Behandlungen und besondere Hinweise), antwortete Lee: «Warum fragst du mich?» und zog die Decke über ihr Gesicht.

Deborah musste sich einen Pfleger suchen.

«Es ist eine Wiederaufnahme», sagte der Pfleger leichthin. «Viel steht hier nicht. Ihr Name ist Doris Rivera.»

Mit einem Gefühl von Übelkeit lehnte sich Deborah gegen die Wand, und der Pfleger ging an ihr vorbei. Furcht und Zorn, Furcht und rachsüchtige Freude, Furcht und Eifersucht stiegen in ihr auf. Ihr Magen würgte vor Ekel. Die große Doris Rivera hatte sich auf dem Rad der Welt das Rückgrat gebrochen. Das bewies etwas. Plötzlich entlud sich der Neid aus ihrem Mund in einem Schwall bitteren Gelächters.

«Soviel für Rivera, den Nordstern! Was glaubt sie denn, wer sie überhaupt war!»

«Napoleon!» schrie Lena und grapschte nach dem schweren Aschenbecher, den sie benutzte, warf ihn haarscharf an Deborah vorbei gegen die Wand.

Die Pflegerin sagte: «Nun mal langsam, Lena», aber es war keine Überzeugung dahinter.

Später hörte Deborah sie im Schwesternzimmer sagen: «Verdamm, diese Hexe von Blau! Mami und Papi spucken eine ganze Menge aus für diese Hexe, um die es sich sowieso nicht lohnt.» Jemand anders

widersprach, aber das war nur Formsache. Deborah wandte sich langsam um und ging an den Türen der Absonderungsräume vorbei, vor die verschlossene Zelle, in die Doris gebracht worden war.

«Da bist du Angeberin nun!» sagte sie zu der Person hinter der Tür. Wer war sie, dass sie es versucht und sie alle damit herausgefordert hatte? Und wie konnte sie es wagen, unter dem Mühlstein der Welt zu versagen! Aber es kam auch eine Flut von Mitleid, auch von Selbstmitleid, und als Reaktion ein Entsetzen, ein Entsetzen, das auch sie selbst traf. Also, sie kommen zurück; die, die zu halsstarrig sind, um einzusehen, dass ihre nganons giftig sind, die geschlagenen Wracks. Sie kommen zurück, und langsam stehen sie vom Boden der Station wieder auf, zitternd wie der Verlierer in einem Boxkampf, und nach einer Weile stolpern sie zurück in die Welt - wieder und wieder, und kommen zurück nicht auf der Zeltbahn, sondern in sie eingewickelt. Wie viele Male muss das passieren, bis sie schließlich sterben?

Und du, Vogelwesen, sagte Lactamaeon und lächelte ein wenig. Dunkelheit und Schmerzen und schlimme Angst und die Unfähigkeit, einen Gedanken zu fassen, und doch schlägt dein Herz noch, und dein Puls macht dich immer noch zu einem Gegenstand der Bevölkerungsstatistik.

Warum? schrie sie ihn auf Yri an. Weil deine Hüter Sadisten sind!

Den ganzen Tag über war jeder damit beschäftigt, nach Doris zu sehen. Ärzte und Schwestern klapperten mit den Schlüsseln ihrer Autorität an ihrer verschlossenen Tür. Packungen und Beruhigungsmittel, Konsultationen und Beratungen hielten die Station in Aufregung und Ärger. Eine Vielzahl jüngerer Geschwister wurde blass vor Neid angesichts der Aufmerksamkeit, die der älteren Schwester zuteil wurde, die gekommen war, um ihre Rechte zu verletzen. Dowbens Marie stand draußen vor der Tür und stöhnte wortlos, als die Parade herauskam, und Lee Miller saß an ihrem Platz in der Halle und murkte ärgerlich: «Du hast die Sache also verpfuscht, Doktor, sammle deine Murmeln ein und geh nach Hause. Sie ist verloren. Ärzte wissen nie, wann sie geschlagen sind.»

Als Doris schließlich ein paar Tage später selbst erschien, sehr blass und abgehärmkt, hatte sie eine ganze Halle voll heimlicher Feinde. Deborah maß sie an dem Mythos, den sie und Carla sich zurechtgemacht hatten. Doris war sehr dünn und sie hatte angegrautes Haar, aber trotz der Erschöpfung und der Benommenheit von den Beruhigungstabletten pulsierte eine unerschöpfliche Lebendigkeit in ihr. Wie immer sie es solange in der Welt ausgehalten hatte - sie hatte sicher nicht auf Knien gelegen.

Doris bemerkte, wie Deborah sie mit dem erbarmungslosen Auge der gesamten Station ansah.

«Was glotzt du so?» sagte sie mit einer harten, aufrichtigen Stimme.
«Du siehst auch nicht gerade aus wie ein Foto-Modell.»

«Du bist schon einmal hier gewesen», sagte Deborah und platzte mit den unerwarteten Worten heraus als Antwort auf die unerwartete Bemerkung.

«Na und?»

«Wie kommts, dass du wieder da bist?»

«Das geht dich einen Dreck an!»

«Doch, es geht mich was an», schrie Deborah. Bevor sie das erklären konnte, wurde Doris von dem beunruhigten Cordon der Jäger in die Mitte genommen und weggeführt. Deborah hörte noch Doris' Zorn nachklingen und blieb mit ihrer immer noch unausgesprochenen Frage zurück.

Yr begann zu rumoren, und der Chorus bereitete sein sprödes Gelächter vor. Ich werde es doch tun! sagte sie zu der Phalanx ihrer anderen Dimension. Sie ging zu der verschlossenen Tür von Doris' Zelle hinüber und schlug dagegen.

«He! War es zu hart - ist das der Grund?»

«Nein! Ich war zu hart und eine Menge ist passiert», schrie die Tür zurück.

«Zum Beispiel?»

«Zum Beispiel, dass es dich einen Dreck angeht!»

«Aber sie reden davon, dass man gesund wird - und rauskommt. Alle tun das, und...»

Man hatte sie gehört. Die Schwestern kamen, um die Schererei im Keim zu ersticken. «Geh von der Tür weg, Deborah. Du hast da nichts zu suchen», sagten die weißen Hauben.

«Ich habe mit Doris gesprochen», insistierte Deborah und wusste doch nicht, ob irgendeine ihrer Fragen beantwortet würde; aber sie hatte das Gefühl, dass sie die Tür fragen musste - selbst wenn diese keine Antwort gab -, ob sie den Zensor wieder nötig haben würde und den Anschein von Normalität und all die anderen Lügen und Schrecken, um in der flachen und farblosen Welt draußen leben zu können. «Es reicht, Blau, komm jetzt her!» Ihre Stimmen waren eine Warnung: Packung oder Absonderung oder beides, wenn sie nicht kam. «He, ihr!» sagte die Tür. «Hört zu - lasst sie hier. Vielleicht kann ich die Fragen dieser verrückten Hure beantworten. Ich kann es nicht wissen, bevor sie sie stellt.»

«Rivera, das geht dich nichts an», sagte die Schwester rechts mit Nachdruck. «Blau...»

«Schon gut -», sagte Deborah. «Schon gut.»

An jenem Nachmittag stolperte Dowbens Marie und fiel, und ihr Schuh flog in die Gegend, und Deborah fing ihn auf. Sie warf ihn zu Marie zurück und eine Weile spielten vier oder fünf Patienten damit

Fangen und warfen ihn um die Ecken und in den Schlafsaal. Aus einem hohen Sprung landete Deborah auf ihrem Knöchel. Am nächsten Morgen, bei der Untersuchung, sagte der Stationsarzt, er vermutete, er sei gebrochen.

«Unser Röntgenapparat ist nicht intakt», sagte er. «Wir werden sie nach St. Agnes bringen müssen.»

Und so brachten zwei uniformierte Schwesternschülerinnen, voll Angst, dass sie entfliehen könnte, Deborah im Taxi in die Klinik. In St. Agnes wurde sie in einem Extrazimmer isoliert; drinnen und davor standen je zwei Schwestern Wache. Deborah lachte und fluchte abwechselnd. Andere Schwestern und Hilfspersonal schllichen an der Tür zu ihrem Zimmer vorbei. «Ist das die Geisteskranke da drin?» (Draußen geflüstert, als ob sie ein Bühnenstar sei oder eine Aussätzige.) Köpfe drehten sich, Augen folgten ihr, als sie den Flur zum Röntgenraum hinunterging (gespieltes Desinteresse - «wenn ich gucke, wird sie dann auch gucken?»).

Die Schwesternschülerinnen, die Deborah begleiteten, fühlten sich sehr wichtig und versäumten nicht, den andern im Röntgenzimmer zu erzählen, dass sie auf *«der geschlossenen Station»* Dienst machten.

«Sind die gewalttätig?»

Vielleicht war die Antwort ein Augenzwinkern; Deborah konnte nichts hören. Plötzlich sah sie sich selbst, wie die andern sie sehen mussten: strähniges Haar, schmutzig, schwammig vom Nichtstun, mit einem alten Bademantel von der Station über ihrem eigenen schäbigen Schlafanzug. (Sie hatten gedacht, sie müsste vielleicht in St. Agnes bleiben, und dann war Ankleiden unnötig.) Und vielleicht der Verrückte Blick. Sie wusste niemals, wie die Maske von außen aussah. Und dann wurde ihr plötzlich klar: Das war - was Doris Rivera ausgehalten hatte und dem Carla wahrscheinlich bald ins Gesicht sehen würde - die Welt. Sie wurde ohnmächtig.

Als Deborah nur ein paar Augenblicke später in die gierigen Gesichter außerhalb des Röntgenzimmers sah, wurde ihr klar, wie furchtbar es sein würde, mit einem gebrochenen Knöchel hier bleiben zu müssen - hier, wo sie so viel verrückter war als auf der *«Gewalttätigen-Station»* eines Irrenhauses. Sie setzte sich auf.

«Wie fühlen Sie sich?» fragten ihre beiden Schwestern. (Als ob sie die einzigen wären, die geschult genug waren, um sie psychologisch geschickt anzusprechen.) Deborah kam der Gedanke, dass sie sie zurückgehen lassen würden, wenn sie sie alle nur richtig in Furcht versetzte - Knöchel hin oder her.

«Einer von meinen Anfällen» - sie versuchte unheilvoll auszusehen - «ist im Kommen.»

«Also», sagte der Arzt sehr herzlich, «sie hat eine üble Verstauchung - aber es ist nichts gebrochen!»

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung von allen Beteiligten; sie humpel-

te aus der Tür mit einem verbundenen Knöchel und zwei Schwestern, auf die sie sich stützen konnte, und in das wartende Taxi und rasch - rasch zur Schnellstraße auf die Landstraße in den Seitenweg zum Tor und in die Hintertür des Südflügels (Station B-D) und hinauf im Lieferanten-Aufzug nach D und zu Hause und Gott sei Dank! Gott sei Dank!

Am Abend beim Waschen humpelte sie in das große Badezimmer und sah sich in der Stahlplatte an, die als Spiegel diente. Der Selbst-hass von Hunderten und Aberhunderten von Patienten hatte sich davor Luft gemacht, und selbst Edelstahl kann einem solchen An-sturm nicht standhalten. Sogar die Waffenlosen hatten Waffen gefunden, mit denen sie die Platte zerkratzen und zerbeulen konnten; nicht ein Zentimeter der Oberfläche war blank. «E nagua», sagte Deborah zu der Platte - der formelle Yri-Ausdruck für: «Ich liebe dich.»

«Und dann in die Medizinische Klinik...», erzählte sie Furii, «... ich habe niemals gewünscht, dass ihr Zwangsjacken benutzt - bis gestern; ich hätte liebend gern das Bild vervollständigt. Ich bin doch ein Idiot: ich habe nicht einmal daran gedacht, Schaum vor dem Mund zu haben, bis wir wieder weit weg waren!»

«Du versuchst dir jetzt selbst weh zu tun», sagte Furii. «Was ist geschehen?» Als Deborah ihr berichtete, seufzte sie.

«Es verschwindet nur sehr langsam, dieses Vorurteil», sagte sie, «aber es wird besser. Ich erinnere mich, wie viel schlimmer es vor dem Zweiten Weltkrieg war und eigentlich noch schlimmer vor dem Ersten. Du musst Geduld haben. Da du soviel mehr über Geisteskrankheiten weißt als sie - hast du sehr viel mehr Freiheit, verständnisvoll und großzügig zu sein.»

Deborah blickte nachdenklich zur Seite. Hier war wieder Furii's untergründige, alles durchdringende Botschaft, es doch mit der Welt zu versuchen, ihr zu helfen, selbst wenn du krank und fremd bist. «Ich kann niemandem helfen, sehen Sie das nicht? Verstehen Sie denn überhaupt nichts von dem, was ich Ihnen erzählt habe? Das nganon schreit aus sich selbst heraus!»

«Was? Versuch mir zu erklären, was das ist... vielleicht versteh ich wirklich nicht.»

«Ich bin von den Guten abgesondert. Es gibt ein Sprichwort in Yr, und der Zensor hat mich immer damit gequält; ich werde es für Sie übersetzen. «Im Schweigen, im Schlaf, vor jedem Handeln oder Atemzug, gänzlich und unveränderlich, schreit nganon aus sich selbst heraus.» Es bedeutet, dass die vergiftete Substanz, das feindliche Selbst hinausschreien und die wenigen anderen Vergifteten, die es in der Welt gibt, alle an sich heranziehen kann. Es zieht sie heran

ohne mein Wissen, magisch - egal, was ich tue oder wie ich es tue.» «Ich glaube, du meinst, dass es ein oder zwei oder drei an sich gezogen hat», sagte Furii. «Ich möchte, dass du mir von ihnen erzählst.»

Jenseits aller magischen Kräfte, Götter und Welten von Yr war Deborah sicher, dass es noch einen anderen Beweis ihrer eigenen inneren Wertlosigkeit gab. Dieser Beweis lag in der Welt, in den einfachen alltäglichen Geschichten einer irdischen Jugend. Es war die scheinbar magische Kraft, die sie zu andern hinzog. Man musste sich einen Partner wählen oder man wurde gewählt im Sommerlager, als Nebenmann in der Schule, als Mitglied (in einer bestimmten Rangfolge) in allen möglichen Cliquen und Gruppen und Klassen. Wenigstens der Anschein einer Zugehörigkeit zu deren Welt musste aufrechterhalten werden. Deborah hatte festgestellt, dass sie diesen Forderungen nach Zugehörigkeit nur mit Hilfe der Angesteckten, der ganz Armen, der Verkrüppelten, der Entstellten, der Fremden und der Wahnsinnigen nachkommen konnte. Diese Verbindungen waren nicht geplant oder auch nur insgeheim ausgedacht; sie ergaben sich so natürlich wie die Anziehung zwischen Magnet und Eisen, und doch wussten viele der Teilchen tief in ihren Herzen, warum sie sich angezogen hatten, und hassten sich selbst und ihre Gefährten.

Einmal war ein besonders begabtes Mädchen mit Namen Eugenia im Sommerlager gewesen. Die Zeit vor der letzten großen Verwandlung lief ab, und Yr forderte Deborahs Tage mehr und mehr in seinen Dienst und spendete immer weniger Trost als Gegenleistung. Eugenia und Deborah fanden sich, und sie wussten, warum, und manchmal quälten sie sich gegenseitig dafür. Trotzdem gab es ein gegenseitiges Verstehen; ein Wissen, das nicht ausgesprochen werden musste, ein Wissen davon, welches Leiden hinter der einfachsten Handlung stecken konnte, ein Verstehen dessen, wie schwer es war, den «Anschein» vor der Welt aufrecht zu erhalten. Aber vor allem anderen bestand ein Bedürfnis nach alltäglicher Kameradschaft - zusammen zum Speisesaal zu gehen, zusammen zum Sport, zusammen zum See, sich gegenseitig zu trösten, ohne dass die Worte verlogen oder nur ein Lippenbekenntnis um des «Anscheins» willen waren. Obwohl sie Wände brauchten zwischen sich selbst und den andern, hatten sie es am meisten nötig, manchmal und mit irgend jemandem diese schalldichten Glaswände des «Anscheins» zu durchbrechen und eine kurze Zeit lang Dinge zu sagen, als ob die ganze Welt nicht der Chorus wäre.

Nach einer Weile akzeptierte das Lager, dass sie miteinander befreundet waren, und entließ sie aus seinem Unwillen und seinen bösen Urteilen. Deborah hatte natürlich gewusst, dass Eugenia anders war, allein, bitter und unruhig, aber sie hatte versucht, sich selbst vor dem Gedanken zu bewahren, dass Eugenia Träger des

vergifteten nganon war. Eines Tages hatte Deborah es geschafft, sich zurückzuziehen, um in Ruhe in Yr auf den Hügelketten der Tai'a zu sein, wo sie fliegen konnte, wenn Yr es erlaubte. Sie hatte viele Verstecke im Lager, wo sie für eine Stunde oder zwei Frieden fand, bevor die Welt sie zu rufen und zu suchen begann. Eines der besten Verstecke war das verlassene Duschhaus, aber als sie an diesem Tage dorthin kam, hatte sie das Gefühl, dass jemand anders dort war. Sie fing an zu singen, um den anderen, der sie nicht sehen konnte, zu warnen. Zu oft war sie selbst gestört worden, während sie laut lachte oder Yri sprach und hatte dann die Quälereien des Zensors dafür zu ertragen gehabt. Jetzt hörte sie ein Geräusch rasenden Herumsuchens in einer der Kabinen und den Ton von Eugenias Stimme. «Wer ist da?»

«Deborah.»

«Komm her.»

Deborah ging zu der Dusche. Eugenia stand nackt in der trockenen Duschkabine. Sie schwitzte heftig. Als Deborah näher kam, hielt sie ihr einen schweren Ledergürtel hin. «Hier», sagte sie. «Schlag mich.» «Was?»

«Du weißt, was ich bin. Dich muss ich nicht anlügen. Nimm ihn. Schlag mich.»

«Warum?» Irgend etwas Furchtbares lag in der Luft.

«Du läufst weg und tust so, als ob du nicht verstehst. Du weißt, wofür das ist - es ist für mich, und du musst -»

«Nein -» Deborah begann zurückzuweichen. «Ich kann nicht. Ich will nicht.»

Eugenias Not erfüllte den Raum zwischen ihnen. Schweiß rann von ihrem Gesicht und perlte auf ihre Schultern und Arme. «Vergiss nicht, was ich über dich weiß! Ich werde dich zwingen, mich mit diesem Gürtel zu schlagen, und du wirst... weil... du... verstehst.»

«Nein -» Deborah wich weiter zurück. Der Gedanke raste durch ihren Kopf, dass vielleicht ihr nganon Eugenia erreicht hatte und, verbunden mit Eugenias eigener latenter Giftkraft, dies hier hervorgebracht hatte. Deborah war vielleicht der Ruin - ein Pernai - zerstört und in Ketten gelegt; aber das betraf nur sie selbst; sie hatte niemals jemand anders aufgefordert, daran teilzunehmen. Und dann kam ihr plötzlich der Gedanke, dass Eugenias nganon vielleicht giftiger als ihr eigenes sei. Aber trotzdem, Zeuge sein bedeutete teilhaben; teilhaben bedeutete verantwortlich sein. Ihr nganon hatte Eugenias herausgelockt, es zur Wirkung gebracht, geöffnet... Deborah ging zu Eugenia hinüber, nahm den Gürtel, warf ihn auf den Boden und rannte aus dem Duschhaus. Sie sah Eugenia niemals wieder an und sprach auch nie mehr mit ihr.

«Dann ist jeder Freund - jeder, der dich mag oder sich zu dir hingezogen fühlt - ruiniert, wenn nicht durch dich, dann durch die Nähe

zu dir...»

«Yr sagt das immer im Scherz, aber Sie sagen es genauer. Ja, das ist wahr.»

«Gilt das auch für deinen Vater und deine Mutter und deine Schwester?»

«Männer sind nicht durch weibliches Gift zu vergiften. Ich glaube, dass sie auf irgendeine andere Weise zerbrochen werden. Ich habe darüber niemals nachgedacht, aber hier sind auch Männer. Es gibt ganze Stationen voll Männer, genau wie wir.»

«In der Tat», sagte Furii. «Aber gilt es denn für Frauen? Hast du immer noch diese Furcht, dass du ansteckend bist?»

«Ich habe sie langsam über viele Jahre hin verseucht.»

«Und das Ergebnis?»

«Ich glaube, dass meine Schwester wahnsinnig werden wird.»

«Glaubst du das immer noch?»

«Ja.»

Das Telefon klingelte, und die Ärztin erhob sich und ging zu ihrem Tisch hinüber, um den Anruf zu beantworten. Es gab nur wenige Sitzungen, in denen das Telefon nicht mindestens einmal klingelte, und während einer denkwürdigen Sitzung waren fünf Anrufe gekommen. Furii zuckte als Zeichen der Entschuldigung ein wenig hilflos mit den Schultern herüber und sprach einige Augenblicke lang. «Also...», sagte sie und setzte sich wieder, wo waren wir?»

«In der klingelnden Welt», sagte Deborah eisig.

«Einige der Anrufe kann ich nicht verhindern, es sind Ferngespräche oder sie kommen von Ärzten, die nicht anders Zeit haben. Ich halte so viele wie möglich von uns fern.» Sie sah Deborah mit einem leichten Grinsen an. «Ich weiß, wie schwer es ist, mit einer großen berühmten Ärztin zurechtzukommen. Der Wunsch, mit ihr eine kleine Rechnung zu begleichen, selbst wenn es um dein eigenes Leben geht, ist groß, schon damit sie sich nicht einbildet, «vollkommen» zu sein. Ich sage dir, es gibt auch viele Fälle, in denen ich scheitere - obwohl ich so überlaufen bin. Werden wir zusammen arbeiten?»

«Wir sprachen über Ansteckung.»

«Oh ja. Ich möchte zu gern wissen», sagte Furii, «wenn dieser Vorfall in der Dusche dir jetzt passiert wäre, hättest du genau solche Angst?»

«Nein», und Deborah lachte, weil es lächerlich schien.

«Nun, warum nicht?»

«Na ja...» Deborah trat gewissermaßen in strahlenden Sonnenschein. «Jetzt bin ich verrückt. Sobald Sie zugaben, dass ich krank war - sobald Sie zugaben, dass ich so krank war, dass ich in eine Klinik gehörte, haben Sie mir bewiesen, dass ich normaler bin, als ich gedacht hatte. Sie wissen, normaler heißt stärker.»

«Ich verstehe nicht ganz.»

«All diese Jahre hindurch habe ich gewusst, wie krank ich war, aber niemand anders wollte es zugeben.»

«Man hat von dir verlangt, sogar der Wirklichkeit zu misstrauen, der du am nächsten warst und die du so klar wie das Tageslicht erkennen konntest. Kein Wunder, dass Geisteskranke Lügen kaum ertragen können.»

«Sie sehen so aus, als ob Ihnen das zum ersten Mal klar wird», sagte Deborah, immer noch im Sonnenschein. «Ist das wahr? Habe ich Ihnen etwas beigebracht?»

Furii hielt inne. «Ja, in gewisser Weise hast du das, weil ich es niemals so gesehen habe, obwohl ich andere Gründe dafür kannte, dass Lügen für geistig Gestörte schlecht ist.»

Deborah klatschte in die Hände und lächelte.

«Was ist?» sagte Furii, als sie sah, dass das Lächeln nicht bitter war.

«Na ja... nun...»

«Freust du dich ebenso darüber, etwas zu geben wie etwas zu bekommen?»

«Wenn ich Ihnen etwas beibringen kann, heißt das vielleicht, dass ich wenigstens irgendwo etwas wert bin.»

«Ich weine», sagte Furii. «Ich vergieße große Krokodilstränen um deine Yr-Götter.» Und in scheinheiligem Mitgefühl zog sie ihre Mundwinkel nach unten. «Sie verschwenden die Zeit eines wirklich menschlichen Wesens, das dies eines Tages erkennen und ihre Häuser niederreißen und sie wegschicken wird.»

«Sie zeigen mir ein gleißendes Luftschloss», sagte Deborah, «aber dahinter ist immer noch die gleiche Furii mit Blitz und Feuerfinger», und sie zitterte bei dem Gedanken, es ohne Yr aushalten zu müssen.

Später begannen sie, die geheime Vorstellung zu untersuchen, die Deborah mit allen Geisteskranken teilte - dass sie unendlich mehr Macht als ein gewöhnlicher Mensch habe und dass sie ihm zugleich unterlegen sei. Das ansteckende nganon war eine solche Vorstellung für Deborah gewesen, aber sie durchschaute kühl die verwickelten Konsequenzen: mit ihrem Verstand, aber nicht als die geistige Wahrheit der Sache. Eines Abends, als sie im Flur saß und auf die Beruhigungsmittel wartete, sah sie Miss Coral, die wie eine uralte Eule auf einem der schweren Stühle saß, und Lee und Helen, die gerade auf sie zugekommen waren.

«Könnt ihr meine Gedanken lesen?» fragte sie sie.

«Redest du mit mir?» sagte Lee.

«Mit euch allen. Könnt ihr meine Gedanken lesen?»

«Was willst du denn - dass ich Absonderungszelle kriege?»

«Geh zum Teufel», sagte Helen freundlich.

«Mich darfst du nicht angucken», sagte Miss Coral mit dem vornehmnen Entsetzen einer Gräfin, die ein Schlachthaus besucht, «ich

kann nicht einmal meine eigenen lesen.»

Deborah sah um sich auf die Figuren, die die Wände der Halle schmückten. Sie warteten immer, niemals schienen sie sich bewegt oder verändert zu haben.

«Wenn du objektive Wirklichkeit suchst», murmelte sie sich selbst zu, «ist dies der mieseste Ort, um damit anzufangen.»

18.

Es war Frühling, die Zeit der Leidenschaft und Ungeduld. Die vorbeirasende Zeit hinterließ in Jacob ein Gefühl der Leere. Er saß die Feierlichkeiten zur High School Entlassung seiner jüngeren Tochter ab, hörte das Singen und die Reden, die Gebete und die Versprechungen, und er fühlte, wie die Leere sich ausdehnte, als ob das alles niemals enden würde. Er hatte sich gesagt, dass dies Suzys Tag sein sollte und dass Deborah darin nichts zu suchen hätte. Aber trotz seines schlechten Gewissens, seiner Versprechungen Esther und sich selbst gegenüber konnte er den Gedanken an Deborah nicht aus seinem Kopf verbannen. Warum war sie nicht hier bei ihnen?

Es war der zweite Frühling, seit sie fort war, und um wie viel war sie dem sittsamen, gehorsamen, fraulichen Wesen näher gekommen, das er sich als Tochter wünschte und nach dem sein Herz schrie? Nicht ein Stück näher. Es war überhaupt keine Besserung eingetreten. - Die jungen Mädchen begannen in Scharen das Auditorium zu verlassen, ganz Unschuld und weiße Kleider. Jacob wandte sich Esther zu, die - um Suzys willen - ihr Krönungskleid, wie es in der Familie genannt wurde, trug und großartig aussah.

«Warum kann sie nicht für einige Zeit nach Hause kommen? Wir könnten zu den Seen fahren», flüsterte er.

«Nicht jetzt!» zischte Esther.

«Sie ist dort nicht zwangseingewiesen!» flüsterte er zurück.

«Vielleicht ist es nicht gut für sie.»

«Vielleicht ist es gut für mich; mich, zur Abwechslung!»

Am Abend gingen sie mit Suzy in ein extravagantes Restaurant. Sie hatte auf die Klassenparty gehen wollen, aber Jacob, der das Gefühl hatte, dass ihm Zeit und Schönheit und sein Anteil daran unter den Händen zerrannen, hatte sich wenigstens diesen einen Abend ausbedungen. Weil er ihn sich so sehr gewünscht hatte, war es von Anfang an ein Misserfolg, Suzy war bedrückt, Esther war traurig, weil die anwesende Tochter wieder zugunsten der Abwesenden zu kurz kam. Jacob wusste, dass ein symbolischer Akt seine Bedeutung nicht mehr erfüllt, wenn man zu viel in ihn hineinlegt, aber er konnte es nicht ändern. Der ganze Abend war von Hoffnungslosigkeit überzogen.

Esther versuchte sich natürlich zu geben, indem sie den Namen nannte: «Debbie wollte zu deiner Abschlussfeier kommen - und wenn sie gekonnt hätte, hätte sie etwas geschickt.»

Suzy sah sie ruhig an und sagte: «Sie war da. Ich hab gesehen, wie ihr über sie gesprochen habt, als wir unsere Urkunden bekamen, und dann noch einmal, als wir uns aufstellten und gingen.»

«Unsinn!» sagte Jacob. «Wir haben über niemanden gesprochen.» «Schon gut, wirklich, selbst wenn ihr nicht laut darüber gesprochen habt; dieser Blick, den ihr immer bekommt...» Sie wollte ihn beschreiben - für den Fall, dass sie nicht wussten, wie es sich auf ihren Gesichtern zeigte; aber die Worte, die ihr einfieben, brachten sie in so schmerzhafte Verlegenheit, dass sie sie nicht aussprechen konnte. «Unsinn», sagte Jacob noch einmal und wischte es beiseite. «Ein gewisser Blick - Unsinn!»

Suzy und Esther warfen sich einen Blick zu. Er versteckte sich wieder. Sei barmherzig mit ihm, sagte Esther im stillen. Suzy sah auf ihr weißes Kleid. Sie spielte einen Moment lang mit einem Knopf. «Kennt ihr das Mädchen, das vor mir stand, als wir die Urkunden bekamen? Also, ihr Bruder ist einfach traumhaft.»

Obwohl sie sich in der Klinik fragten, wie angesichts ihres besonderen Schmerzes der Frühling kommen konnte, kam er, und er kam triumphierend. Die Patienten auf Station D waren aufgebracht, dass die Welt, die sie gemordet hatte, nicht für ihre Sünden büßen musste, sondern im Gegenteil erblühte. Und als Doris Rivera ihr Haar hochsteckte, ein Kostüm anzog, ein flaches Lächeln aufsetzte und wieder in die Welt hinausging, schien es vielen, als ob sie gegen alle anderen mit dem Frühling im Bunde war. Die Frau des Abgedankten hatte eine Theorie: «Sie ist eine Spionin. Ich kenne sie schon seit Jahren. Sie schreibt alles auf, die Opposition gibt ihr dafür Geld, und später, wenn es veröffentlicht ist, wird es Volksgut.»

«Wir müssen barmherzig sein», sagte Dowbents Marie, weil sie die heilige Theresa war. «Wir müssen barmherzig sein, obwohl sie jede erdenkliche soziale Krankheit hat, die man überhaupt haben kann. Die Infektion der privaten Körperteile durch asoziale Männer gar nicht zu erwähnen. Von der Schizophrenie übelster und dreckigster Sorte will ich überhaupt nicht reden.» Sie war sehr laut geworden, und ihr Ton war, wie gewohnt, hart und eckig vor Entsetzen.

«Ihr Geisteskranken seid so amüsant», sagte Fiorentinis Marie. Es gab eine Schlägerei.

Die ganze Station war, so schien es, in einen Strudel von Zorn und Furcht geraten, und die Schlägereien brachen mit wilder und sinnloser Plötzlichkeit los.

«Es sind so viele Patienten in Absonderung», grübelte eine neue Schwesternschülerin.

«Wenn noch ein paar dazu kommen, werden sie je zwei zusammenstecken», antwortete Deborah.

«Ja... ja...», stimmte die Schülerin zu (Nr. 3 mit Lächeln im Vorübergehen). Deborah wandte sich, ab und startete einen weiteren Versuch mit ihrem Schuh gegen die Uhr.

«Ich wünschte, ich könnte diesem Lächeln ein Ende machen.»

«Dein Gesicht allein sollte dazu ausreichen», sagte Helen. «Du bist wenigstens im Vergleich zu mir etwas Besseres!» Und eine neue Schlägerei begann.

«Es gibt solche Zeiten auf der Station», versicherten die alten Schwestern den neuen. «Gewöhnlich ist es nicht so wild.» Aber die neuen glaubten ihnen nicht. In jeder Gruppe von Schwesternschülerinnen tauchte anfangs die übliche Furcht auf, aber in der jetzigen Gruppe war sie besonders ausgeprägt. Zwei Schwestern der vorhergehenden Gruppe waren zusammengebrochen, kurz nachdem sie ihre Lernzeit in der Psychiatrie beendet hatten, und waren jetzt selbst Patienten in einer psychiatrischen Klinik. «Was du hier erlebst, kann dich selbst verrückt machen», ging das Gerücht.

Und so standen die vier neuen Schwesternschülerinnen, die Station D zugewiesen waren, - ein eng zusammengedrücktes, furchtbares Häuflein - in der Ecke: die einzige Schönheit, Jugend und Gesundheit dort überhaupt, und das im Frühling. Niemals hatten die Träger des giftigen nganons ihre Isoliertheit so stark gefühlt wie an diesem Tage. Helen und Constanzia bekämpften die neuen Feinde, bis ihre Fremdheit abgeblättert war, und Deborah nahm ihnen die Konturen in der ihr eigenen Art, bis sie in die tägliche anonyme Routine der Station hineinverblasst waren. Sie sah sie nur als verschwommene weiße Schleier. Sie hörte sie selten, es sei denn, dass sie von ihr sprachen oder besondere Anweisungen gaben. Dieser Schutz gegen ihre Neuheit und ihre Schönheit war erfolgreicher, als um sich zu schlagen. Obwohl sie es nicht bewusst tat, war sie dafür dankbar. Nicht nur die Schönheit und Lebendigkeit der Schülerinnen tat weh, sondern auch ihre Fremdheit, die Deborah in all ihrer Verrücktheit befangen machte.

Eines Nachmittags, als Deborah auf dem Boden in der Nähe des Schwesternzimmers saß und den starrenden Blick der feindlichen Uhr maß, hörte sie, wie zwei der Schwesternschülerinnen miteinander sprachen.

«Eine Neue von B? Wo stecken wir sie hin?»

«Ich weiß nicht, aber sie muss wirklich hochgegangen sein, wenn sie hier raufkommt.»

«Erinnerst du dich, was Marcia uns erzählt hat - es geht ihnen mal besser und dann wieder schlechter. Ich hoffe, sie ist wenigstens stubenrein und weiß, wo sie ihr Essen reinzuschieben hat!» Und sie kicherten.

Das Kichern war ein Reflex ihrer Angst, und Deborah wusste es; aber als sie nachher Carla heraufbrachten, innerlich gänzlich gebrochen und mit dem Blick der Geschlagenen wie bei Doris Rivera, war Deborah auf die weißen Häubchen, die sie gar nicht wahrgenommen hatte, bitterböse, weil sie lachten. Sie hatten nicht über irgendeine

Verrückte geredet, sondern über Carla, eine Carla, die bis auf die Knochen gut war; so gut, dass sie sogar freundlich gewesen war, als Deborah sie an der Wurzel ihres Schmerzes getroffen hatte.

Niemand, der Deborah und Carla sah, hätte geahnt, dass sie Freunde waren. Für die Gesunden unverständlich, wäre es für Deborah ein Missbrauch ihrer Freundschaft gewesen, Carla zu grüßen, jetzt wo sie in Bedrängnis war. Ihr würde es später leid tun, wenn eine Begrüßung sie zu einer Handgreiflichkeit getrieben oder zu einer Grobheit veranlasst hätte. Deborah sah Carla nicht an; sie wartete einfach hinter ihrer steinernen Maske, bis sie das geheime Zeichen des Wiedererkennens von Carla erhalten würde.

Als das Zeichen gegeben war, bewegten sie sich aufeinander zu, wobei sie sich, so sorgsam sie konnten, den Anschein der Gleichgültigkeit gaben. Deborah lächelte kaum merklich, aber dann geschah etwas Merkwürdiges. In der flachen, grauen, verzerrten und zweidimensionalen Einöde ihres Sichtfeldes erschien Carla dreidimensional und in Farbe, so vollständig und wirklich wie ein Schluck heißer Kaffee oder das Zusichkommen in der Packung.

«Hallo», sagte Deborah mit kaum merklich erhobener Stimme.

«Hallo.»

«Darfst du rauchen?»

«Keine Genehmigung.»

«Uff.»

Später begegnete Deborah Carla vor dem Bad, als sie darauf wartete, von einem Pfleger hineingelassen zu werden.

«Abendessen auf meinem Bett, wenn du willst.»

Carla gab keine Antwort, aber als das Essen kam, brachte sie ihr Tablett in die hinterste Ecke des Schlafsaals, wo Deborah inzwischen einquartiert war.

«In Ordnung?»

Deborah rückte zur Seite, so dass Carla den Vorzugsplatz am Ende des Bettes, wo es flach war, bekam. («Hallo, meine dreidimensionale und vielfarbige Freundin. Ich freue mich, dich zu sehen.») Laut sagte sie: «Doris Rivera war wieder hier, aber sie ist wieder gegangen.»

«Ich hab's gehört.» Carla sah zu Deborah auf, und wie durch ein weiteres Wunder, vielleicht ähnlich dem, durch das Deborah sie klar hatte sehen können, schien sie durch die Maske hindurchsehen zu können. «Ach Deb - es ist nicht so schlimm. Ich musste zurückkommen, weil ich zuviel auf einmal versucht habe und weil ein Teil von dem, was ich gemacht habe, gegen meinen Vater ging... und aus vielen anderen Gründen. Ich gebe nicht auf; ich bin nur müde, das ist alles.» Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und Deborah, die angesichts der Verzweiflung ihrer Freundin in Verwirrung und Entsetzen erstarrte, konnte sich nur fragen, was dieser chaotische Ozean der Welt an sich hatte, das die Ertrinkenden immer wieder zurückgehen

ließ, immer noch bleich und würgend - um noch einen Versuch zu machen und noch einen und noch einen.

Warum glauben sie, dass sie wie andere schwimmen können, wenn die Oberflächenspannung ihrer nganons schon beim ersten Ertrinken zerrissen ist? rief Deborah Lactamaeon zu.

Nur Idat weiß es, sagte er. Für einige ist nichts unmöglich. Deborahs innere Muskeln zogen sich vor Furcht zusammen. Dann glaubst du, dass ihr nganon an sich nicht schlecht ist, sondern dass es... dass es von den Umständen abhängt?

Ja.

Aber ich bin ihre Freundin. Wenn sie nicht die gleiche Substanz hat wie ich, werde ich sie vergiften!

Genau dies.

Kann eine Sache so gegen Die Gesetze verstoßen? Sogar Das Gesetz sagt: «Nganon ruft sich selbst hervor.» Habe ich eine andere Essenz hervorgerufen - und wenn ja, warum?

Vielleicht als Strafe, sagte Lactamaeon. Manchmal werden andere durch dich zerstört, um dich zu bestrafen.

Deborah wandte ihren Blick von dem Gott ab und sah, dass Carla noch weinte. Es schien zu dem *«Betrug»* zu gehören, dass man das Schlüsselwort zu kennen glaubte, man sich jahrelang bemühen konnte, es zu erraten - und dann gab die letzte Stufe nach und das alte Chaos, die Anarchie und das Gelächter waren wieder da.

Sie war meine Freundin! rief sie den entschwindenden Göttern nach. Sie schien nicht verletzt zu sein...

Du bist nicht von der gleichen Substanz; die nganons sind nicht die gleichen. Du wirst ihre Mörderin sein, sagten sie.

Als Carla zu weinen aufhörte, war Deborahs Körper immer noch am anderen Ende des Bettes, aber sie selbst war nicht mehr in ihrem Körper.

Aus irgendeinem unerklärlichen Grund hatte sich eine der Sternschülerinnen Deborah angeschlossen. Geschäftig und mit der grundlosen, zudringlichen Fröhlichkeit ihrer Zuneigung folgte ihr die Schülerin auf Schritt und Tritt - ein weißer Schleier und eine verschleierte Stimme auf dem grauen Hintergrund, wann immer Deborah ihr Gesicht in den öffentlichen Teil der Station hinausstreckte.

Du musst kränker sein als du denkst, sagte Deborah zu sich selbst auf Yri. Diese Leute nehmen gewöhnlich die schlimmsten, um sie Gott vorzuwerfen. Gott ist ihr Hund und Deborahs ergeben so viele Knochen. Darum soll mein Name Knochen sein.

In Yri klang das wirklich lustig, und sie lachte lauthals, und dann machte sie das symbolische Zeichen mit ihren Händen und die Nachahmung von Lachen, stumm, wie man es in Yr tat.

Wer lacht da! scherzte Anterrabae mit ihr.

Das bin ich, das Gott-Knochen-Ding! antwortete sie, und sie lachten, bis sie die Qual der Erde in sich abklingen fühlte. Was wird mit ihrem lieben Heilgenschein geschehen, wenn Gott riecht, was sie opfert? Und wieder lachten sie.

Und das Erstaunen auf dem Gesicht der schweißgebadeten Schülerin, wenn sie den Himmel erstürmt? Und das Gelächter ging weiter, aber es endete in Trübsal, weil Deborah wusste, dass sie nicht stark genug war, die Schülerin zu bitten, ihr nicht zu folgen und sie mit ihren besorgten Geräuschen zu belästigen.

Der Frühling ging weiter, und obwohl Deborah Furii die Geheimnisse und Befürchtungen und Schlüsselworte für die Wege zwischen ihren Welten eines nach dem anderen aushändigte, lieferte sie sie nur aus, um ihre eigene Kapitulation vor einem totalen Betrug zu beschleunigen, der so sicher war wie der Moloch oder der fallende Anterrabae. Sie wurde dieses frostige Gefühl nicht los, abgetrennt zu sein wie für den Untergang. Und eine Weile gefiel sie sich sogar in der dramatischen Pose der zum Untergang Verurteilten und machte eine hohe Kunst daraus, in Schönheit zu sterben.

Furii rang die Hände. «Nicht nur krank, Gott steh uns bei, sondern auch noch in der Pubertät!»

«Und?»

«Und - dagegen gibt es kein Mittel. Du musst tun, was du zu tun hast, Theater und alles. Nur bitte hilf mir zu unterscheiden, was die Krankheit ist, gegen die wir unsere ganze Kraft aufbieten, und was die Pubertät ist, die nur ein weiteres sicheres Zeichen dafür ist, dass du ein hundertprozentiges Erdenwesen bist und eine Frau wirst.»

Sie sah Deborah eine Weile gespannt an, und dann lächelte sie. «Manchmal wird die Arbeit so intensiv - all die Geheimnisse und Symptome und Geister der Vergangenheit müssen aufgestöbert werden - man vergisst, wie trocken und sinnlos diese Therapie erscheinen kann, bevor die Welt für den Patienten Wirklichkeit wird.»

Deborah sah auf den unordentlichen Schreibtisch der Ärztin. Den Blick von der Ärztin abzuwenden und dorthin zu sehen, war oft eine Erleichterung gewesen; dort lag ein Briefbeschwerer, dessen bizarre Form sich jeder Beschreibung entzog und auf dem man die Augen ausruhen lassen und so die Spannung solcher Stunden mindern konnte. Jetzt wandte sie sich ihm zu, weil er, obwohl vertraut, nicht wehtun konnte. Furii sah, wie sie dorthin blickte.

«Weißt du, was das ist?»

«Achat?»

«Nein, kein Achat. Es ist eine seltene Art von versteinertem Holz», sagte Furii. «Mein Vater nahm mich auf eine Reise nach Karlsbad mit, als ich aus der Schule kam, die ihr hier High School nennt. In dieser Gegend entstehen die merkwürdigsten Gesteinsformationen,

und er hat dies für mich als Souvenir gekauft.»

Furii hatte niemals ein persönliches Wort über ihre eigene Vergangenheit oder über sich selbst gesagt. Ziemlich zu Anfang ihrer gemeinsamen Arbeit, als das erste Vertrauen aufkam und Deborah um Verstehen gerungen und sich gezwungenen hatte, unter Furii's bohrenden Fragen tankutu (unverborgen) zu bleiben, war Furii am Ende der Stunde aufgestanden und hatte eine große, wundervolle Blüte von einem Büschel Alpenevilchen in ihrem Blumentopf geplückt. Sie hatte gesagt: «Normalerweise pflücke ich keine Blumen ab, aber diese hast du verdient. Außerdem mache ich nicht oft Geschenke, also nimm sie.»

Es war den Preis der zwei furchtbaren Bestrafungen von Yr wert gewesen, die Deborah dafür auferlegt worden waren, dass sie Blumen von der Erde angenommen hatte - obwohl die herrliche Blüte, als sie Tage später aus dem zweiten Anfall erwachte, längst verwelkt und vertrocknet war. Jetzt gab ihr Furii ein zweites Geschenk - ein kleines Stückchen von sich selbst. Seine Zartheit bedeutete mehr als eine kleine Erholungspause während des Bohrens, mehr als die unausgesprochene Botschaft: «Fass dir ein Herz»; das Geschenk sagte: «Ich will dir eine meiner Erinnerungen so anvertrauen, wie du mir deine anvertraut hast.» Und wiederum, Pubertät hin oder her, machte es aus Deborah einen gleichberechtigten Partner. «War die Reise schön?» sagte sie.

«Oh - sie war nicht aufregend oder lustig, wie bei den jungen Leuten heute, aber ich fühlte mich so erwachsen, und es war eine Ehre, mit meinem Vater zusammen zu sein, nur wir beide in der erwachsenen Welt.» Ihr Gesicht trug den Abglanz des vergangenen Glücks.

«Also!» Sie legte ihre Hände mit einer abschließenden Bewegung auf ihre Knie. «Zurück in den Stollen. Ja?»

«Ja», sagte Deborah und machte sich innerlich bereit, die Last wieder aufzunehmen.

«Nein, einen Augenblick. Es gibt noch etwas. Ich will es dir jetzt sagen, damit du dich an den Gedanken gewöhnen kannst. In diesem Sommer fahre ich früh in Urlaub wegen einer Konferenz in Zürich. Dann kommen meine Ferien, und dann fahre ich noch zu einem Symposium, um einiges zu schreiben, das ich schon so lange aufgeschoben habe.»

«Wie lange wird das sein?»

«Ich werde am 26. Juni abfahren und am 8. September zurück sein. Ich habe dafür gesorgt, dass du mit jemandem sprechen kannst, während ich weg bin.»

In den folgenden Sitzungen sprach Furii über die Fähigkeiten des Kollegen, über den möglichen Groll, über das, was wie eine Verstörung erscheinen könnte, und darüber, dass dieser neue Arzt nicht zu tief in die Arbeit einsteigen würde, sondern einfach als Vertreter der

Welt in den Schlachten zwischen Deborah und ihren Zensoren und dem Chorus und den Mächten von Yr Dasein würde. Es war alles geschickt und sicher arrangiert, das fait accompli, aber Deborah spürte, wie die uralten Räder geschmiert wurden, auf denen man zerbrochen wurde.

«Ich kenne eine ganze Menge Ärzte hier», sagte Deborah nachdenklich. «Craig und Sylvias Ärztin, Adams - ich habe sie arbeiten sehen und ich mag sie. Ich habe einmal mit Fiorentini gesprochen, als er Nachtdienst hatte, aber der beste ist Halle. Er sagt, er sei derjenige, der meine Eltern empfangen hat, als ich eingeliefert wurde. Ich habe mit ihm gesprochen und ich vertraue ihm...»

«Ihre Termine sind alle ausgebucht», sagte Furii. «Dr. Roysen wird dich nehmen.» Der Gang war eingelebt, die Räder waren geschmiert; ihre Zustimmung war nur eine Formsache.

«Mein fünftes Rad», sagte Deborah.

«Was ist das?»

«Die freie Übersetzung eines Yr-Wortes. Es bedeutet. ich werde mich fügen.»

19.

Die Zeit arbeitete gegen Deborah, die alles geklärt haben wollte, bevor Furii abfuhr. Auf ihre Bitte hin wurde sie nach Station B verlegt - zwar geschlossen, aber nicht mehr ‹gewalttätig›. Papier, Bleistift, Bücher und Alleinsein waren dort erlaubt, aber es war wie im Grab, verglichen mit dem überschäumenden Wahnsinn auf D. Weil sie eine D-Patientin gewesen war, fürchteten sich die anderen auf B vor ihr. Aber ein paar von ihnen kannte sie, und es gab einige gute Schwestern, die sie an McPherson erinnerten, indem sie seinen Namen erwähnten. Die Behandlungsstunden waren von der verzweifelten Dringlichkeit geprägt, die Furiis bevorstehende Abreise hervorrief: und wenn die gewonnenen Einsichten auch nicht gerade brillant waren, so waren sie doch wenigstens hart erarbeitet und ehrlich.

«Ich lasse dich in guten Händen», sagte Furii am letzten Tag. «Du kennst den Stationsarzt von B gut, und dann ist Dr. Royson da, mit dem du sprechen kannst; ich hoffe, du hast einen guten und erfolgreichen Sommer.»

Weil das Gesetz von Yr in die Gesetze der Welt verwoben war, wusste Deborah, dass Furii sie für immer verlassen hatte. Wie sie die Liebe zu Carla und die Erinnerung an sie aus ihren Gefühlen herausgeschnitten hatte, so vergaß Deborah jetzt Furii, als ob sie niemals existiert hätte und niemals wieder existieren würde. Aus der befangen schweigenden Halle von Station B ging sie, um den ‹Neuen› zu sehen. Sie fand Dr. Royson in einem der Behandlungszimmer im Hauptflur steif in seinem Stuhl sitzen. «Komm herein», sagte er. «Setz dich.» Sie setzte sich.

«Deine Ärztin hat mir viel über dich erzählt», sagte er.

Deborah krempelte ihren Kopf nach einer Antwort um, aber sie konnte nur denken: wie steif er dasitzt; ich habe ihr versprochen, fair zu sein... ich habe ihr versprochen, dass ich es mit ihm genauso ernsthaft versuchen würde... «Ja», sagte sie. Er war kein freundlicher Mensch. Sie verstand und unternahm die ersten Orientierungsversuche. «Sie sind aus England, nicht?»

«Ja.»

«Ich mag den Akzent», sagte sie.

«Ach ja.»

Das kommt Stück für Stück aus den Kiefern heraus! stöhnte Anterra-bae ein wenig verächtlich.

Nach kurzem Schweigen sagte der Arzt: «Sag mir, woran du denkst.» Es hörte sich an wie eine Forderung.

«An Zahnbehandlung», sagte Deborah.

«Und was denkst du über Zahnbehandlung?» sagte er in unverändertem Tonfall.

«Dass sie teurer sein kann, als wir manchmal glauben», sagte Deborah. Sie fing sich und versuchte es noch einmal. «Ich habe kein Novokain mehr, weil Furii es mitgenommen hat.»

«Wer ist das? Wer hat es mitgenommen?» Er sprang darauf an, als ob es ein Hauptgewinn wäre.

«Die Ärztin - Frau Dr. Fried.»

«Du hast sie anders genannt - wie hast du sie genannt?» Die gleiche Forderung, wie eine Spitzhacke.

«Einfach ein anderer Name.»

«Aha, die «Geheimsprache»», und er lehnte sich zurück. Bequem und auf sicherem Boden, so kam es ihr vor. Es stand im Buch auf Seite 97. Es war *«in Ordnung»*. «Frau Dr. Fried hat mir erzählt, dass du eine Geheimsprache hast.»

Zieh dich zurück! sagte Anterrabae. Er gebrauchte den poetischen Yri-Ausdruck, und in ihrem Heimweh fand sie es auf neue Art schön - te quaru: sei wie Ebbe und Flut und gewähre nur einen Augenblick Sandschein. Aber ich habe es ihr versprochen, sagte Deborah harthäckig zu dem feuerleuchtenden fallenden Gott in der Dunkelheit. Sie ist tot, sagte Lactamaeon auf ihrer anderen Seite.

«Sag mir eins von deinen Worten in dieser Sprache», insistierte die Stimme draußen.

«Quaru», sagte sie abwesend.

«Was bedeutet das?»

«Was?» Plötzlich sah sie ihn und die brutalen, harten Linien seines missbilligenden Gesichts. Sogar seine Sitzhaltung war streng.

«Was bedeutet das, das Wort, das du genannt hast? Was war es?»

«Quaru...» wiederholte sie. Die Konfrontation verwirrte sie, und sie hörte ihre eigene Stimme zu den Göttern sagen: Aber ich habe es versprochen... «Es bedeutet... also es bedeutet wellengleich, und es umfasst zugleich so etwas wie Meer, manchmal die Kühle, oder auch diesen weichen, rauschenden Ton. Es bedeutet: sich so verhalten wie eine Welle.»

«Warum sagst du dann nicht einfach wellengleich?» sagte er.

«Also...» Der dunkle Schweiß kam, der der Auftakt zur *«Bestrafung»* war. «Man benutzt es für alles, was wellengleich ist, aber es hat zugleich die Bedeutung von Meer, und manchmal kann das wunderschön sein.»

«Ich verstehe», sagte er. Sie wusste, dass er nicht verstand.

«Man kann es auch benutzen, um zu beschreiben, wie der Wind manchmal weht, oder schöne lange Kleider, oder Haar, das sich wellt, oder... oder Abschied nehmen.»

«Es bedeutet auch Abschied nehmen?»

«Nein...», sagte Deborah, «... es gibt ein anderes Wort, das Abschied nehmen bedeutet.»

«Welches Wort?» sagte er fordernd.

«... es hängt davon ab, ob man die Absicht hat zurückzukommen...», sagte sie kläglich.

«Sehr interessant», sagte er.

«Es gibt auch ein Sprichwort.» (Sie hatte es in diesem Augenblick erfunden, um damit sich selbst und die andern zu retten.) «Es heißt: Man schneidet eine Tolle nicht mit der Sichel.»

«Schneidet eine Tolle?» sagte er.

Vielleicht eine amerikanische Redewendung - also versuchte sie es noch einmal: «Man macht keine Gehirnoperation mit der Spitzhacke.»

«Und was hat das für eine Bedeutung für dich?» sagte er und vergaß offenbar, dass sie nicht in dieser Anstalt wäre, wenn sie wirklich mit der Welt sprechen könnte.

«Es litt und starb in der Übersetzung», sagte sie.

Es folgte ein langes Schweigen zwischen ihnen, und obwohl sie es bei der nächsten Sitzung und der nächsten immer wieder versuchte, ließen seine humorlosen und automatischen Antworten die Stummheit hereinbrechen wie die Nacht. Er gab sich viel Mühe, sie zu überzeugen, dass Yri eine Sprache war, die sie selbst gebildet hatte und die ihr nicht durch die Götter als Geschenk überbracht worden war. Er hatte die ersten Worte, die sie ihm gegeben hatte, hergenommen und ihr deren Herkunft aus lateinischen, französischen und deutschen Wortfetzen bewiesen, die eine Neun- oder Zehnjährige aufschnappen konnte, wenn sie wollte. Er analysierte die Satzstrukturen, und sie hatte einzusehen, dass sie mit wenigen Ausnahmen dem Englischen nachgebildet waren, durch das sie selbst geprägt war. Seine Arbeit war bis in die Einzelheiten hinein klug und manchmal beinahe brillant. In vielen Fällen musste sie ihm zustimmen, aber je tiefer er gelangte, desto tiefer war das Schweigen, das sie umhüllte. Sie konnte über sein strenges Benehmen oder die eiskalte Logik seiner Beweisführungen nicht hinwegkommen; und so konnte sie ihm nicht sagen, dass sein Skalpell in der gleichen Weise in ihren Verstand eindrang wie vor langer Zeit die Ärzte in ihren Körper eingedrungen waren, und dass außerdem seine Beweise in einzigartiger Weise und unüberbietbar bedeutungslos waren. Am Ende nahm sie all ihre Kraft zusammen und sagte zu ihm mit der letzten Klarheit, deren sie fähig war: «Bitte, Herr Doktor, mein Anderssein ist nicht meine Krankheit.» Es war ein letzter Schrei, und er verhallte ungehört.

Jetzt, da Furii tot war und die Wärme des Erdensommers Deborahs eigener Jahreszeit widersprach, in der die Sonne ein grauer Fleck in einem leeren Universum war, gab es nur noch Stummheit. Sie hörte überhaupt auf zu reagieren und ihre Oberfläche wurde so leblos wie der Mond. Mit der Zeit hörten auch ihre Bewegungen auf, und sie saß wie ein versteinertes Ausstellungsstück auf ihrem Bett. In ihrem

Innern bot Yr hin und wieder seine Alternativen an, und dann flog sie mit Anterrabae in dem heißen Wind seines Falls oder schwebte mit Lactamaeon eine Sekunde lang auf den aufsteigenden Luftsäulen über den ‹Schluchten der Qual› in Yr. Aber das geschah allzu selten und erforderte immer umfangreichere Vorbereitungsrituale. Jetzt schien sogar Yr fern und unbegreiflich.

Sie nannte den neuen Arzt Schlangenzahn - in Anspielung auf Schlangengeklapper in der heißen Sonne: ein sinnvoller, aber bösartiger Klang - und sie dachte ständig daran, wenn sie Stunde um Stunde starr und stumm vor ihm saß. Langsam begann sich unter ihrem stillen und maskenhaften Gesicht ein Vulkan zu bilden, und als die Tage vergingen, begannen Stimmen und Gegenstimmen, Hass, Verlangen und andauerndes Entsetzen in seinen steinigen Tiefen zu rumoren. Die Hitze nahm zu und türmte sich auf.

Eines Tages kam Idat, der Heuchler, in Gestalt einer Frau zu ihr. Idat war immer verschleiert, wenn sie so zu ihr kam, aber sie war herrlich und vergaß nie, ihre Königin und ihr Opfer an ihre Schönheit zu erinnern und ihr zu sagen, dass sie, Deborah, eines Tages vielleicht nach schlichter Hässlichkeit trachten würde. Bei diesem Besuch war der Schleier etwas herabgelassen und Idat ganz in weiß.

Leide, Idat. Warum fließt du in Weiß?

Sack und Hochzeitskleid, sagte Idat. Zwei Kleider, die das gleiche sind. Siehe! Solltest du nicht sterbend leben und lebend sterben, kämpfend aufgeben und aufgebend kämpfen? Mein Weg wird alle Gegensätze gleichzeitig bereitstellen und die gleichen Mittel für entgegengesetzte Ziele.

Ich erkenne dich an deinem Schleier, Idat, antwortete Deborah.

Ich meine, dass Menschen ein Gegenfeuer entfachen, um damit ein anderes zu löschen.

Ist das auch auf Stein anwendbar?

Mit meiner Hilfe, sagte Idat.

Deborah entdeckte, dass sie durch das Brennen ein Gegenfeuer anlegen konnte. Dadurch könnte das Brennen des Vulkanofens besänftigt werden, dessen Türen und Zugschächte verschlossen und verbarrikadiert waren. Und schließlich könnte sie durch dieses Brennen erfahren, ob sie wirklich aus menschlicher Substanz bestand oder nicht. Ihre Sinne boten keinen Beweis; ihre Sicht war grau und verzerrt; hören konnte sie nur unterdrücktes Rumoren und Seufzen, das meist ohne Bedeutung schien; auch das Fühlen war abgestumpft. Niemand zählte die Streichhölzer auf Station B, und das, was sie sich auf Yrs Geheiß aneignen sollte, konnte sie immer ganz klar sehen, ohne Verschleierung. Bald besaß sie Streichhölzer und einen Vorrat an Zigaretten, die sie hier und dort gesammelt hatte. Mit fünf brennenden Stummeln begann sie ihre Oberfläche wegzubrennen. Aber der Vulkan hinter dem steinernen Gesicht und in dem

starren Körper brannte nur umso heißer. Sie zündete die Zigaretten wieder an und drückte sie langsam und mit Bedacht in ihrer Armbinde aus. Sie nahm einen schwachen Schmerz und den Brandgeruch wahr, aber immer noch kein Nachlassen des Vulkans. Würde denn nur eine Feuersbrunst ein wirksames Gegenfeuer erzeugen können?

Später kam eine Schwester herein, um ihr etwas zu sagen. Vielleicht roch sie das verbrannte Fleisch, denn sie vergaß, was sie sagen wollten, und lief hinaus, und bald darauf erschien ein Arzt. Mit Erleichterung sah Deborah durch ihre Maske hindurch das Bild von Dr. Halles Gesicht. Dass es irgendwo anders Sommer war und dass das Bild tatsächlich ein lebendes Wesen war, nahm sie hin wie Tatsachen, die für eine Debatte zu unbedeutend waren - wie etwa der Umfang der Erde oder die statistischen Schwankungen. der Lichtwellen.

«Was meinst du mit einem Gegenfeuer?» sagte er gerade.

«Es scheint notwendig zu sein», antwortete ein Vertreter des Vulkans.

«Wo?»

«Auf der Oberfläche.»

«Zeig es mir.» Die Worte kamen vorsichtig, aber nicht kritisch oder scheinheilig.

Der Ärmel klebte jetzt auf der verbrannten Stelle, aber sie riss ihn weg, bevor er sein zivilisiertes «Nicht doch!» schreien konnte; instinktiv zuckte er ein wenig zusammen und streckte seine Hand aus, als ob sie, Deborah, aus wirklichem Fleisch wäre.

Nachdem er den Arm gesehen hatte, sagte er - ein wenig traurig, wie ihr schien: «Ich glaube, wir bringen dich lieber rauf nach D.»

«Was auch immer.»

«Nun», (und mit einem Anflug von Güte) «du wirst dort meine Patientin sein. Ich bin dort gerade Stationsarzt geworden.»

Sie machte das Yr-Handzeichen der Einwilligung mit der leicht nach oben gerichteten Handkante; es bedeutete, dass sie sich - ob es nun dunkel war oder nicht - wenigstens sicherer fühlte, weil sie mit Dr. Halle sprechen konnte und er ihr niemals «Nr. 3 mit Lächeln» gab. Er brachte sie in seiner gewohnten unauffälligen Art auf Station D zurück. Als sie innerhalb der doppelt verschlossenen Türen standen, sagte jemand aus Yr: Sieh ihn an. Siehst du? Er fühlt sich jetzt sicherer.

Armer Mann, antwortete sie.

«Du hast da eine ganz schöne Schweinerei gemacht», sagte Dr. Halle und untersuchte die verbrannte Stelle eingehend. «Es muss gesäubert werden, und das wird weh tun.»

Eine Schwesternschülerin, die sich freute, wieder einmal «medizinisch» arbeiten zu können, stand mit einem eindrucksvollen Tablett

voll medizinischen Metalls dabei. Dr. Halle begann, die Verbrennungen abzuschaben und zu reinigen. Sie spürte seine Instrumente, aber es war kein Schmerz. Für seine Teilnahme und die Zeit, die er sich nahm, wollte Deborah ihm ein Geschenk machen. Sie erinnerte sich an Furii und das geschenkte Alpenveilchen.

Und doch ist sie tot, sagte Anterrabae.

Aber du kannst ihm eine Blume geben, flüsterte Lactamaeon.

Ich habe nichts, was man anfassen kann.

Furii hat dir eine ihrer Erinnerungen gegeben, sagte Lactamaeon. Sie dankte Lactamaeon mit dem Yri Dank. Gehe warmbeschuh und mit wohlbeleuchtetem Geiste.

Sie versuchte an eine Wahrheit zu denken, die sie dem Arzt als Geschenk erzählen konnte. Vielleicht könnte sie die über das Sehen nehmen: Sogar dann, wenn man jede Linie und Fläche und Farbe einer Sache sehen konnte solange all das keine Bedeutung enthielt, war das Sehen irrelevant, man hätte genauso gut blind sein können; vielleicht war sogar die berühmte dritte Dimension nur Bedeutung: die Gabe, die einen Haufen Flächen in einen Kasten oder in eine Madonna oder in einen Dr. Halle mit seiner Desinfektionsflasche übersetzte.

«Ich bin so vorsichtig, wie ich kann», sagte er gerade.

Sie beobachtete ihn scharf, um zu sehen, ob er sie mit der Last der Dankbarkeit beladen wollte. Nein. Sie überlegte, ob er gegenüber ihrem giftigen nganon wohl immun war. Sie entschloss sich, ihm als Geschenk die Versicherung zu geben, dass er sie berühren konnte, ohne zu sterben.

«Machen Sie sich keine Sorgen», sagte sie freundlich, «der Kontakt ist so kurz, dass die Möglichkeit einer Infektion ausgeschlossen ist.»

«Das ist der Grund, warum ich das hier benutze», sagte er und schabte weiter. Als er den Verband anlegte, wurde ihr klar, dass er sie nicht verstanden hatte, und sie entschloss sich, ihm von der Bedeutung der dritten Dimension des Sehens zu erzählen. Es brach aus ihr in einem einzigen Satz heraus.

«Sehen ist nicht alles!»

«Nein, wahrscheinlich nicht», sagte er und beendete seine Arbeit. Dann, als ob er etwas gemerkt hätte: «Hast du Schwierigkeiten mit deinen Augen?»

«Nun...», die Wahrheit kam so plötzlich, dass Deborah verlegen wurde. «... wenn ich mich aufrege... habe ich meistens Schwierigkeiten, richtig zu sehen.»

Oh wirklich? Wie interessant, sagte der Chorus sarkastisch. «Haltet den Mund! Ich kann mich nicht denken hören!» schrie Deborah sie an.

«Was?» Dr. Halle wandte sich um. Deborah sah ihn entsetzt an. Ihre an Yr gerichteten Worte hatten die Barriere irdischen Hörens durch-

drungen. Der Lärm des Chorus schwoll an, bis er ein überwältigendes Röhren war und der Grauschleier vor ihren Augen rot wurde. Ohne Warnung fiel die volle ‹Bestrafung› wie die Hand des Henkers auf sie nieder, und das Zeugnis von Licht, Raum, Zeit, Schwerkraft und den fünf Sinnen wurde bedeutungslos. Hitze gefror, und Licht schleuderte fühlbare stechende Strahlen. Sie hatte kein Gefühl mehr dafür, wo ihr Körper war. Es gab kein Oben oder Unten, weder Standort noch Entfernung, keine Abfolge von Ursache und Wirkung...

Sie hielt durch, außerhalb von Zeit und jenseits von Erschöpfung, und dann tauchte sie in der Tageszeit der Welt auf - eine Packung, ein fremder Arzt.

«Hallo.»

«Hallo.»

«Wie geht es dir.»

«Ich weiß nicht. Wie lange...» Aber sie merkte, dass er nicht wissen konnte, wann es angefangen hatte. «Wie lange bin ich schon hier oben?»

«Na, drei oder vier Tage.»

Der Schmerz in ihren Händen und die kleinen Stiche in ihren Armen und Schultern kamen ihr zu Bewusstsein. Entsetzen packte sie.

«Habe ich jemanden geschlagen? Habe ich jemanden verletzt?»

«Nein.» Er lächelte ein wenig. «Aber du hast es ganz schön mit den Türen und Fenstern getrieben.»

Das Entsetzen verwandelte sich in Scham. Sie versuchte sich abzuwenden, aber sie bekam einen Krampf im Genick, so dass sie zu husten begann und sich ihm wieder zuwenden musste, um damit fertig zu werden. «Ich kenne Sie nicht. Wie kommen Sie hierher?»

«Oh, ich habe heute Dienst. Ich bin vorbeigekommen, um zu sehen, wie es dir geht.»

«Großer Gott!» Sie war beeindruckt. «Ich muss das Zimmer in Stücke geschlagen haben. Die rufen niemals einen Arzt, es sei denn, dass sich jemand umgebracht hat.»

Er lachte ein bisschen. «Das trifft bei mir nicht zu; ich bin ein neuer Arzt. Kannst du herauskommen? Bist du soweit?»

«Ich weiß nicht», sagte sie.

«Nun, wir lassen dich noch eine halbe Stunde drin. Mach dir keine Sorgen wegen dieser Schmerzen. Das meiste davon kommt einfach durch die Anspannung. Also - bis dann.» Sie hörte seinen Schlüssel im Schloss, und seine Ungeschicklichkeit war merkwürdig röhrend.

Als sie zu ihrem Bett auf D zurückkehrte - es war das, was sie auch vorher im vorderen Schlafsaal gehabt hatte - war es von Ach und Weh umgeben. Im Geschiebe des Kommens und Gehens war die Frau des Abgedankten zwei Betten weiter verlegt worden, und Deborah lag jetzt zwischen Fiorentinis Marie und Sylvia, die immer

noch stumm und mit leerem Gesicht dasaß. Die ‹Bestrafung› hatte Deborah erschöpft. Sie lag auf ihrem Bett und beobachtete, wie die Schatten der Welt länger wurden und die irdische Zeit in den Abend hineinzogen.

Marie ruhte sich auf dem nächsten Bett aus. Nach einiger Zeit sagte sie fröhlich: «Kleine, ich wusste nicht, dass das in dir steckt. Du kannst wirklich zuschlagen!»

«Ich habe niemanden geschlagen...», sagte Deborah und fühlte, wie ihr bei der Erinnerung ein bisschen schlecht wurde. Sie überlegte, ob sie vielleicht doch jemanden angegriffen hatte - trotz dem, was der ‹neue› Arzt gesagt hatte.

«Ja, aber das Talent hast du; das Talent hast du mit Sicherheit!» Marie lachte ihr Lachen, das wie zerbrechendes Glas war, wie wenn jemand Heiterkeit imitierte, der sie nie gekannt hat. «Aber du bist natürlich verrückt, bist nicht bei Sinnen - hast nicht gewusst, was du testest.» Wieder sprach sie mit heller Stimme - die Parodie einer Schauspielerin in einer intellektuellen Komödie.

«Ja», sagte Deborah ruhig, «aber ich kann mir einfach nicht erklären, warum ich wieder rausgekommen bin... warum es aufgehört hat...»

«Also wirklich, ein Fall wie du sollte allemal wissen, dass diese Höllenqual -» und ein hohes, schrilles Gelächter schüttelte sie «- nicht länger dauern kann, als du es aushältst. Es ist wie bei körperlichen Schmerzen - hi hi hi - so und soweit hält man es aus und weiter nicht!»

«Du meinst, dass die Sache ihre Grenzen hat?»

«Also mehr, meine Liebe, wäre obszön, einfach obszön!» Das hohe Junge-Mädchen-Gekicher schlug wieder um in ein scharfes, den Rücken heraufkriechendes Lachen.

Deborah fragte sich, ob Marie recht hatte und ob es für den Albtraum der Gesetzlosigkeit wenigstens Grenzen gab. Das Licht wurde schwächer und der Schlafsaal dunkel. Vielleicht gab es sogar im Höllenfeuer so etwas wie Erbarmen. Ihr Sehvermögen wurde besser und die nun weicheren Linien der Betten, der Wände und der Körper der atmenden Toten um sie herum glühten schwach in der sommerlichen Dämmerung. Die Deckenbeleuchtung ging an und gleichzeitig kam das Wissen, dass Marie in all ihrer Qual mit ihrem furchtbaren Gelächter ihr die Hand entgegengestreckt hatte. So gering die Hilfe auch war, über die sie verfügte, sie hatte geholfen - und sei es nur dadurch, dass sie gesagt hatte, es gebe in der Tat eine Grenze. Sogar vergiftete Menschen konnten sich gegenseitig helfen, wenn sie all ihren Mut und ihre Energie zusammennahmen. Carla hatte es getan, Helen hatte es getan, Sylvia, erstarrt zum Möbelstück, hatte es getan, und jetzt hatte Marie einen Teil der unzerstörbaren Weisheit angeboten, die in ihr war.

Deborah erinnerte sich an ihre erste Begegnung mit Marie und

lachte. «Ich bin Deborah», hatte sie gesagt und auf ihr Bett gezeigt, «dort drüber.»

Marie mit ihrem allgegenwärtigen freudlosen Grinsen hatte geantwortet: «Ich bin das Irrenhaus, wie Walt Disney es sieht.»

Am Abend fühlte es Deborah kommen und stand auf, um die Station nach Material für ein weiteres Gegenfeuer zu durchsuchen.

20.

Für Deborah wurde das Gegenfeuer zum einzigen Ausweg, den inneren Druck des Vulkans erträglich zu machen. Sie hörte nicht auf, die gleichen Stellen immer wieder zu verbrennen, und setzte eine verbrannte Schicht auf die andere. Zigarettenstummel und Streichhölzer waren leicht zu bekommen, obwohl sie angeblich mit großer Sorgfalt bewacht wurden; nicht einmal die Vorkehrungen auf Station D waren ihrem starken Drang gewachsen. Da die Wirkung der Verbrennung nur ungefähr eine Stunde anhielt und sie den zunehmenden Druck nur drei oder vier Stunden aushalten konnte, brauchte sie einen großen Vorrat an angerauchten Zigaretten und an Streichhölzern, um sie anzuzünden.

Einige Tage lang blieben die Wunden unentdeckt, obwohl sie neue Stellen finden musste, als die alten sich entzündeten und zu eitern begannen. Es belustigte sie, wie achtlos die Schwestern und Pfleger waren, aber es überraschte sie nicht. Die Wunden eiterten und stanken, und niemand merkte es. Sie dachte: Der Grund dafür ist, dass sie uns nicht wirklich ansehen wollen.

Am Ende der Woche kam der neue Arzt wieder auf die Station. «Du siehst viel besser aus», sagte er, als er Deborah im Aufenthaltsraum sah.

«Das müsste ich eigentlich auch», sagte sie ein wenig scharf, «ich musste mich anstrengen wie der Teufel, mich derart zu pflegen.»

«Also bei solchen Fortschritten solltest du sehr bald soweit sein, nach Station B zurückzugehen.»

Als sie das hörte, wurde ihr klar, dass Station B mit den frei zugänglichen Streichhölzern und der unbeobachteten freien Zeit eine ideale Gelegenheit für den Tod darstellte, den sie zu wünschen glaubte. Dann merkte sie, wie das Entsetzen sie packte, und fragte sich, weshalb. Wenn er sie sterben ließ, wie sie es wollte, warum war sie dann zornig?

«Ich habe wieder ein paar Verbrennungen», sagte sie einfach.

Er sah schockiert aus, fasste sich aber schnell und sagte: «Ich bin froh, dass du es mir gesagt hast.»

Sie begann, an ihrem Pullover zu ziehen und wrang ihn wie nasse Wäsche in ihren Händen. Wenn ich sterben will, wozu rette ich mich dann selbst? Sie begehrte gegen sich selbst auf und war noch immer zornig, wenn sie daran dachte, dass er ihr erlaubte, sich auf Station B zu Tode zu brennen.

Du hast es ihm gesagt, weil du ein Feigling bist! sagte der Chorus. Wieder fingen sie mit den alten Sticheleien an.

«Wie sieht die alte Stelle aus?» sagte der Arzt und löste den Verband. Sie antwortete ihm nicht, weil er es selbst sah. Die Brandwun-

de weigerte sich hartnäckig abzuheilen. «Du hast hier nicht weitergemacht?» fragte er etwas anklagend, aber vorsichtig bedacht, es nicht schärfer klingen zu lassen.

«Nein», sagte sie.

«Wir werden es mit einem anderen Verband versuchen. Zeig mir mal die neue Verbrennung.» Er sah auf den anderen Arm. «Wieviele mal hast du das da gebrannt?»

«Ungefähr achtmal.»

Er verband beide Stellen und ging weg - zweifellos, um den Schwestern wegen der Achtlosigkeit Vorwürfe zu machen, mit der sie gefährliche und zum Feuermachen geeignete Materialien auf der Station herumliegen ließen. Die brennende Zigarette, die er im Aufenthaltsraum zurückließ, war noch lang genug für zwei Brandserien.

Als die Gesetzgeber von Station D entdeckten, dass ihre Patienten doch nicht so abgeschirmt waren, wie sie gedacht hatten, überschwemmten sie die Station mit Reformen, die den Abgrund zwischen ihnen und den Patienten nur noch vergrößerten. Die Gabel, die erst ein Jahr zuvor auf D eingeführt worden war, wurde jetzt wieder verbannt. Die Eisenzeit wichen der Holzzeit, und Feuer gab es nur um das Schwesternzimmer herum in der Neuzeit. Im Diluvium dahinter watschelte und kauderwelschte der Javamensch, Pithecanthropus erectus, aß mit den Fingern und machte auf den Fußboden.

«Sei bedankt, Kleine», sagte Lee Miller sarkastisch, als sie an Deborah vorbei in den erleuchteten Raum ging, wo der Neuzeit-Mensch die Patienten mit seinen Statussymbolen - Zigarette und Streichholz - versah.

«Geh zum Teufel», antwortete Deborah, aber ihrem Tonfall fehlte die Überzeugung. Später wurde sie von der Gemahlin des Abgedankten beschuldigt, sie sei eine Spionin und mit dem Innenminister im Bunde, und wie Deborah bereits wusste, war der Innenminister einer der übelsten Feinde.

Streichhölzer und Zigarettenstummel zu bekommen, wurde jetzt schwierig, aber keineswegs unmöglich. Der Neuzeit-Mensch war achtlos mit seinen feuerspitzigen Zylindern, die er anbrannte und einatmete, und neben ihm wartete ein feuerhungriger Primitiver, dessen graue und eindimensionale Welt auf magische Weise die Zigarette scharf umrissen, farbig, duftend und dreidimensional mit einschloss.

Aber das Gegenfeuer veränderte nicht die Oberfläche des Vulkans, sein Granitkleid, wie Anterrabae es nannte. Götter und Chorus und Zensor waren wild und unbegreiflich frei bei der «Bestrafung». Sogar die Logik von Yr schien verschwunden, die Gesetze über den Haufen geworfen. Deborah fing an zu glauben, dass der Vulkan ausbrechen und explodieren würde. Sie erinnerte sich, dass der Letzte Betrug noch nicht eingetroffen war.

Seit langem waren irdische Tage nichts weiter als eine sprachliche Konvention. An einem dieser Tage wachte sie auf und fand sich, wie so oft schon, in der Packung vor. Ein Schlüssel drehte sich im Türschloss, und eine Schwester trat ein. Hinter der Schwester stand Furii, sie sah so unglaublich anders aus, weil sie sich überhaupt nicht verändert hatte. «Schon gut», sagte sie und kam herein. Die Schwester brachte einen Stuhl für sie, und Deborah fing an, sich zu wünschen, dass sie dem Gesicht dieser Frau und dem Ekel, den sie in ihm sah, entfliehen könnte. Furii sah sich gründlich um, setzte sich neben das Bett und nickte mit einer Art Ehrfurcht.

«Mein Gott!»

«Sie sind wieder da», sagte Deborah. Der Selbsthass, das Entsetzen, die Scham, das Mitleid, die Eitelkeit und die Verzweiflung kamen nicht an die versteinerte Oberfläche. «Hat es Ihnen gefallen?» «Mein Gott», wiederholte Furii. «Was ist passiert? Es ging dir gut, als ich abfuhr, und jetzt wieder hier...» Sie sah sich im Zimmer um.

Deborah bekam Angst, weil sie sich so freute, Furii am Leben zu sehen. Sie sagte: «Sie haben dieses... dieses Furchtbare schon früher gesehen; warum sind Sie so schockiert?»

«Ja, ich habe es schon gesehen. Nur tut es mir leid, dich darin zu sehen und zu sehen, wie du leidest.»

Deborah schloss die Augen. Sie schämte sich zutiefst und wollte in die Hölle entfliehen, dunkel und leer sein; aber Furii war wieder da, und es gab kein Versteck. Ihre Sinne hielten stand. «Ich wusste nicht, dass Sie wiederkommen.»

«Heute ist der Tag, an dem ich versprochen hatte, zurückzusein», sagte Furii.

«Wirklich?»

«Ja, und ich glaube, dass du vielleicht in diese furchtbare Verfassung hineingeraten bist, um mir zu sagen, wie böse du darüber bist, dass ich weggegangen bin und dich verlassen habe.»

«Das ist wirklich nicht wahr -», sagte Deborah. «Ich habe es mit Royson versucht - ich habe es bestimmt versucht, aber Sie waren tot - wenigstens habe ich gedacht, Sie wären tot, und er wollte nur beweisen, wie recht er hatte und wie klug er war. Ich habe vergessen, dass Sie zurückkommen würden...»

Sie fing wieder an, um sich zu schlagen, obwohl sie erschöpft war. «Ich bin ganz verstopft und verschlossen... genauso wie es war, bevor ich hierher kam... nur dass der Vulkan immer heißer und heißer wird, während die Oberfläche nicht einmal weiß, ob er in Tätigkeit ist oder nicht!»

Die Ärztin kam näher heran. «Dies ist einer von den Augenblicken», sagte sie ruhig, «wo das, was du sagst, von ungeheurer Wichtigkeit ist.»

Deborah drückte ihren Kopf hart in das Bett. «Ich kann sie nicht

einmal richtig sortieren - die Worte.»

«Also gut, dann lass sie einfach so zu uns heraus.»

«Sind Sie so stark?»

«Wir sind beide so stark.»

Deborah holte tief Luft. «Ich bin giftig und ich hasse das. Ich werde von Scham und Schande zerstört werden, und ich hasse das. Ich hasse mich selbst und die Betrüger. Ich hasse mein Leben und meinen Tod. Für meine Wahrheit gibt mir die Welt nur Lügen; ich habe es mit Royson immer wieder versucht, aber ich merkte, dass er immer nur recht haben wollte. Er hätte genauso gut sagen können: ‹Nimm dich zusammen und hör mit diesem Unsinn auf!› - was sie jahrelang zu mir gesagt haben, wenn ich sie an der Oberfläche enttäuschte und sie anlog mit dem innersten Teil von Yr und mit mir und dem feindlichen Soldaten. Gott verfluche mich! Gott verfluche mich.»

Ein sachter kratzender Ton, ein krächzendes Atmen, als sie zu weinen versuchte - aber es hörte sich so lächerlich und hässlich an, dass sie bald aufhörte.

«Wenn ich gehe», sagte Furii, «kannst du vielleicht lernen zu weinen. Jetzt lass mich folgendes sagen: Miss den Hass, den du jetzt fühlst, und die Scham. Ihre Größe entspricht deiner Fähigkeit, zu lieben, Freude zu empfinden und Mitleid zu haben. Und außerdem - ich sehe dich morgen.» Sie ging hinaus.

Am gleichen Abend kam Miss Coral zu Deborah mit einem Buch in der Hand. «Guck mal», sagte sie furchtsam, «mein Arzt hat das für mich dagelassen. Das ist eine Dramensammlung, und ich dachte, dass du sie vielleicht mit mir zusammen lesen willst.»

Deborah sah zu Helen hinüber, die gegen die Wand gelehnt auf dem Boden saß. Helen hätte ihr das Buch angeboten, indem sie es quer über den Fußboden zu Deborah getreten hätte vielleicht mit einem Fluch. Sprachen eigentlich zwei Leute, selbst in der Welt, die gleiche Sprache?

In ihrer Antwort entdeckte Deborah selbst einige von Miss Corals blumenreichen Ausdrücken und auch deren Scheu wieder.

«Welches Stück möchtest du?» fragte Miss Coral. Sie fingen an, The Importance of Being Earnest zu lesen; Deborah las meistens die Männerrollen und Miss Coral die Frauenrollen. Bald lasen auch Lee und Helen und Fiorentinis Marie mit. Die Schauspieler parodierten sich selbst, und dadurch wurde das Spiel schließlich zum Tumult. Marie, mit Lachen und allem, war Ernest, der hochgeborene Wahnsinnige, während Miss Coral als Sybille eine Aura von Magnolien und Spinnweben um sich hatte. Oscar Wildes feine und elegante Komödie wurde wie auf einem Albtraumgemälde von Hieronymus Bosch dargeboten. Sie lasen das ganze Spiel durch,

dann ein anderes und waren sich der Tatsache bewusst, dass die Pfleger sowohl mit ihnen als auch über sie lachten, und sie dachten, dass dies ein guter Abend war, - trotz aller Furcht, die es verursachte - ein Abend, der auf magische Weise nicht in ihre Verdammung einbezogen war.

Esther Blau saß Frau Dr. Fried gegenüber. Sie war unfähig zu sprechen. Dann räusperte sie sich.

«Habe ich Sie richtig verstanden?»

«Ich denke schon, aber zuerst -»

«Warum! Warum?»

«Wir versuchen herauszufinden, warum.»

«Können Sie es nicht herausfinden, bevor sie völlig verbrannt ist!» Esther hatte den sorgfältig allgemein gehaltenen Bericht gelesen, aber irgendetwas an seinem Ton hatte sie alarmiert, und wieder war sie voll böser Vorahnungen gekommen, um Deborah zu sehen. Man hatte ihr gesagt, dass das unklug wäre; sie hatte Dr. Halle zu sprechen verlangt, und dann in seinem Sprechzimmer hatte sie die Tatsachen erfahren, die kein Wort verändern oder beschönigen konnte. Jetzt saß sie vor Frau Dr. Fried, zornig und erschrocken und verzweifelt.

Und was soll ich ihrem Vater sagen - welche Lüge kann ich ihm jetzt erzählen, damit wir sie hier behalten können, wo sie immer kränker und gewalttätiger wird!»

Durch ihre Furcht hindurch klangen die Worte der Ärztin gedehnt und langsam. «Ich glaube, dass wir uns vielleicht alle ein bisschen zu sehr von dieser Geschichte mit der Brennerei beeindrucken lassen. Schließlich ist es das Symptom einer Krankheit, von der wir wissen, dass sie da ist, und die immer noch auf die Behandlung anspricht.»

«Aber es ist so... so hässlich!»

«Sie meinen die Wunden?»

«Ich habe die Wunden nicht gesehen - ich meine, die Vorstellung, der Gedanke. Wie kann jemand sich das selbst antun! Ein Mensch müsste ver -» Esther zog die Luft scharf ein und legte die Hand auf ihren Mund, und Tränen füllten ihre Augen und rollten über ihr Gesicht.

«Nein, nein», sagte die Ärztin, «es ist das Wort, das Ihnen solche Angst macht. Es ist das alte, böse Wort *«verrückt»*, das einmal hoffnungslos und auf ewig bedeutete, das Sie so quält.»

«Ich erlaube mir niemals, dieses Wort in Zusammenhang mit Debbie zu denken!»

Die Fassade ist zerbrochen, und was hinter der Fassade ist, ist nicht so übel, dachte die Ärztin. Sie überlegte, ob sie es der Mutter irgendwie sagen könnte. Es könnte vielleicht ein kleiner Trost sein. Das Telefon klingelte und Frau Dr. Fried antwortete mit freundlicher

Stimme, und als sie sich Esther wieder zuwandte, hatte diese sich gefasst.

«Glauben Sie denn, dass es immer noch eine Chance für sie gibt... normal zu werden?»

«Ich glaube, dass es bestimmt eine Chance für sie gibt, geistig gesund und stark zu sein. Ich will Ihnen jetzt etwas sagen, Mrs. Blau, aber es ist nicht für Ihre Tochter bestimmt, und ich wäre dankbar, wenn Sie es ihr gegenüber niemals erwähnten. Ich werde in jeder Woche mindestens viermal gebeten, die Behandlung eines Patienten zu übernehmen. Außerdem habe ich in der Psychiatrie an der Universität die Analysen der Ärzte zu kontrollieren, und für jede Sitzung muss ich viele abweisen. Ich würde mutwillig meine Zeit vergeuden, wenn ich mich auch nur einen Augenblick an einen hoffnungslosen Fall verwenden würde. Ich behalte sie nicht einen Moment länger, als ich glaube, ihr noch zu helfen. Erzählen Sie das zu Hause. Sie brauchen nicht dauernd Lügen zu erzählen - die Wahrheit ist überhaupt nicht unerträglich.»

Die Ärztin begleitete Deborahs Mutter aus ihrem Zimmer. Sie hoffte, dass sie hatte helfen können. Leicht erkaufter Trost mochte für einige andere Bereiche der Medizin gut sein (Placebo wurde häufiger verschrieben, als die Ärzte selbst zugeben wollten), aber das ganze Gewicht ihrer Lebenserfahrung und ihrer Ausbildung sprach dagegen. Ihrer Erfahrung nach würde alles, was auch nur andeutungsweise nach Beruhigung klang, Esther Blau Angst machen; wenn sie durch diese Unterhaltung gestärkt worden war, würde die ganze Familie gestärkt werden.

Frau Dr. Fried fühlte, dass Esther aus der Abhängigkeit von ihrem Vater herausgewachsen war. Sie war jetzt eine starke, tonangebende, sogar beherrschende Persönlichkeit. Die gleiche Kraft in ihr, die alle Feinde Deborahs zum Schaden der Tochter zu erobern versucht hatte, könnte auch die rettende Kraft sein. Wenn sie an diese Therapie für ihre Tochter glaubte, würde sie sie gegen die ganze Familie durchsetzen. Deborahs Krankheit hatte mehr bewirkt, als nur die Bilder im Familienalbum durcheinander zu bringen. Einige in der Familie hatten die Frage nach dem Warum stellen müssen und waren ein wenig mehr sie selbst geworden, weil sie die Frage gestellt hatten. Wenn das stimmt, überlegte die Ärztin, war es Hoffnungsschimmer, der selten in psychiatrischen Zeitschriften erwähnt wurde, vielleicht weil er jenseits der «Wissenschaft» und jenseits des Planbaren lag. Ihr Vater hatte ihr einmal gesagt: Vor den Toren der Wissenschaft wartet ein Engel.

Esther ging aus dem Haus der Ärztin in den frischen Herbsttag hinaus und sah zu dem hohen, schwer vergitterten Balkon auf, hinter dem, wie sie wusste, Station D lag. Wie war es dort drinnen? Wie sah

es aus in den Gehirnen der Menschen, die dort sein mussten? Sie sah schnell weg und merkte, dass ihr Blick von Tränen verschleiert war, die sie plötzlich überwältigten.

Deborah saß auf dem Fußboden der Station; ihre Brandwunden wurden verbunden. Sie weckte jetzt medizinisches Interesse; die Wunden wollten nicht heilen. Die Schwesternschülerinnen, die über so handgreifliche Symptome erfreut waren, hantierten getreulich und geschäftig mit ihren Salben, Arzneien, Verbänden und Pflastern. Die Raucher waren immer noch ärgerlich auf Deborah und machten sie für die neuen Vorschriften verantwortlich; sogar Lee, die sich eigentlich gern unterhielt, warf ihr verachtungsvolle Blicke zu. Während die Schwestern mit ihr beschäftigt waren, beobachtete Deborah, was sie den Atmenden Fries der anderen Patienten nannte; die saßen und standen ausdruckslos da - lediglich darüber verwundert, dass ihr Blut sich regelmäßig in seinen Bahnen bewegte, ihre Herzen jenseits von Willen oder Leidenschaft schlügen. Als die Schwestern mit dem Verbinden der widerspenstigen Verbrennungen fertig waren, verließen sie für einen Augenblick die Halle. Aus den Augenwinkeln bemerkte Deborah, dass Helen Sylvia scharf ansah, die unbeweglich wie immer in ihrer Nähe stand. Im nächsten Moment war Helen neben ihr und schlug Sylvia hart ins Gesicht, einmal und noch einmal. Sylvia stand da, unter den Schlägen, und nichts deutete darauf hin, dass sie sie überhaupt wahrnahm. Derart herausgefordert, explodierte Helen in einem wirbelnden Wutausbruch. Ein wildes Tier schien sich gegen einen Felsen zu werfen. Helen schlug und schrie und kratzte und klatschte, spuckend, mit rotem Gesicht und fliegendem Haar. Sylvia reagierte nur damit, dass sie langsam ihre Augen schloss. Ihre Hände hingen immer noch schlaff herunter; ihr Körper, so schien es, war völlig den Bedingungen von Schwerkraft und Trägheit ausgeliefert, offensichtlich interessierten sie die Schläge nicht. Der plötzliche, stürmische Zwischenfall wurde durch die üblichen sechs Pfleger unterbrochen, die nötig waren, um Helen wegzu bringen. Bald wurde sie in einer Welle von Khaki und Weiß weggetragen.

Deborah blieb drei Meter von Sylvia entfernt stehen. Beide schienen auf dem Planeten allein zu sein. Deborah erinnerte sich an das eine Mal vor zwei Jahren, als Helen auf sie losgestürmt war, um das Gesicht zu zerstören, das Zeuge gewesen war, und um vor seinem Wissen sicher zu sein. Helen war alles - Ärzte, Schwestern, Pfleger, der beschleunigte Rhythmus der Station, die nassen Tücher und die Absonderungszelle, alles, alles Helen; und Deborah hatte allein gestanden und sich geschämt, weil sie zu tief gedemütigt war, um sich selbst zu verteidigen. Sie hatte dagestanden wie Sylvia jetzt eine Statue. Lediglich ihr Atem verriet sie, hereingesogen und wieder

ausgestoßen. Nur Deborah konnte wissen, warum Sylvia, die sich nicht hatte verteidigen können, genauso viel Aufmerksamkeit brauchte, wie Helen sie jetzt bekam.

Ich sollte zu ihr gehen und meine Hand auf ihre Schulter legen und etwas sagen, dachte Deborah. Aber sie blieb stehen. Ich sollte es tun, weil es mir genauso erging, und niemand weiß so gut wie ich, wie das ist... Aber ihre Füße steckten in ihren Schuhen, und ihre Schuhe bewegten sich nicht auf Sylvia zu; und ihre Hände blieben an der Seite ihres Körpers und bewegten sich nicht. Im Namen der gemeinsamen dunklen Nacht, als sie ihr Schweigen meinetwegen brach, sollte ich es tun... und sie versuchte, sich ihren Granitkleidern und den steinernen Schuhen zu entwinden. Sie sah Sylvia an. Die war die hässlichste von allen Patientinnen mit ihrem Sabbern und ihrem wachsbleichen Gesicht und der darin eingefrorenen Grimasse. Und sie wusste: wenn sie hinüberging, um das zu geben, was - wie sie unter allen Menschen allein wusste - nötig war, dann konnte Sylvia sie schon mit ihrem Schweigen zerstören. Furcht überkam sie und verschlang den Wunsch zu handeln. Im nächsten Augenblick kamen Helens Bezwinger aus der Schlacht zurück, und die Chance war vertan. Aus der schwindenden Furcht stieg die Scham auf. Sie überwucherte ihr Gesicht, so dass sie für lange Zeit blind wie ein Stein dastand und sich den Tod wünschte.

Später stand sie vor Furii im Sprechzimmer und erzählte ihr, was sie gesehen und was sie nicht getan hatte.

«Ich habe Sie niemals belogen!» sagte Deborah. «Ich habe Ihnen nie gesagt, dass ich menschlich sei. Jetzt können Sie mich hinauswerfen, weil ich eine Schuld und keine Entschuldigung habe.»

«Ich bin nicht dazu da, dich zu entschuldigen», sagte Furii, sah von ihrem Stuhl zu Deborah auf und zündete sich eine Zigarette an. «In der wirklichen Welt wirst du kaum den Mangel an moralischen Fragen und schweren Entscheidungen beklagen; und, wie ich schon einmal sagte, es ist kein Rosengarten. Lass uns dankbar sein für die Kraft, die dich das hat merken lassen, und lass uns auf die Zeit hinarbeiten, wo du das auch tun kannst, was du als notwendig erkennst. Wir müssen uns jetzt ernsthaft mit den Hintergründen dieser Brennereien beschäftigen, mit denen du aus Ärger über mich und die Klinik angefangen hast.»

Beinahe augenblicklich wusste Deborah, dass Furii unrecht hatte, was den Grund und die Notwendigkeit der Verbrennungen betraf, und dass sie am meisten unrecht hatte in der Frage, wie schwerwiegend sie waren. Während es nach außen wie eine schreckliche Abartigkeit aussah, fühlte Deborah, dass das genauso trügerisch war wie die ruhigen Hänge ihres Vulkans.

«Glauben Sie, dass die Brennerei eine sehr ernste Sache ist?» fragte sie Furii.

«Wirklich sehr ernst», antwortete Furii.

«Sie haben unrecht», sagte Deborah einfach und hoffte, dass die Ärztin wirklich an das glaubte, was sie so oft über den Patienten und sein Vertrauen in die ureigenen Überzeugungen gesagt hatte. Es waren über vierzig Verbrennungen, die Deborah in das ohnehin schon offenliegende Fleisch gedrückt hatte. Und dennoch schienen sie das ganze Getue nicht wert zu sein.

«Ich weiß nicht warum, aber Sie haben unrecht.»

Deborah sah sich in dem unordentlichen Zimmer um. Für die, die zur Welt gehörten, strömte Sonnenlicht durch die Fenster, aber seine goldene Wärme war für Deborah nur von ferne wahrnehmbar. Die Luft um sie herum war immer noch kalt und dunkel. Diese ewige Fremdheit quälte sie, nicht das Feuer auf ihrem Fleisch. «Beschränkt oder nicht», murmelte sie, «ich werde Buße tun.»

«Lauter bitte, ich kann dich nicht hören.»

«Selektive Unaufmerksamkeit», sagte Deborah und lachte über die Begriffe aus der Psychiatrie, deren Fachsprache und Geheimjargon weder die Schönheit noch die dichterische Kraft des Yri erreichten. Auch Furii verstand und lachte.

«Manchmal glaube ich, dass unser Fachvokabular zu weit geht, aber schließlich sprechen wir miteinander und nicht nur mit uns selbst und den fallenden Göttern. Waren sie es, mit denen du gerade sprachst?»

«Nein», sagte Deborah, «mit Ihnen. Wegen der Geschichte mit Sylvia habe ich mich entschlossen, nicht unmoralisch zu sein. Wenn ich nicht tun konnte, was ich hätte tun sollen, nachdem Helen sie angegriffen hatte, werde ich sie wenigstens nicht in meine Brennereien mit hineinziehen, zumal Sie sagen, dass die ernst zu nehmen sind.»

«Wie meinst du das?»

«Sie raucht manchmal, aber sie ist vergesslich. Sie legt die Zigaretten hin und ich schnappe sie und verschwinde. Beide Maries rauchen wie die Wilden, und ich muss nur dafür sorgen, dass mich niemand bemerkt. Sie sind an meiner Verfehlung beteiligt, oder?»

«Ich glaube, in gewisser Hinsicht ist das richtig. In Wirklichkeit nutzt du ihre Symptome aus.»

«Das darf nicht geschehen», sagte Deborah ruhig. Sie fragte sich, warum Furii in ihrem Wartezimmer Streichhölzer und auch Zigaretten hatte liegen lassen. Die Schwester, die sie begleitet hatte, konnte leicht abgelenkt werden. Deborah überlegte, ob Furii wusste, wie verführerisch diese Minuten des Wartens gewesen waren.

Als die Zeit abgelaufen war, stand Deborah auf und sagte: «Ich schneide mir jetzt die Kehle durch. Ich werde den Patienten keine brennenden Zigarettenstummel mehr stehlen, es sei denn, sie sind in den Aschenbechern liegengeblieben oder vergessen worden; und ich werde auch Sie nicht zum Mittäter machen, weil Sie das nicht wol-

len.»

Dann griff sie in ihren Ärmel, zog die beiden Streichholzschatzeln heraus, die sie von Furiis Tisch genommen hatte, und warf sie ärgerlich auf den papierübersäten Schreibtisch.

21.

Als der Vulkan schließlich ausbrach, gab es kein Gegenfeuer in den Streichholzschaechteln, das stark genug war, den Ausbruch aufzuhalten. Deborah hatte nur mit der gewöhnlichen Verdunklung des Geistes und dem Heulen des Chorus gerechnet, als sie die vertraute Peitsche der Angst fühlte und das monotone Greinen der unsichtbaren Ankläger zu hören begann. Sie war in dem Zimmer mit den Badewannen hinter dem vorderen Bad sich selbst überlassen, weil alle Absonderungsräume voll waren. (Oft schlossen die Schwestern die Tür für sie auf und erlaubten ihr, dort allein zu sein, bis irgend jemand die Toiletten vorn benutzen wollte; für eine halbe Stunde nach dem abendlichen Waschen war Einsamkeit beinahe sicher.) Der Abend war vorbei und bald würde Schlafenszeit sein. Angesichts der drohenden Hölle hatte sie nicht zu Bett gehen wollen; sie kämpfte gegen die Wirkung der Beruhigungsmittel an. Höher und höher war die Dosierung dieser Mittel geworden, die wie flüssiges Zelloid die Kehle hinunterbrannten.

Sie legte sich auf den kalten Fußboden und fing an, ihren Kopf langsam und regelmäßig gegen die Fliesen zu schlagen. Die Schwärze in ihrem Kopf verwandelte sich in Rot, schwoll an und wuchs weit aus ihr heraus. Bevor sie es wusste, wurde sie in eine Eruption rasender Wut hineingerissen.

Als sie wieder zu sich kam, reichte ihr Bewusstsein eben aus, wie durch ein Schlüsselloch zu sehen und zu hören. Sie merkte, dass sie schrie, dass Pfleger im Zimmer und dass die Wände mit Worten und Sätzen in Yri bedeckt waren. Um Deborah herum waren alle Ausbrüche des Hasses, der Wut, der Bitterkeit aufgereiht - und zwar in einer Sprache, in deren Metaphorik ‹gebrochen› die Bedeutung von ‹zustimmen› und ‹fünftes Rad› die Bedeutung von ‹sich fügen› hatte. Alle Worte waren extrem. Uguru, das wörtlich übersetzt ‹Hundeheulen› hieß und die Bedeutung von ‹Einsamkeit› hatte, war in seiner Superlativform in etwa dreißig Zentimeter hohen Buchstaben über die ganze Länge der Wand geschrieben: UGURUSU. Die Worte waren mit Bleistift und mit Blut geschrieben und an einigen Stellen mit einem zerbrochenen Knopf eingeritzt.

Selbst die Gesichter der abgehärteten Pfleger von Station D sahen erschreckt und überrascht aus, und eben dieser Anblick entfachte die volle Kraft des Feuers in ihr. Die Furcht und der Hass der Welt waren wie die Sonne, gewöhnlich und durchdringend, täglich und fraglos - ein Naturgesetz. Jetzt aber waren die Sonnenstrahlen in menschlichen Blicken gebündelt: feuerentfachend. Die Worte, die Deborah sprach, waren nicht laut, aber sie waren Hasserfüllt, und sie waren Yri.

«Wo ist das Ding, das Sie für diese Kratzer benutzt haben, Miss Blau?»

«Recreat», sagte Deborah, «recreat xangoran, temr e xangoranan. Naza e fango xangoranan. Inai dum. Ageai dum.» («Gedenke mein. Gedenke mein im Zorn, fürchte mich in bitterem Zorn. Lass meine Zähne heiß schlagen in bitterster Wut. Das Blick-Zeichen senkt sich. Das Spiel» - Ageai bedeutet das Herausreißen von Fleisch mit den Zähnen als Folter - «ist aus.»)

Dann kam Mrs. Forbes. Deborah hatte Mrs. Forbes gemocht, sie erinnerte sich, dass sie sie gemocht hatte. Die Wut in ihr stieg ständig an und zuviel von dem, was Deborah sagte, konnte nicht einmal auf Yr-Logik und -Sätze warten und verschwamm in ein Kauderwelsch mit einem Wort Yri hier und da. So hatte Deborah wenigstens eine Vorstellung davon, was sie sagte. Mrs. Forbes fragte Deborah, ob sie die andern wegschicken könne, und Deborah, dankbar für den Mut, dies anzubieten, zeigte ihr die offenen Hände und versuchte in ihrer Sprache etwas zu formen, das aber nur weiter und weiter in bedeutungslose Klänge abglitt.

«Dieses Wort hier - das größte - ich glaube, ich habe gehört, wie du das sagtest. Hat es eine Bedeutung?»

Deborah suchte wie wild nach Gesten, nach Worten oder Lauten, um den Anprall des Vulkanausbruchs zu verdeutlichen; das Wort, das sie mit dem Blut aus einem Schnitt in den Finger geschrieben hatte, war die dritte Form der Wut, die sie niemals vorher ausgesprochen oder geschrieben hatte und die gewaltiger war als schwarze Wut oder rotweiße Wut. Nachdem sie sich eine Weile unruhig hin- und herbewegt hatte, warf sie ihren Kopf in einem tonlosen Schrei mit weit geöffnetem Mund zurück. Die Schwester sah sie an.

«Heißt das Wort *Furcht*?» fragte sie. «Nein - nicht Furcht - *Wut*.» Dann sah sie Deborah wieder an: «Eine Wut, die du nicht kontrollieren kannst.» Nach einer Pause sagte sie: «Komm, wir wollen es mit der Absonderungszelle versuchen, bis du dich selbst wieder in der Gewalt hast.»

Die Absonderungszelle war klein, aber die Kraft des Vulkans ließ Deborah nicht zur Ruhe kommen. Es riss sie von einer Zimmerseite auf die andere; Wände und Böden schlugen ihr auf Kopf und Hände und Körper. Ihre verlorengegangene innere Kontrolle setzte jetzt die anarchische Welt mit einem Yr in eins, das selbst soeben verrückt geworden war.

Nach einiger Zeit fingen sie sie ein und steckten sie in eine Packung. Sie kämpfte mit ihnen, entsetzt bei dem Gedanken daran, was sie ihnen antun könnte, jetzt, wo sie kein Gesetz mehr hatte. Englisch, Yri, Kauderwelsch - alles floss zusammen. Allmählich wurde die Wut von der Furcht überwältigt, aber die Worte, um die andern vor ihrer Wildheit zu warnen, konnte sie nicht formen, und sie wehrte sich mit

Kopf und Zähnen, während die Gurte angezogen wurden. Wie ein Hund versuchte sie zu beißen: sich selbst, ihre Tücher, das Bett, die Menschen. Sie kämpfte, bis sie erschöpft war, und dann war sie still. Nach einiger Zeit konnte Deborah fühlen, wie sich das Blut in ihren Beinen und Füßen staute, was sonst das vertraute Schmerzgefühl hervorbrachte; aber es kam kein Schmerz. Sie wusste, dass die Oberfläche der Verbrennungen unter den Verbänden aufgerissen war, aber auch dort spürte sie keinen Schmerz. Wie kalt der Wind jenseits des Gesetzes blies! ... Sie lag und schauderte, obwohl die Tücher seit vielen Stunden an ihrem Körper lagen und sie hätte warm sein können. Jenseits sogar der Gesetze und Logik von Yr hauchte sie verwundert: Mein Feind, mein ansteckendes, von Pest überfließendes Selbst - und nicht einmal Kontrolle darüber...

«*Es gab ein Zahnrad...*», rief sie laut, und es kam auf Yr heraus - laut gesprochen und vermischt mit fremden Worten, die nicht die ihren waren. «*Es gab ein Zahnrad, ganz Zähne, zwei wenigstens weltverhakt. Und jetzt nichts - nichts erfasst die Welt!*»

Du bist nicht eine von ihnen, sagte der Zensor. Es war ein alter Satz, vielleicht der älteste in Yr, aber je nach seinem Zusammenhang veränderte er sich von Trost und Mitleid zu Wut und Entsetzen, und jetzt wechselte der Zusammenhang in den letzten großen Betrug über, in den letzten Schachzug, der ein Teil des geheimen Ziels der Welt war, ein Teil von Deborahs Verdammung. Sie wusste jetzt, da der Tod, den sie fürchtete, vielleicht kein physischer sein würde, sondern dass es ein Tod des Willens, der Seele, des Verstandes, der Gesetze sein könnte, und mithin kein Tod, sondern ein andauerndes Sterben. Der Tumor begann zu schmerzen.

Furii sah sie an und sagte: «Bist du krank?» Und Deborah lachte - lachte ebenso hässlich, wie sie geweint hatte. «Ich meine, ist etwas körperlich nicht in Ordnung?»

«Nein.» Sie versuchte, es Furii zu erzählen, aber die Wände begannen zu bluten und zu schwitzen, und die Decke entwickelte einen großen Tumor, der sich von der Oberfläche zu lösen begann.

«Kannst du mich hören?» fragte Furii.

Deborah versuchte zu sagen, was sie fühlte, aber sie konnte nur ein Zeichen machen, das Yr-Zeichen für Wahnsinn: flache Hände, gewaltsam aufeinander zu bewegt, aber unfähig sich zu berühren. «Hör mir zu. Versuch, mich zu hören», sagte Furii ernst. «Du hast Angst vor deiner eigenen Macht und dass du sie nicht kontrollieren kannst.»

Als Deborah schließlich sprechen konnte, brachte sie nur heraus: «Yr... in der Welt... Zusammenprall...»

«Versuch es noch einmal. Lass es einfach kommen.»

«Zähne greifen nicht... n'ai naruai... greifen nicht!»

«Das ist der Grund, warum du die Klinik brauchst. Du bist in einer

Klinik, und du musst dich vor den schrecklichen Kräften nicht fürchten, die offenbar in dir entfesselt worden sind. Hör jetzt genau zu und versuch, mit mir in Kontakt zu bleiben. Du musst versuchen, mit mir zu sprechen und mir zu sagen, was in deinen zusammengeprallten Welten passiert. Wir werden mit unserer ganzen Kraft versuchen, dich vor den Auswüchsen deiner Krankheit zu bewahren.»

Die Furcht ließ etwas nach, so dass Deborah sagen konnte: «Es kam Yri, Englisch, Unsinn. Wild... schlagend. Wut.»

«Warst du wütend wegen all dieser Jahre, so wie die Wut wird, wenn sie alt und von Schuld und Furcht zersetzt ist - als hätte man übelstinkende Kieselsteine in sich?»

«Viel...»

«Dann entstand die Qual nicht aus deiner Wut, oder?»

«Nein... Yri... auf der Erde... Zusammenprall. Zensor... Todesstrafe... der letzte...» Sie begann in schneidender Kälte zu zittern.

«Nimm die Decke», sagte Furri.

«Yr-Kälte... nacoi... Erdendecken...»

«Wir wollen sehen, ob die Erdenwärme hilft», sagte Furri. Sie nahm die Decke und hüllte Deborah darin ein. Deborah dachte daran, dass es in Yri kein Wort für «Danke» gab. Sie hatte kein Wort, um Furri ihre Dankbarkeit zu zeigen. Der Wunsch blieb als stummes Gewicht in ihr. Nicht einmal das Zittern ließ nach, so dass Furri dies sehen und sich hätte freuen können.

«Erzähl mir», sagte Furri, «von dem Gefühl, als du dich selbst in diesen Sprachen schreien hörtest; wie viel davon war Wut und wie viel war Furcht?»

«Zehn», sagte Deborah und dachte an das Gefühl, indem sie einen Stoß davon hochkommen und sich noch einmal von ihm verschlingen ließ, «drei Wut, fünf Furcht.»

«Das macht nur acht.»

«Ich leide», sagte Deborah und behalf sich mit Yr-Handbewegungen. «Nach Ihnen leide ich klüger. Rechnung mit Unbekannten. Zwei ist für Verschiedenes.»

Furri lachte. «Wut ein bisschen, Furcht ziemlich viel, und was sind diese zwei kleinen Posten Verschiedenes? Erleichterung vielleicht, Erleichterung, dass du nicht alles an diese Wand zwischen Yr und der Welt drangeben musst? Außerdem, gab es nicht irgend etwas Offensichtliches, das mich daran erinnern sollte, dass ich weggegangen bin und dich mit all diesem alleingelassen habe?»

Deborah fühlte, dass der letzte Gedanke nur halb richtig war, aber sie ließ ihn zusammen mit den anderen gelten und sagte: «Furcht... Zensor - das verbotene Tun... mich zerstören... und...»

«Und was ist das?»

«Dann... nein. Nein - Sein; nicht einmal Yr. Lautes Kauderwelsch und einfach *nein. Nein!!*»

«Nicht einmal die Götter als Freunde», meditierte die Ärztin. Sie zog ihren Stuhl näher an die Stelle, wo Deborah zusammengekauert unter der Decke zitterte, deren Wärme vor ihrer inneren Kälte hält machte. «Weißt du, Deborah, du hast die Gabe, gesund und stark zu sein. Bevor du alle Dämme eingerissen hast, hast du unserer gemeinsamen Arbeit vertraut und du hast mir vertraut. Bevor du die Wut hast kommen lassen, hast du selbst dafür gesorgt, dass du auf Station D kamst, in die Art von Absonderung, die eben zur Verfügung stand, und gerade als eine Schwester Dienst hatte, nicht wahr, die du mochtest, und der du vertrautest. Gar nicht so dumm für jemanden, der angeblich nicht alle Tassen im Schrank hat. Gar nicht so schlecht, dieses Talent zum Leben.»

Deborahs Augen begannen schwer zu werden. Sie war sehr müde.
«Du bist ganz ausgelaugt», sagte Furii, «aber nicht mehr so voller Angst, nicht?»

«Nein.»

«Die Wut könnte zurückkommen. Die Krankheit, die du aufgebaut hast, könnte auch kommen und dich vielleicht angreifen, aber ich glaube daran, dass du soweit damit fertig wirst, dass du dir die Hilfe und den Schutz holst, die du brauchst. Zum Teil bezieht sich deine Furcht darauf, dass du nicht aufgehalten werden kannst, und es ist genau diese Furcht, die es dir unmöglich macht, so zu sprechen, dass die anderen dich verstehen können.»

Als Deborah nach ihrer Sitzung bei Frau Dr. Fried auf die Station zurückkam, war diese von einem neuen Unwetter heimgesucht worden.

«Deine gute Freundin...», sagte Lee Miller, «... die süße, vornehme Miss Coral.»

«Was?»

«Sie nahm das Bett da und warf es! Sie hob es auf und warf es nach Mrs. Forbes!»

«Und sie hat getroffen?»

«Natürlich hat sie getroffen. Mrs. Forbes ist jetzt als Patientin in einer Medizinischen Klinik - mit einem gebrochenen Arm, Schnittwunden und Prellungen und weiß der Teufel, was sonst noch.»

Lee Miller war böse, weil Mrs. Forbes eine jener wenigen Auserwählten war, die die Patienten - selbstbewusst oder unbewusst - vor Unheil zu bewahren suchten. Sie nahm sich Zeit, sie war intelligent und selbstlos und - das Kostbarste - sie war glücklich bei ihrer Arbeit, und die Patienten wussten es.

«Versehen», Deborah sagte es, als wäre sie sprechendes Holz. «Aus Versehen.» Sie erinnerte sich an ähnliche Fälle: eine Patientin, die auf eine Person gezielt und eine andere getroffen hatte, die Schwesternschülerin, die immer dort zu gehen schien, wo gerade Fäuste

und Stühle landeten. Wenn diese Geschichte irgendwie zu den anderen passen könnte...

«Vielleicht war die liebe Patientin zeitweise unzurechnungsfähig!» warf Fiorentinis Marie fröhlich ein. «Zeitweise Unzurechnungsfähigkeit - das ist ein juristischer Ausdruck. Es bedeutet vorher, währenddessen und eine Zeit danach, aber sie sagen niemals wie lange. Sehr exakt, das Gesetzbuch... eine Wissenschaft, weißt du.» Und sie hüpfte den Gang entlang wie eine Siebenjährige und brach erneut in Kichern aus, während noch das alte Kichern an den Nerven der anderen zerrte.

«Kommt Mrs. Forbes zurück?» fragte Deborah und fühlte, wie sich ihr Magen umdrehte. Sie verstand, dass Lee ihren Ärger an ihr ausließ, weil Miss Coral in der Absonderungszelle und mithin nicht erreichbar war, während Deborah genau vor ihr stand, greifbar. Deborah hatte nie daran gedacht, dass sie mit irgendjemandem befreundet sein könnte, aber jetzt kam ihr der Gedanke, dass Lee es anders sah.

Sie drehte sich ganz langsam zu Lee um, und mit übertriebener Würde - denn Würde war etwas Neues für sie, fremd und unbequem - sagte sie: «Also gut, Lee, Carla auch.» (Sie hatte immer noch Angst, das Wort «Freund» auszusprechen, weil es so überaus gefährlich war.)

Lee ging zur Tür des Schwesternzimmers und schlug dagegen. Als sie sich öffnete, bat sie um eine Zigarette, und als sie ihr angesteckt worden war, knurrte sie: «Was mache ich eigentlich hier bei all diesen Verrückten!» Deborah ging in den Schlafsaal und legte sich auf ihr Bett.

Je mehr sie darüber nachdachte, desto dringender wollte sie wissen, warum Miss Coral auf Mrs. Forbes geworfen hatte; warum auf eine von den Guten? Sie wartete in der Schlange auf die Beruhigungsmittel, dann stahl sie sich unauffällig in die Ecke hinter der Tür zum Schwesternzimmer und presste ihren Kopf gegen die Wasserrohre, die dort waren. Die Heißwasserleitung war isoliert, aber die kalte Leitung wurde, obwohl sie unbequem war, manchmal von den Patienten als Horchgerät benutzt. Wenn jemand den ganzen Kopf gegen diese Leitung legte und den Atem anhielt, konnte er die Unterhaltung im Schwesternzimmer mithören, selbst wenn die Tür geschlossen war. Deborah vermutete, die Töne würden von den Waschhähnen übertragen, weil der Empfang besser war, wenn die Sprecher näher am Ausguss standen. An ihrem jetzigen Platz wurde sie nicht bemerkt; die ganze Station war für den Abend abgedunkelt, und die Pfleger draußen in der Halle waren damit beschäftigt, die zögernen Patienten ins Bett zu bugsieren. Im Schwesternzimmer wurden die Berichte geschrieben.

«Da drüben», sagte eine Stimme. Sie klang wie die von Miss Cleary.

«Nein, dort - neben der Kaffeekanne.»

Der Gedanke, jederzeit Kaffee zu haben, jetzt oder wann immer, ließ Deborah das Wasser im Munde zusammenlaufen, und sie drückte ihren Kopf stärker gegen das Leitungsrohr, um von dem Gedanken loszukommen. Sie begannen, über die Einteilung der freien Tage zu sprechen. Die Halle leerte sich schnell. Wenn sie nicht bald zum Thema kamen, würde sie weg müssen.

«Mein Gott, bin ich müde.» (Das war wohl die Hausen.)

«Du bist nicht die einzige.» (Die Bernardi.) «Ich weiß nicht, aber mir kommt's so vor, als ob sie alle kränker werden.»

«Du meinst verrückter.»

«Tch, tch, tch. Pass auf, was du sagst!» Sie lachten.

«Nein, ehrlich - kein Tag auf dieser verdammten Station, an dem nicht eine Schlägerei ist, ein paar mehr in Absonderung und die Hälfte davon in Packungen. Jetzt diese alte Coral Allan, die alle Miss Coral nennen, als ob sie eine südländische Schönheit wäre - ich habe schon Leute über sie reden hören, aber ich hatte es bis heute Nachmittag nie selbst erlebt -»

«Großer Gott! Hast du je geglaubt, eine alte Dame wie sie könnte ein Bett anheben, geschweige denn es schmeißen?»

Deborah wollte, dass sie über Mrs. Forbes redeten, und als sie schließlich anfingen, lächelte sie das kalte Rohr an.

«Hast du Lou Ann gesehen?» (Mrs. Forbes Vorname war Lou Ann.)

«Hudson und Carelle sind mit ihr runtergegangen. Sophie geht morgen zu ihr, und ich auch, wenn ich frei bekomme.»

Deborah knirschte vor Ungeduld mit den Zähnen. Sie fingen an, sich für den Dienstschluss fertig zu machen. Wenn die Beweise jetzt nicht kamen...

«Hör mal, hast du die Blau gestern Abend gesehen?»

«Nein - die habe ich verpasst; ich war hinten bei Whitman.»

«Na - (Lachen) - mein *Lieber Schwan*.»

Deborah wollte nichts über Blau hören. Sie war gekommen, um zu hören, welche Umstände möglicherweise den Schmerz etwas lindern könnten, den sie in Sachen Coral gegen Forbes fühlte; nur einen Grund, den sie all ihrem Wissen entgegenhalten könnte, das sie immer betrog und stets in Blindheit und Umnachtung endete.

«Mein Gott! Im Bad und allen möglichen Unsinn geschrien. Hat die Wand mit irgendwelchen verrückten Schreibereien vollgemacht, kam raus und kämpfte wie ein Tiger. Die ganze Zeit über, als wir sie einpackten, fluchte sie in diesem Lall-Ton - nichts, was man verstehen konnte; aber du hast in ihr Gesicht gesehen - dieser Hass - brrr.»
«Sie hat heute überhaupt nicht geredet.»

«Na, schreib es ins Stationsbuch.»

Deborah sank an der kalten Wasserleitung hinunter auf den Boden. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Es war heiß vor Scham. Sie kroch ein wenig von der Wasserleitung weg, damit sie auf neutra-

lem Boden und von der Quelle ihres Wissens getrennt war. Sie begann zu weinen. Wieder diese unglaublichen Töne, die sie schon einmal hervorgebracht hatte. Sie murmelte allen Welten und dem Zusammenprall die eine unabänderliche Sache zu: «Du bist nicht eine von ihnen.» Sie schluchzte immer noch, ihr Gesicht in den Händen, als Martenson, die Schwesternschülerin, kam und sich über sie beugte.

«Kommen Sie jetzt, Miss Blau», sagte sie, «wir wollen ins Bett gehen.»

«Gut», und sie stand auf, immer noch in der Dunkelheit hinter ihren Händen versteckt, stolperte in den Schlafsaal und ins Bett. Sie schluchzte weiter.

«Was sind *das* denn für obszöne Töne?» zwitscherte Fiorentinis Marie. «Irgendeine neue Art von homosexueller Perversion, da bin ich sicher... Ach, ihr Verrückten seid alle so erfinderisch - nur weil ihr Zeit habt, über alles nachzudenken.» Sie begann zu murmeln und zu lachen.

Die Gemahlin des Abgedankten fühlte sich von Maries Gelächter und von Deborahs ersticktem Weinen gestört und begann zu protestieren. «Habt ihr keinen Respekt, ihr dreckigen Huren! Ich bin Edwards geheime erste Frau, die Frau des abgedankten Königs von England!» «Also, heil Kolumbien!» sagte Jenny, die man selten hörte, die aber ihren Schlaf liebte.

«Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade...», rief Dowbens Marie, die mit ihren endlosen Gebeten in jedermann den Atheisten zum Vorschein brachte.

«Oh Gott! Jetzt habt ihr diese Nutte wieder in Gang gebracht!» Der Tumult wuchs, und Deborah hörte ihn als Kontrapunkt zu den hässlichen Tönen, die immer noch in ihr arbeiteten. Die Pflegerin kam, beruhigte sie alle und dann war Schweigen, und jede Seele war in Einsamkeit versiegelt - tiefer, als ein Auge sehen konnte. Deborah lag im Bett, und ihre Gedanken kehrten zu dem Puzzle zurück. Staubteilchen, hin- und hergewirbelt und schwebend - so waren die Patienten. Trotzdem gab es einige Dinge, die man nicht tat. Deborah wusste sehr wohl, dass sie Miss Coral niemals fragen konnte, warum sie das Bett geworfen hatte oder wie es kam, dass Mrs. Forbes' Arm von dem Bett berührt worden war. Schlagen, Stehlen, Fluchen, Gotteslästerung und außergewöhnliches sexuelles Verhalten waren keine Sünden auf Station D. Auf den Boden spucken, urinieren, Stuhlgang haben oder unmäßig in der Öffentlichkeit masturbieren erregte nur beiläufigen Ärger, aber keinen Schrecken. Nur Wie und Warum zu fragen, war unverzeihlich, und einen andern Patienten an etwas zu hindern, war bestenfalls ein Zeichen von Grobheit und schlimmstenfalls eine Art Angriff - der Versuch, jene Barrieren einzurüßen, die - um jeden Preis - das Leben schützen mussten. Lee

Miller hatte Deborah wegen der Verbrennungen verflucht, die Verbote für die ganze Station zu Folge gehabt hatten; aber sie hatte niemals gefragt, warum Deborah sich die Verbrennungen beibrachte, oder den Wunsch geäußert, sie solle damit aufhören. Man durfte einander lächerlich machen und wütend sein, aber niemals sich einmischen. Miss Coral konnte niemals mit der Tatsache konfrontiert werden, dass sie das Bett geworfen hatte; und ihre Freunde, soweit sie es überhaupt sein konnten, würden von nun an taktvoll den Namen von Mrs. Forbes ausklammern, sooft die anwesend war, die Mrs. Forbes verletzt hatte. Wo konnte Deborah dann eine Antwort auf ihre Frage bekommen?

Während sie tagelang darüber nachdachte, wurde auf ihrer Außenfläche nichts registriert, und wenn sie sprach, waren ihre Worte eine Mischung aus Englisch, Yri und Kauderwelsch und reichten gerade aus, um eine Frage annähernd zu beantworten oder um anzudeuten, was sie wollte. Die Zweideutigkeit dessen, was sie sagte, überraschte sie genauso wie die andern. Als ein Pfleger sie fragte, ob sie heute mit Baden an der Reihe sei, versuchte sie rein in Englisch zu antworten, aber heraus kam: «Es geht niemals tief genug.»

Im Bad: «Blau - sind Sie drin?»

«Hier ist cutucu.» (Der zweite Grad des Verborgenseins.) Als sie sich mit der Übersetzung abmühte, fand sie es beinahe unmöglich, die Lichtjahre der Entfernung zwischen sich selbst und jenen zu überbrücken; und die Verwirrung der Sprachen machte sie selbst nur noch fremder. Sie bekam Angst, was immer sie als nächstes sagte, könnte gar nicht mehr zu übersetzen sein, und die umgeformten Töne flößten ihr noch mehr Furcht ein. Nur mit Furii gab es überhaupt noch so etwas wie Klarheit.

«Die haben gesagt, dass wir alle noch kräcker werden, jeder von uns. Die haben gesagt, dass ich kräcker werde.»

«Nun, und glaubst du es?» Und Furii zündete sich eine neue Zigarette an.

«Keine Spielchen.»

«Ich spiele nicht. Ich möchte, dass du gründlich nachdenkst und ehrlich antwortest.»

«Ich will überhaupt nicht mehr denken!» sagte Deborah, und ihre Stimme erhob sich im Wind ihres plötzlichen Zorns. «Ich bin müde und ich habe Angst; es ist mir ganz egal, was passiert. Im Dunkel arbeiten und in der Kälte arbeiten - und wozu!»

«Um dich aus diesem verdammten Haus herauszubringen, dazu.» Furii's Stimme war genauso laut wie Deborahs.

«Ich werde Ihnen nichts mehr erzählen. Je mehr Müll ich weggebe, umso mehr behalte ich übrig. Sie können mich abschalten und mit Ihren Freunden ausgehen oder noch einen Aufsatz schreiben und noch eine Ehrung dafür bekommen. Ich kann mich nicht abschalten,

also schalte ich den Kampf ab; machen Sie sich keine Sorgen - ich werde nett und zahm sein, und nichts wird mehr an den Wänden erscheinen.»

Die Zigarette paffte eine große Wolke vor das Gesicht der Ärztin. «Also gut», sagte sie beinahe liebenswürdig. «Du gibst auf, armes kleines Mädchen, und bleibst für den Rest deines Lebens in einer Irrenanstalt. Du bleibst auf einer überbelegten Station D die ganze Zeit, die du noch hast... *Armes Liebes* wird die Welt sagen, *sie hätte so ein netter Mensch sein können... so begabt... was für ein Verlust.*» Und die beweglichen Gesichtszüge formten einen gespitzten Mund: «Tja, tja.»

«Und begabter, als ich wirklich bin, weil ich hier bin und es niemals ausprobieren werde!» rief Deborah, weil die knochenharte Wahrheit einen so schönen Klang gab, selbst aus der Hölle.

«Ja, verdammt noch mal, ja!» sagte Furii.

«Ja, was denn?» sagte Deborah kräftig und laut.

«Habe ich dir je gesagt, dass es leicht sein würde? Ich kann dich nicht gesund machen und ich will dich nicht gesund machen gegen deinen eigenen Willen. Wenn du mit aller Stärke und Geduld, die du hast, kämpfst, werden wir es zusammen schaffen.»

«Und was, wenn ich es nicht tue?»

«Nun, es gibt so viele Anstalten, und jeden Tag bauen sie neue.»

«Und wenn ich kämpfe, dann wofür?»

«Für nichts, was leicht oder süß ist. Ich habe dir das im letzten Jahr gesagt und im Jahr davor. Um dich selbst auf die Probe zu stellen, um deine eigenen Fehler zu machen und die Folgen zu tragen, um selbst zu bestimmen, was Liebe ist und Gesundheit - ein gutes, starkes Selbst, mit dem du anfangen kannst zu leben.»

«Sie haben sicherlich nicht gerade einen Hang zum Übertreiben.»

«Sieh mal, mein liebes Mädchen», sagte Furii und schnippte die Asche ihrer Zigarette in den Aschenbecher, «ich bin deine Ärztin und habe all die Jahre erlebt, wie allergisch du gegen Lügen bist, deshalb versuche ich, dir keine Lügen zu erzählen.» Sie sah Deborah mit dem vertrauten Beinahe-Lächeln an. «Außerdem mag ich einen Zorn, der nicht ängstlich und schuldbeladen ist und in gutem und kräftigem Englisch herauskommt.»

Sie waren eine Weile ruhig, und dann sagte Furii: «Ich glaube, jetzt ist es Zeit und du bist soweit, dir die Frage selbst zu beantworten, die du vorhin gestellt hast. Wirst du kränker? Hab keine Angst - du wirst für deine Antwort nicht gehängt, egal wie sie ausfällt.»

Deborah sah sich selbst als Noah, der eine Taube ausschickte, das furchterregende Land zu erkunden. Nach einer Weile kam die Taube zurück, zitternd vor Erschöpfung. Kein grüner Zweig, aber immerhin eine Rückkehr. «Nicht kränker», sagte sie. «Überhaupt nicht kränker.»

«Nicht kränker...», sagte Frau Dr. Fried in der Besprechung des Pflegepersonals von Station D. «... überhaupt nicht kränker.» Das Stationspersonal hörte höflich und aufmerksam zu, aber es schien ihnen unglaublich, dass dieser hervorbrechende Strom von Kauderwelsch und die unkontrollierte und sinnlose Gewalttätigkeit nicht eine Wende zum Schlimmeren waren. Vorher war Deborah Blau krankhaft und schweigsam oder krankhaft und witzig gewesen; sie hatte ein unbewegliches Gesicht gehabt und eine sarkastische und herablassende Art. Das waren wirklich Zeichen einer ernsten Geisteskrankheit, aber jetzt bot sie das gewohnte Bild einer Patientin von Station D. Sie war *«verrückt»*, ein Wort, das die meisten von ihnen dachten und auch aussprachen - außer in Gegenwart der Ärzte oder wenn sie das Gefühl hatten, dass jemand mithörte. Das Wort lag allgegenwärtig, aber unausgesprochen in der Luft.

«Nun... die Geschichte mit den Brennereien lässt ein bisschen nach...», sagte einer der Pfleger ohne viel Überzeugung.

«Das wäre dann also ihre *«neue Moral»*», antwortete Frau Dr. Fried mit ihrem leichten Lächeln. «Sie sagte, dass sie nicht noch andere Patienten in ihre Krankheit hineinziehen möchte, also muss sie ihr Feuer irgendwo anders finden. Sie hat sich einige Einschränkungen beim Stehlen auferlegt.»

«Stellen sie solche... solche Überlegungen an? Ich meine... moralische?» Es war ein neuer Mann, der fragte. Sie alle wussten, wie die Antwort lauten sollte, aber nur wenige von ihnen glaubten es wirklich. Nur ein paar Ärzte glaubten es wirklich, und das auch nur manchmal.

«Natürlich», sagte Frau Dr. Fried. «Wenn Sie länger hier arbeiten, werden Sie oft Beweise dafür entdecken. Es gibt viele Beispiele solcher Ethik oder Moral, die die *«Gesunden»* im Laufe der Jahre ehrfürchtig werden ließen - die kleinen Höflichkeiten, die plötzliche und unerwartete Großzügigkeit; sie kostet den Patienten viel, aber nichtsdestoweniger ist sie vorhanden; sie lässt uns aufmerken und zieht unserer Selbstgefälligkeit die Krücken weg. Ich erinnere mich, als ich meine Klinik in Deutschland verließ, gab mir ein Patient ein Messer, damit ich mich selbst schützen konnte. Dieses Messer hatte er heimlich hergestellt, indem er monatelang ein Stück Metall abschabte. Er hatte es für den Tag aufheben wollen, an dem seine Krankheit so schmerhaft würde, dass er sie nicht länger ertragen könnte.»

«Und Sie haben es angenommen?» fragte jemand.

«Natürlich, denn seine Fähigkeit zu schenken war ein Zeichen für Gesundheit und Stärke. Aber weil ich in dieses Land kam», sagte sie mit einem leichten, weichen Lächeln, «habe ich das Messer jemandem gegeben, der zurückbleiben musste.»

«Sie ist eine gute Rednerin, finden Sie nicht auch?» sagte Dr.

Royson, als man auseinander ging. Er hatte an der Besprechung als Dr. Halles Gast teilgenommen. Außerdem hatte er eine Zeitlang mit einigen der Patienten gearbeitet.

«Blau ist einer von ihren Fällen», sagte Dr. Halle. «Ach ja, ich hab's vergessen. Natürlich, Sie wussten das.»

«Ja, ich habe den Fall übernommen, während sie weg war», sagte Dr. Royson.

«Wie war es?»

«Zuerst dachte ich, ihr Ressentiment mache die Arbeit so schwierig - Sie wissen ja: weil der gewohnte Therapeut sie verlassen hat - eine Zurückweisung, könnte man vielleicht sagen. Aber wissen Sie, das war nicht der Fall. Es war etwas, das wir nicht gern wahrhaben wollen, weil wir Medizin betreiben - und das ist eine Wissenschaft, die Zuneigung oder Abneigung nicht gelten lässt. Wir sind einfach nicht miteinander ausgekommen. Wir haben uns nicht gemocht. Ich glaube, wir waren uns vielleicht zu ähnlich...»

«Dann ist es kein Wunder, dass Sie aneinandergeraten sind.»

«Glauben Sie, dass in diesem Fall Blau wirklich ein Fortschritt zu verzeichnen ist? Sie scheint es zu glauben.» Er wandte sich ein wenig zur Seite und wies auf Frau Dr. Fried. «Aber...»

«Ich sehe keinen, aber sie sollte es wissen.»

«Sie ist eine gute Ärztin - ich wünschte, ich hätte ihren Verstand», sagte Royson.

«Sie hat Grips», und Halle sah sich nach der pausbackigen kleinen Frau um, die im Konferenzzimmer immer noch Fragen beantwortete, «aber wenn Sie sie etwas länger kennen, merken Sie, dass bei der kleinen Clara Fried der Verstand das wenigste ist.»

22.

Durch die Verzerrungen der hitzedampfenden Luft über dem Vulkan hindurch, durch die Verwüstung hindurch, die der graue Lavastrom zwischen den Ausbrüchen hinterließ, bemerkte Deborah doch, wie das Stationspersonal ihr nach und nach mit einer gewissen Freundlichkeit begegnete - einer Freundlichkeit, die mehr zu sein schien als eine Formsache. Ein neuer *Pfleger* mit Namen Quentin Dobshansky, einer der Guten wie McPherson, löste den müden alten Tichert ab; Mrs. Forbes kam zurück und arbeitete jetzt auf der Geschlossenen Männerstation im andern Gebäude; ein neuer Herbst brachte einen neuen Winter.

Der Winter war eine schwere Jahreszeit. Das veraltete und launenhafte Heizsystem keuchte, knirschte und überhitzte jedermann bis zur Benommenheit, wenn es funktionierte; wenn nicht, ließ es alle frieren.

«Nach welcher Methode heizen sie dieses Haus?» fragte Lee und wiederholte damit unvergängliche Fragen zu unvergänglichen Themen. Sie hatte sich mit ihrer Kaffeetasse hingekauert und versuchte, ihre Hände zu wärmen.

«Es ist ein System, das sich Lucys abgedankter erster Gatte der Achte ausgedacht hat», sagte Helen.

«Die Heizung wird von den Gestalten in den Träumen bedient, die wir unseren Ärzten erzählen.»

«Dennoch, sie hassen uns nicht», zirpte Marie fröhlich, «wenigstens mich nicht. Sie beobachten mich angespannt, aber sie hassen mich nicht - weil die Bibel es verbietet!»

Deborah stand auf und machte sich auf die Suche nach Wärme. Nach dem Ausbruch des Vulkans war der Drang, ständig nach Material zum Gegenfeuern Ausschau zu halten, schwächer geworden, nicht aber die Qual.

Noch immer gab es die Angst-Ausbrüche des Vulkans; sie warfen sie mit der Kraft einer Eruption gegen die Wand oder ließen sie im *vollen* Lauf den Flur hinunter rennen, bis sie gegen *eine* verschlossene Tür oder gegen *eine* Wand prallte. Sie lag jeden Tag in der Packung, nicht selten zweimal; und wenn sie dann angeschnallt war, ließ sie die Schlacht über sich hereinbrechen, so heftig sie auch sein mochte. Und doch... und doch waren sie alle freundlicher, alle Schwestern und Pfleger, manchmal sogar vergnügt, und gaben als Geschenk ein wenig von sich selbst.

«Weißt du nicht, warum?» sagte Furii.

«Nein. Ich explodiere, und sie nehmen sich Zeit für mich. Viele Male fühle ich es kommen und bitte um eine Packung, und sie machen es, obwohl es Zeit und Kraft kostet; und nachher unterhalten wir uns

sogar manchmal.»

«Siehst du», sagte Furii sanft, «als dieser Vulkan in dir ausgebrochen ist, ist noch etwas anderes gebrochen; die Versteinerung deines Gesichts. Wenn man jetzt in dein Gesicht sieht, kann man sehen, wie du lebst und reagierst.»

Die eine bestimmte Furcht, die viele Jahre alt war und vor der Deborah sich mit einem solchen Aufwand geschützt hatte, ließ sie eiskalt werden.

«*Nacoi... nacoi...*»

«Was ist los?» fragte Furii.

«Es ist immer... unpassend... dieses Gesicht: ‹Warum bist du ärgerlich?› - wenn ich es nicht war - und: ‹Warum bist du so verächtlich?› - wenn ich es nicht war. Das war einer der Gründe dafür, dass ein Sensor eingesetzt wurde und dass Regeln festgelegt und die Yr-Gesetze erlassen wurden.»

«Du bist jetzt frei von ihnen», sagte Furii. «Dein Gesicht macht dir keine Feinde; es zeigt nur einen Menschen, der auf das reagiert, was er fühlt. Auch Zorn und Furcht sieht man dir an, weil du sie erleidest. Aber hab keine Angst; es gibt keinen Grund mehr, aus Zorn und Furcht zu lügen; und das Beste von allem: man sieht dir auch Freude an und Vergnügen und Hoffnung; diese Gesichtsausdrücke sind nicht unpassend, wie du es nennst, sondern sie sind angemessen. Mehr und mehr wirst du sie dir nach eigenem Wunsch aussuchen können.» Aber Deborah hatte immer noch Angst. Ihr Gesichtsausdruck war ein Geheimnis für sie, eins, das niemals enträtselt worden war.

In ihrer Erinnerung, deren Bedeutung für sie noch immer im Dunkeln lag, ging sie die vielen Jahre durch, in denen sie sich Feinde gemacht hatte - in einer Weise, die sie einfach nicht erklären konnte. Dazu hatte ihr Blick gehört - es musste daran gelegen haben - irgendein Gesichtsausdruck, den sie an sich getragen hatte, nicht der ihre, eine Stimme und ein Täter, nicht sie selbst, die in der Lage waren, Verbündete in Verfolger zu verwandeln. Jetzt, da der Vulkan ihr steinernes Gesicht zum Schmelzen gebracht hatte, begann vielleicht alles wieder von vorn: das *nacoi* - Leben nach Gesetzen, zu denen sie keinen Schlüssel hatte, und orientiert an Wirklichkeiten, auf die sie keinen Anspruch erheben konnte.

Der Nachmittag war kalt und bedrückend. Als sie aus dem Zimmer der Ärztin kam, lachte sie über sich selbst und die Pflegerin, die neben ihr in der Kälte (realer Kälte) zitterte, während sie allein, obwohl Seite an Seite mit der Pflegerin, gleichzeitig in der Kälte (inter-regionaler Angst) und Kälte (Yr-Kälte) war.

«Lassen einen glatt erfrieren!» sagte die Pflegerin. Es war schön, in dieser Weise angesprochen zu werden, und deshalb honorierte Deborah die Gleichstellung damit, dass sie die Wahrheit sagte.

«Für Sie gibt es nur eine Sorte von Kälte; die Sorte, der man mit

Mänteln abhelfen kann.»

Die Pflegerin verzog das Gesicht. «Glaub nur das nicht!» sagte sie, und Deborah erinnerte sich - durch tausend Stürze und Bestrafungen hindurch - an McPherson, wie er gesagt hatte: «Warum glaubst du, du hättest das Leiden für dich gepachtet?»

«Es tut mir leid», sagte Deborah, «ich habe das nicht als Vorwurf gemeint.»

Aber die Pflegerin war verbittert und ärgerlich; sie begann Deborah zu erzählen, wie schwer es war, Kinder aufzuziehen und lange Tage für wenig Geld zu arbeiten. Deborah kam es vor, als hörte sie die Pflegerin in Gedanken hinzufügen, die Arbeit sei widerwärtig: erwachsene Körper vom Dreck zu säubern und inmitten kindischer Töne zu sitzen, die von erwachsenen Lungen mit erwachsener Fantasie produziert wurden. Die Frau war ärgerlich auf Deborah, die in diesem Moment ein Symbol ihres «Jobs» war, aber Deborah fühlte, dass sie ihr auch Vertrauen entgegenbrachte. Die Abneigung war unpersönlich und ehrlich und darum nicht schwer zu ertragen. An der Tür, deren Schloss und Schlüssel zugleich Symbole waren, endete die ganze Beziehung; die Pflegerin radierte sie aus, als ob sie niemals existiert hätte, und ihr Gesicht war teilnahmslos, als sie ihren Schützling verließ.

Planlos ging Deborah eine Weile auf der Station herum. Als die Nachschicht kam, bat sie darum, ins Bad gelassen zu werden, um ein wenig allein zu sein. Drinnen war die Heizung abgestellt, aber aus Gewohnheit ging sie zu dem alten Heizkörper hinüber und setzte sich auf die Abdeckung. Das Fenster darüber ging auf die Rasenfläche der Klinikanlagen, wo Bäume standen und eine dicke Hecke die Mauer verdeckte - Deborah hatte ihr den Namen «Gehege» gegeben. Die untergehende Sonne glitzerte hinter der Hecke wie ein kalter Stern, und die Bäume schienen nackt und grau im Zwielicht. Es war ruhig. Yr war ruhig, und der Chorus ausnahmsweise auch. Alle Stimmen in allen Welten schienen still zu sein.

Langsam und stetig begann Deborah, die Farben in der Welt zu entdecken. Sie sah die Form und die Farben der Bäume, den Gehweg und die Hecke und über der Hecke den Winterhimmel. Die Sonne ging unter; die Farbschattierungen begannen im Zwielicht zu vibrieren und gaben dem «Gehege» noch mehr Tiefenschärfe. Allmählich und immer bestimmter wurde Deborah klar, dass sie nicht sterben würde. Es überkam sie mit einer stetig wachsenden Klarheit, dass sie mehr war als nicht-tot-sein: dass sie leben würde. Sie fühlte Verwunderung und Ehrfurcht, ungeheure Freude und Bestürzung. «Wann wird es anfangen?» sagte sie zu der hereinbrechenden Nacht. Und es wurde ihr bewusst, dass das schon der Anfang war.

Die Nacht war hereingebrochen, als sie die Tür des Badezimmers

öffnete und wieder hinaus auf die Station ging. Die dritte Dimension, die Bedeutung, hielt stand auf den nackten Linien der Wände und Türen, auf den Flächen der Gesichter und Körper der Menschen. Sie fühlte eine große Versuchung, die Bedeutungen und Ebenen der Realität zu beobachten - weiter zu sehen und zu hören, zu spüren, in der Bedeutung und im Licht zu schwelgen. Aber Deborah hatte bereits viele Täuschungen hinter sich, deshalb war sie vorsichtig. Sie würde dieses neue Ding Furiis Zeit-Jäger überantworten und ihn seine Pfeile schießen lassen.

Sie aß ihr Abendessen und war in der Lage, darüber unglücklich zu sein, dass sie es so unappetitlich tun musste: mit den Fingern und mit einem Holzlöffel. Das Essen schmeckte. Es hatte Substanz zwischen ihren Zähnen, und nachher erinnerte sie sich, es gegessen zu haben. «Was immer das für eine Sache ist...» murmelte sie, «.... ich möchte wissen, wann sie sie unter mir wegziehen werden.» Sie verbrachte den Abend damit, den Pflegern zuzuhören, wie sie miteinander sprachen - wie einsame Außenposten in einem fremden und leeren Land. Sie konnten nicht wissen, was mit ihr geschehen war, aber Deborah begann sich zu fürchten, weil sie nicht wusste, was aus dieser Geschichte werden würde. Vielleicht war es nur eine weitere Seite des Spiels: dieses immer wiederkehrenden letzten Gelächters der Welt.

Als sie ihr Beruhigungsmittel hinunterschluckte und ins Bett ging, sagte sie zu Yr: *Leidet, Götter.*

Leide, Vogel-Wesen, wir warten...

Ich habe eine Frage: zwei Eingeborene sind in einem Comicstrip, aber sie wissen es nicht und glauben, dass sie lebendig sind. Sie machen ein Lagerfeuer auf einer Insel, die in Wirklichkeit der Rücken eines Nilpferdes ist, das in einem Fluss steht. Sie fangen an, ihr Essen zu kochen. Als die Hitze durch die Haut des Nilpferdes geht, steht es auf und geht weg und trägt die Eingeborenen, die erstaunte Gesichter machen, davon. Da lacht der Leser dieses Comicstrip und schlägt die Seite um, auf der Eingeborene, Erstaunen, Dschungel, Fluss, Nilpferd und Feuer sind. Die Frage ist: Was können ihre Gesichter jetzt zeigen? Was können sie jetzt tun?

Man muss warten, um es herauszufinden, sagte Anterrabae.

Wer weiß - dieses Ereignis ist vielleicht morgen schon verschwunden. Vielleicht musst du nicht einmal etwas unternehmen deswegen, sagte Lactamaeon.

Vielleicht musst du nicht einmal darüber nachdenken.

Vielleicht war es nur ein Symptom, sagte Deborah.

Am Morgen lag sie wach in ihrem Bett und überlegte, ob es klug sei, die Augen zu öffnen. Jemand schrie im Flur, und sie konnte eine Schwesternschülerin nebenan hören - raschelnde Schürze und Be-

sorgnis - wie sie versuchte, Dowbens Marie aufzuwecken. Durch die geschlossenen Augenlider drang rot das Licht der Morgensonne. Die Glücklichen an den Fenstern bekamen alle Wohltaten der Sonne. Aber jeden Morgen erreichte der Tag sie alle - jedenfalls ein paar Augenblicke lang; dieser Morgen veranlasste Deborah, in ihrem Innern nach etwas zu suchen, was sich verändert hatte. «Irgend etwas ist mit mir geschehen...», flüsterte sie sich selbst zu, «... irgend etwas gestern. Was war es? Was war es?»

«Kommen Sie, Miss Blau, aufstehen und den jungen Morgen begrüßen!» sagte die Schwester.

«Was gibt es zum Frühstück?» fragte Deborah, um keine ihrer Fragen hinauszulassen.

«Typisch ländliche Küche», zirpte Fiorentinis Marie. «Sie sagen niemals, welches Land, aber ich habe so meine Ideen!»

«Was für eine Art von ländlicher Küche haben sie für Leute, die nicht in dieser Welt leben?» fragte jemand.

Dann wurde Deborah klar, was am Abend vorher geschehen war - die Farbe und die Form und die Bedeutung, die alles durchzog, und die Empfindung von Leben. War all das immer noch da und wartete jenseits der Augenlider? Sie öffnete die Augen weit und schnell. Die Welt war immer noch da. Deborah stand auf, wickelte sich in ihre Decke und ging in den Flur hinaus zum Schwesternzimmer.

«Entschuldigen Sie - komme ich heute zu meiner Ärztin?» Tausendmal war sie als Bittsteller vor diese Tür gekommen, aber diesmal schien es anders zu sein, obwohl sich niemand so verhielt, als ob es etwas anderes wäre.

«Einen Augenblick. Ja. Sie stehen hier für Ausgang von der Station. Um zwei Uhr.»

«Kann ich allein gehen?»

Das Misstrauen legte sich wie eine Operationsmaske über das Gesicht der Schwester. «Ich muss eine schriftliche Erlaubnis vom Stationsarzt haben, das wissen Sie doch inzwischen.»

«Kann ich ihn sprechen, wenn er kommt?»

«Er wird heute nicht auf der Station sein.»

«Würden Sie bitte meinen Namen aufschreiben?»

«Gut.» Die Schwester wandte sich ab.

Es klang mehr wie ein Vielleicht, aber Deborah wusste inzwischen, dass es nicht zum guten Ton gehörte, zu harthäckig zu sein, obwohl die Welt schon untergegangen sein konnte, bis die Erlaubnis durchkam.

Während der Sitzung war sie scheu und hatte Angst, dass das Aussprechen es beenden könnte, aber nachdem sie eine Weile gezaudert hatte, erzählte sie Furii vom Sehen - und was noch wichtiger war: von der Bedeutung und dem, was sich mit der Bedeutung

verknüpft hatte: der langsam sich öffnenden Hoffnung.

«Es war nicht so, wie das, was normalerweise in Yr passiert», sagte sie. «Es erinnerte mich an Sie, weil ich einfach nur wusste, dass ich leben werde, dass ich auftauchen werde und am Leben bin.»

Furii warf ihr den vertrauten prüfenden Blick zu. «Glaubst du, dass sich das bewahrheiten wird?»

«Ich möchte dazu nichts sagen. Ich möchte keine Antwort geben, weil ich dafür vielleicht gehängt werde.»

«Nein, das wirst du nicht. Nichts wird sich für uns ändern.»

«Nun... ich glaube... ich glaube, dass das stimmen könnte.»

«Dann werden wir es beweisen», sagte Furii. «Wir gehen an die Arbeit.»

Sie verbrachten die Zeit damit, Schneisen zu den alten Geheimnissen zu schlagen und bestimmte Einzelheiten zu entdecken, die erst durch den neuen Lebenshunger ans Licht gebracht wurden.

Deborah sah ein, dass sie die Rolle des feindlichen Japaners übernommen hatte, als Antwort auf den Hass der anderen im Sommerlager, wobei seine Fremdheit und Gewalttätigkeit die Verkörperung des Zorns war. Die gleiche Einsicht öffnete ihr den Blick dafür, was es mit dem Märtyrertum auf sich hatte - gemartert zu werden hatte etwas mit Christus zu tun, dem Stolz und dem Schrecken jedes Juden.

«Zorn und Märtyrertum», sagte sie, «das bedeutete es, ein japanischer Soldat zu sein; ich habe den Ärzten den <guten Soldaten> gegeben, den sie wollten. Zorn und Märtyrertum... es klingt noch wie etwas anderes... wie die Beschreibung von etwas, was ich kenne...»

«Was noch?» fragte Furii. «Es muss viele Mauern gehabt haben, wenn es alle diese Jahre bestehen konnte.»

«Es ist eine Beschreibung von... natürlich... natürlich, es ist Großvater!» rief Deborah. Sie hatte den vertrauten tyrannischen Letten wieder ausgegraben, dem sie eine so undurchschaubare Maske gegeben hatte. Er war es, der da beschrieben wurde, und diese Beschreibung charakterisierte ihn genauer als Größe oder Gewicht oder Anzahl der Zähne. «Der heimliche Soldat, der ich war, ist ein mutu - eine Yr-Bezeichnung für ein verbergendes Bild meiner Verwandtschaft mit ihm.»

«Jetzt, wo du das erkennst... schmerzt es sehr?»

«Ein guter Schmerz», sagte Deborah.

«Es gibt viele Gründe für die Symptome, die Krankheit und die Geheimnisse. Die Teile und Facetten stützen sich, verschließen und stärken sich gegenseitig. Wenn das nicht so wäre, könnten wir dir eine nette kleine Spritze mit diesem oder jenem Medikament oder eine schnelle Hypnose geben und einfach sagen: <Weiche, Verrücktheit!> und alles wäre einfach. Aber diese Symptome setzen sich aus vielerlei Wünschen zusammen und dienen vielen Zwecken, und

darum ist es so schmerhaft, sich von ihnen zu befreien.»

«Jetzt, wo ich die... Realität... habe, muss ich Yr aufgeben... dann... sofort?»

«Tu *niemals* so, als gäbest du es auf. Ich glaube, du wirst es aufgeben wollen, wenn du die wirkliche Welt an seine Stelle setzen kannst, aber du hast keinen Vertrag mit mir. Ich verlange nicht von dir, deine Götter für die meinen aufzugeben. Wenn du dazu in der Lage bist, wirst du wählen.» Dann sagte sie langsam: «Lass nicht zu, dass sie dich jedes Mal quälen, wenn du etwas von dem guten Licht der Welt in deine Fenster einlässt.»

Das «Verbrennungs-Team» erwartete sie, als sie auf die Station zurückkam. Diesmal war es Dr. Venner. Sie hatte ihm den Spitznamen «Vom Winde verweht» gegeben, weil er anscheinend nie jemanden sah, sondern beharrlich über die Leute, die er behandeln sollte, hinweg auf eine imaginäre Wüste hinausschaute. Der Name war hängen geblieben. Jetzt war er ungeduldig, weil sie nicht fertig gewesen war und auf seine Dienste nicht in angemessen züchtiger Geistesverfassung gewartet hatte, weil die Verbrennungen nun schon seit Monaten nicht auf die Behandlung ansprachen und weil die Säuberung der Wunden ihr eigentlich hätte so wehtun müssen, wie sie verdiente - doch sie war offenbar einfach darüber erhaben. Deborah mochte Dr. Venner nicht und drückte das dadurch aus, dass sie mit Quentin Dobshansky Späße machte, der den Verband hielt und zusammenzuckte, sooft der Arzt das rohe Fleisch zur Seite schrubbte.

«Halt still», grunzte Venner angesichts des Arms, der bewegungslos vor ihm ausgestreckt war. In seinem Ärger ruckte er scharf mit der Pinzette, und das Blut quoll unter der gesunden Haut hervor und bedeckte die Wunde. «Verdammtd!» schnaufte er.

«Meine Güte, Dr. Venner», sagte sie weich, «Sie brauchen doch nicht ärgerlich zu werden. Ich habe einen eingebildeten Tumor, der mich für das, was ich hier vermisste, reichlich entschädigt.»

Dobshansky biss sich auf die Zunge, um nicht zu lachen, aber das Instrument grub sich scharf ein, und er zog die Luft ein: «Oh ha! Ruhig, Deb!»

«Es tut nur theoretisch weh, Quentin», sagte sie. «Was weh tut, ist, von den Kräften mit Füßen getreten zu werden, von denen alle anderen Leute leben, jahrelang verrückt und nicht in der Lage zu sein, es jemandem zu erzählen -, weil er es ohnehin nicht glauben würde. Jedes Mal, wenn du dich unter einem theoretischen Tumorschmerz krümmst, kommt irgendein Professor und sagt dir, warum es gar nicht weh tun kann. Aus Höflichkeit geben sie dir eine oder zwei Spritzen in den Hintern - alles Erfahrung.»

«Sei ruhig!» sagte Dr. Venner. «Ich muss mich auf das hier konzen-

trieren.»

Dobshansky zwinkerte einer Schwester zu, die hereingekommen war, und Deborah war ihnen dankbar dafür, dass sie ihr erlaubt hatten, es zu sehen.

Ein paar Tage später kam der ‹Neue Doktor› zum Bereitschaftsdienst herauf. «Es ist Zeit, dass wir uns diese Verbrennungen noch einmal ansehen», sagte er.

«Venner war der letzte, und wenn er nicht auf den Knochen gekommen ist, wird es bestimmt kein anderer schaffen.»

Die Bemerkung war verwirrend und überraschte den Neuen Doktor. «Ich habe mir wegen dieser Verbrennungen Sorgen gemacht», sagte er schnell, um seine gar nicht berufsmäßige Reaktion zu verdecken. Und schon erwischte sie ihn bei einem weiteren professionellen Schnitzer, als er sich an irgendeine Seite 892 eines Wälzers erinnerte, in dem gepredigt wurde: «Erzähl Einem Patienten Niemals Dass Du Dir Sorgen Machst.» Seine Überraschung über das, was er gesagt hatte, war deutlich auf seinem Gesicht zu sehen, und er machte sich hastig daran, diesen Widerschein Stück für Stück wegzuwischen, aber es blieb immer noch ein bisschen übrig. «Na ja, sagen wir mal, ich habe mich damit beschäftigt und bin auf etwas gekommen, das vielleicht genau das Richtige sein könnte.» Er zog eine kleine Tube Medizin aus der Tasche. Dann entließ er das herumstehende ‹Verbrennungs-Team›. Beide lächelten sich an wie Verschwörer. Sie atmeten leichter.

Er sah sich ihre Arme an. Die Verbände stanken, und das Fleisch um die Verbrennungen herum war schon von der gleichen Fäule befallen wie die verbrannten Stellen.

«Nun, wir werden es versuchen.» Sie sah in seinem Gesicht, dass die Verbrennungen schlimmer waren, als er sie in Erinnerung hatte. Als er fertig war, sagte er: «Ich habe versucht, vorsichtig zu sein. Hoffentlich hat es nicht zu weh getan.»

«Machen Sie sich keine Gedanken», sagte Deborah und kam die ungeheure Strecke vom fallenden Anterrabae herauf, um ein Lächeln hervorbringen zu können. «Eines Tages wird es vielleicht weh tun.»

Als die Schwestern zwei Tage später die Verbände abschnitten, war die Fäule verschwunden.

«Was für ein Zeug hat er da nur benutzt!» Die Oberschwester schüttelte verwundert den Kopf.

«Er hat es für sie in den Schrank Nr. 6 gestellt», sagte die kleine Cleary.

Deborah wandte sich der Schwester zu. «Ich werde meinen Beitrag zur Verfügung stellen.»

«Und der ist?» sagte sie mit der Ungeduld der Expertin.

«Na, das Lächeln natürlich.»

23.

Weil sie leben würde, weil sie schon zu leben begonnen hatte, wurden die neuen Farben, Dimensionen und Erkenntnisse von einer Art leidenschaftlicher Eindringlichkeit durchflutet. Als Form und Licht und Gesetzmäßigkeit Dauer bekamen, begann Deborah, den Leuten ins Gesicht zu sehen, mit ihnen zu sprechen und sie zu hören. Obwohl sie scheu war und nicht viel von den Themen wusste, über die die Leute sich unterhielten, wurden ihr Station D, die aufgegebenen Patienten und das gehetzte Personal dort als Wirklichkeit allmählich zu inhaltslos. Ungeduldig und eifrig begann sie auf dem wuchtigen Rad der Klinik ihren langsam Anstieg; sie konnte beinahe ein Knarren hören, als das Rad unter ihrem Gewicht ächzte. Stück für Stück gewann sie die Strecke zurück, nach der die Ärzte die Fähigkeit maßen, Verantwortung zu übernehmen: allein zum Haus ihrer Ärztin (100 Meter mal eine Stunde normal); allein in den vorderen Anlagen (200 Meter mal drei Stunden normal); allein in den vorderen und hinteren Anlagen (2 Kilometer mal fünf Stunden normal); und schließlich bat sie um Verlegung nach Station B, auf der die Metermal-Stunden-Regel sich um den vollen Spielraum von Büchern, Bleistiften und Notizblöcke erweitern würde. Jetzt, da sie sich zitternd noch, aber mehr und mehr überzeugte, dass sie am Leben war, verliebte sie sich in die neue Welt.

«Wenn ich am Leben bin, dann muss ich ihre Substanz haben - die gleiche Substanz», sagte sie in ihrer Aufregung zu Furii und zeigte gestikulierend in die Welt hinaus. Als sie zum letzten Mal auf Station B gewesen war, hatte es nur Dunkelheit und Schweigen gegeben, ausgenommen das Brüllen des Chorus und das Anschwellen des Vulkans. Sie hatte nichts und niemand gesehen, nur den Weg zum Bad, zum Essen, zur Schlange für die Beruhigungsmittel. Diesmal nahm sie eifrig ihr Bettzeug in Empfang, sah in die Gesichter der Schwestern, fragte nach ihren Namen und hoffte auf ein Zimmer vorn, wo es laut und lebendig war.

Die Oberschwester legte den Kopf schief. «Du kennst Carla Stoenham, nicht?»

«Ist sie wieder zurück? Ich... ich dachte sie wäre weg.»

«Nun, sie wurde eine Weile ambulant behandelt», sagte die Schwester und versuchte, ihre Stimme gänzlich unbeteiligt klingen zu lassen. «Jetzt ist sie wieder hier.»

Carla saß auf ihrem Bett. Als Deborah sie ansah, fühlte sie eine besondere Wärme in ihren Augen.

«Also, ihr Mädchen kennt euch ja.» Die Schwester legte die zweite Decke auf das andere Bett und ging.

«Hallo, Deb...» Carla schien froh, sie zu sehen, aber Deborah merkte, dass sie bedrückt war, weil sie sich schämte; und in Gedanken, die so warm waren wie ihre Augen, bat sie Carla: Ich bin deine Freundin - du musst dich wegen dieser Sache nicht schämen. Sie schloss die Augen und presste die englischen Worte für Verbundenheit über ihre Yri-Zunge.

«Es ist mir egal, ob das egoistisch ist. Ich bin froh, dass du hier bist, hier, wo ich bin.» Dann begann sie ihr Bett zu machen und ihre Kleider wegzuhängen. Währenddessen schwatzten sie über dieses und jenes: Miss Coral, Helen, Maries letzten Krach und die Schwestern auf B (welche kam, wenn es Schwierigkeiten gab, und welche nicht).

Dann sagte Deborah: «Die Gerüchteküche hat mir nichts darüber zukommen lassen, dass du wieder hier bist.» Sie sah Carla geradeheraus an, während sie das sagte, und mit diesem Blick sagte sie alles, was zudringlich gewesen wäre, wenn sie es in Worte gefasst hätte.

«Es wird furchtbar einsam da draußen, das ist alles», antwortete Carla. Sie hatte Deborah das Vorrecht zu einer Frage eingeräumt; Deborah versuchte, sie einfach klingen zu lassen.

«War es schlimm, zurückzukommen?»

«Nun... es ist eine Niederlage», sagte Carla, nickte die Frage mit ihrem Kopf weg und lenkte sanft auf ein anderes Thema über. «Ich war an meinem Arbeitsplatz ganz allein - morgens die lange Fahrt zur Arbeit macht dich irgendwie betäubt, und niemand war da außer den Technikern und <Guten Morgen> und <Gute Nacht>. An den Abenden ging ich ins Kino oder blieb in meinem Zimmer und las technische Bücher, um aufzuholen. Bald erinnerten mich die Straßen an andere Straßen, damals in St. Louis, und wie es damals war das Gefühl von alledem schien genau das gleiche zu sein.»

Der Ausdruck vertrauten Schmerzes stand auf Carlas Gesicht, während sie sprach, aber plötzlich riss sie sich von ihren Gedanken los. «Ich sage nicht, dass niemand Erfolg hat», sagte sie eilig, «oder dass ich es nicht schaffe - es liegt nur daran, dass ich manchmal aus Trotz hinausgehe, wenn ich noch nicht so weit bin -» Das Klingeln einer Glocke unterbrach sie. «Die BT-Werkstatt ist offen», sagte sie, «komm, los - ich zeig dir alles.»

Draußen war die Winterluft scharf und kalt. Deborah fand die Welt unvergleichlich wunderbar. Irgendwo jenseits des Geheges stieg Rauch hoch, und hin und wieder kam ihr der Geruch in die Nase. Neben ihr war eine Freundin, und in der Werkstatt wartete ein Zeichenblock darauf, mit Skizzen gefüllt zu werden. Sie versuchte die Dankbarkeit und das Verlangen zurückzudrängen, die sie innerlich überschwemmten, aber ihre Augen füllten sich mit den Farben und den Dimensionen der Welt, mit den Gesetzen der menschlichen

Gattung gleicher Substanz - Bewegung und Schwerkraft, Ursache und Wirkung, Freundschaft und ein Gefühl von Menschsein. Sie hörte einen Ton hoch über und hinter sich, und als sie sich umdrehte, sah sie Miss Coral von einem Fenster der Station D winken. «Sie muss wieder in Absonderung sein», sagte Carla, indem sie die Fenster zählte. Sie winkten zurück und zeichneten ein paar Augenblicke lang Signale in die Luft, um sich miteinander zu verständigen.

(Ich war in eine Schlägerei verwickelt) sagte Miss Coral, indem sie weit ausholend hinter dem vergitterten Fensterausschnitt gestikulierte.

(Ich bin frei!) antwortete Deborah, indem sie Ketten zerbrach und einen Luftsprung machte.

(Wie weit?) fragte Miss Coral und machte ein Zeichen, als ob sie auf das Meer hinaussähe.

Deborah machte mit ihrem Arm eine Wand und blieb mit der anderen Hand davor stehen.

(Schwester kommt!) schrie Miss Coral und hielt beide Hände an den Kopf: für die beiden Flügel der weißen Haube - und dann das Drehen eines Schlüssels.

(Auf Wiedersehen!) ein kurzes Winken und weg.

Eine Pflegerin war aus der hinteren Tür herausgekommen und hatte sie auf dem Gehweg gestikulieren sehen. «Was macht ihr Mädchen da?» fragte sie.

«Wir üben gerade», sagte Carla, «wir üben gerade.» Sie gingen weiter zur Werkstatt, die in einem der Nebengebäude war.

Die Werkstatt wirkte warm und normal in ihrer Geschäftigkeit - bis man näher hinsah und merkte, dass alles nur Imitation war. Patienten sägten oder modellierten in Ton, lasen oder machten Collagen mit Leim und Resten. Das meiste war Scheinarbeit durchsichtigster Art, und insgeheim war Deborah verlegen. Die aus den Gesetzen der Welt Verstoßenen schienen sich ihre Hände an der Illusion befriedigender Arbeit zu wärmen. Vergeblich suchten sie nach Gewebe, Papier und Material der Wirklichkeit, ribbelten alte Wollschals auf, um die Wirklichkeit aus ihnen herauszuholen. In einem Land, in dem Nützlichkeit über alles ging, schien Deborah die *therapeutische* Scheinarbeit ein unwissentlicher Schlag gegen den Stolz, den die Patienten angeblich entwickeln sollten. Eine Beschäftigungstherapeutin kam in ihrer blauweißgestreiften Uniform auf sie zu. «Nanu, hallo Carla», sagte sie ein bisschen zu fröhlich; und dann mit einem Blick auf Deborah: «Haben Sie uns Besuch mitgebracht?»

«Ja», sagte Carla. «Wir wollten nur einmal hereinschauen. Das ist Deborah.»

«Aber natürlich!» sagte die Beschäftigungstherapeutin enthusiastisch. «Ich hab Sie doch schon einmal gesehen - oben auf Station

DI»

Köpfe schossen von der Arbeit hoch. Deborah hatte plötzlich die Vision, dass die Beschäftigungstherapeutin in Jägerkleidung über ein im Wind wogendes Weizenfeld schoss und plötzlich einen erschreckten Vogelschwarm aufscheuchte. Carla verstand, was vorging und wandte sich einen Augenblick ab. Dann drehte sie sich zurück und sagte: «Sie ist jetzt auf Station B und wohnt bei mir im Zimmer.»

Einige Gesichter entspannten sich, und einige Hände nahmen ihre Arbeit wieder auf.

Sie blieben eine Weile da, und Deborah wurde einigen der männlichen Patienten vorgestellt. Während sie deren Namen hörte, überlegte sie, was in aller Welt Männer krank machen könnte. Danach gingen die beiden Mädchen zur Station A hinüber. Sie war offen, es gab dort Kaffee für Patienten und Personal.

«Er ist hauptsächlich für die», sagte Carla, «aber du siehst daran, worauf du hoffen kannst; wenn niemand anders Kaffee will, geben sie uns vielleicht, was übrig ist.» Deborah wollte nicht hineingehen. Ein Schuss über das Weizenfeld pro Tag war genug.

«Carla... du bist draußen gewesen, ich meine wirklich draußen. Ist das draußen immer so, wenn einer von uns in ein Zimmer kommt?»

«Manchmal», sagte Carla. «Wenn du Arbeit bekommst, musst du Papiere haben zum Vorzeigen, und manchmal kommt ein Sozialarbeiter, um nach dir zu sehen. Es kann sehr, sehr hart sein, aber die Leute sind manchmal besser, als du erwartest. Bei vielen Arbeitsstellen musst du deine «Gesundheitspapiere» vorzeigen, und sie machen viel Wind darum. Aber bei den besten Leuten draußen empfindest du es als Ehre, den Titel «Mensch» mit ihnen zu teilen. Am schwierigsten ist es, wenn jeder höflich ist und Guten Morgen und Gute Nacht sagt, und du hast das Gefühl, dass die Entfernung zwischen dir und ihnen immer größer wird. Die Ärzte sagen, der Fehler liegt beim Kranken - bei mir. Wenn ich weniger ängstlich wäre, sagen sie, würden leichter Freundschaften entstehen; aber das ist leicht gesagt. Ich glaube nicht, dass einer der Ärzte jemals versucht hat, mit einem solchen Brandmal auf der Stirn in eine Gruppe hineinzukommen, oder dass je einer von ihnen erlebt hat, wie die Aufnahme in diese Gruppen an Mitleid oder morbider Faszination hängt.»

Deborah lachte. «Ärzte! Verbringen Sie ein *herrliches* Jahr mit Reisen in fremde Länder! Besuchen Sie Ihr Irrenhaus als Patient!»

Carla lachte. «Reisen Sie ohne Ihr Prestige, Ihre bürgerlichen Rechte oder Ihre Selbstachtung! Erschauern Sie vor dem verlogenen Schön-Schön, wenn Sie auf der anderen Seite des Zauns stehen!»

Eine Zeitlang schwelgten sie in dem Spiel, mit all jenen Ärzten abzurechnen, die ihr Prestige und ein gewisses Gefühl, über Realität als Privateigentum zu verfügen, dazu benutzten, eine Mauer zwi-

schen sich und ihren Patienten zu errichten. Deborah kam der Gedanke, dass Dr. Halle, Furii und der Neue Doktor keine Reise brauchten, weil sie das Tor zwischen sich selbst und ihren Patienten niemals ganz geschlossen hatten.

«Ich habe vergessen, dir etwas zu sagen», sagte Deborah, als sie zur Station zurückgingen, «über Helen. Du weißt, dass wir immer über ihre Witze gelacht haben, aber bis vor kurzem waren sie schrecklich kalt. Irgendwie konnte man in letzter Zeit so etwas wie Mitgefühl bei ihr spüren.» Deborah erzählte Carla, wie Helen an der Tür gestanden hatte, als sie die Station verließ. Helen hatte gewartet, bis sie einen Augenblick allein waren, und hatte dann gesagt: «Warum kann nicht ich es sein, die geht?» Deborah hatte gesagt: «Ja, warum nicht?» und Helen hatte zerstreut geantwortet, als dächte sie zum ersten Mal darüber nach: «Vielleicht... vielleicht...»

Sie war niemals so ungeschützt gewesen, nicht einmal im Schlaf. Gewiss, als die Schwester kam, um Deborah hinunterzubringen, hatte sie es natürlich versteckt, sie hatte die Faust geschüttelt, Deborah «eine blöde Hure» genannt und ihr nachgeschrieen: «Vergiss das ja nicht!» Aber Deborah hatte gelächelt und gewusst, dass Helen das «Vielleicht» verflucht hatte und keineswegs sie.

Sie gingen durch die nicht abschließbare Südtür und begegneten dem neuen Doktor, der gerade herauskam. Als er Deborah sah, leuchtete sein Gesicht auf. «Hallo!» (mit einem Lächeln tief in den Augen) «Ich habe von deiner Adressenänderung gehört. Herzlichen Glückwunsch!» Sein Ton war respektvoll. Sie hatte nicht bedacht, dass einem der Wein bei der ersten Probe der neuen Welt so leicht zu Kopfe steigen könnte. *Aber vielleicht weiß er wirklich nicht genug, um sich ein Urteil zu erlauben*, wisperte Deborah den Göttern von Yr zur Versöhnung zu.

«Etwas Merkwürdiges - etwas, worüber ich vorher nie nachgedacht habe -», sagte Deborah zu Frau Dr. Fried, «- dass Juden ihre eigene Form der Intoleranz haben. Ich habe nie jemanden gut gekannt, der nicht Jude war, und ich habe nie jemandem rückhaltlos vertraut, der nicht Jude war. Dr. Hill, der neue Doktor, und Carla sind Protestanten, und Helen ist katholisch, und Miss Coral kommt aus einer Art ekstatischer Baptistenkirche...»

«Ja?»

«Ja, ich habe in Gedanken etwas Komisches gemacht. Ich habe sie zu Juden *gemacht*, damit sie mir nahe stehen konnten.»

«Wie machst du das?»

«Nun, es ist ein Schritt mehr, als zu vergessen, dass sie Heiden sind - von denen wurde uns immer gesagt, dass sie einen am Ende betrügen. Ich habe außerdem noch zu vergessen, dass sie auch keine Juden sind. Gestern fragte mich Carla, was ich von jemandem hielte.

Ich sagte: «Du kennst den Typ - er möchte Individualist sein, also weint er das ganze Purimfest über.» Erst ihr Blick, dieses plötzliche, überraschte Innehalten, und langes, langes Nachdenken brachten mich darauf, dass sie nicht wusste, wovon ich sprach, *weil sie nicht Jüdin ist.»*

«Kannst du sie sein lassen, was sie sind, und selbst sein, was du bist, und sie trotzdem lieben?»

«Die Klinik hat mir das geschenkt», sagte Deborah langsam, «wenn du verrückt bist, macht es kaum einen Unterschied, ob du ein verrückter Jude oder ein verrückter Holy Roller bist...»

Frau Dr. Frieds Gedanken wanderten für einen Augenblick zu einem Artikel, den sie einmal geschrieben hatte; er erörterte die Frage, wie ein Arzt einem genesenden Patienten beibringt, dass seine eigene neugeborene Gesundheit mit den Symptomen von Wahnsinn in der Welt fertig werden muss. Die Gesundheit dieses Mädchens mochte eines Tages für ein wenig mehr Freiheit und Vernunft in der Welt in die Waagschale fallen. Dann gab sie sich einen Ruck und sagte: «Wie froh bin ich, dass du das entdeckt hast! Aber etwas anderes; ich habe bei dieser Geschichte genau zugehört, an die du dich erinnerst: wie du beinahe deine Schwester aus dem Fenster geworfen hast, als sie ein Baby war - irgendetwas daran hat mich gestört; irgendetwas stimmte daran nicht. Erzähl mir die Sache noch einmal.»

Deborah erzählte die Geschichte noch einmal: Wie sie nach dem Körbchen gegriffen hatte, nach dem kleinen Liebling, dessen Hässlichkeit für sie so offensichtlich war und für alle andern so unsichtbar; von dem Fenster, aus dem sie das kleine Wesen hinausgehalten hatte, wie die Mutter hereinkam und sie sich ihres Hasses wegen schämte und weil sie dabei ertappt worden war; und wie sie, als sie die Schwester dann lieb gewann, bei dem Gedanken gezittert hatte, dass sie Suzy's Leben an jenem Tag ein Ende hätte machen können. Über dem ganzen Geschehen brütete der Geist der wissenden, beschämten und sorgenvollen Eltern, die aus Barmherzigkeit schwiegen.

«War das Fenster offen?» fragte Furii.

«Ja, aber ich erinnere mich, es weiter geöffnet zu haben.»

«Hast du es ganz aufgemacht?»

«Genug, um mich mit dem Baby weit hinauszulehnen.»

«Ich verstehe. Dann, nachdem du das Fenster geöffnet und es geprüft hastest, indem du dich hinauslehntest, bist du hingegangen und hast das Baby geholt?»

«Nein - ich habe es erst hochgenommen und dann beschlossen, es zu töten.»

«Ich verstehe.» Furii lehnte sich zurück wie Mr. Pickwick nach einer guten Mahlzeit. «Jetzt spiele ich Detektiv», sagte sie, «und teile dir mit, dass deine Geschichte zum Himmel stinkt! Eine Fünfjährige hebt

ein schweres Kind hoch, trägt es zum Fenster, hält es auf der Fensterbank mit ihrem eigenen Körper, während sie das Fenster öffnet und das Hinauslehnen übt, hebt das Baby über die Fensterbank und hält es mit ausgestreckten Armen aus dem Fenster, bereit, es fallen zu lassen. Die Mutter kommt herein, und wie der Blitz reißt diese Fünfjährige das Baby nach drinnen, wo es zu weinen anfängt, so dass die Mutter es nimmt -»

«Nein - in dem Augenblick war es schon wieder im Körbchen.»

«Sehr interessant», sagte Furii. «Bin ich nun verrückt, oder hast du diese Geschichte erfunden, als du fünf Jahre alt warst und herein kamst, das Baby dort liegen sahst und es so sehr hasstest, dass du es töten wolltest?»

«Aber ich erinnere mich...»

«Du magst dich wohl daran erinnern, Suzy gehasst zu haben, aber die Tatsachen sprechen gegen dich. Was hat deine Mutter gesagt, als sie herein kam? Sagte sie: «Leg das Baby wieder hin!» oder «Tu dem Baby nicht weh!»?»

«Nein, ich erinnere mich ganz deutlich. Sie sagte: «Was machst du denn hier?» und ich erinnere mich, dass das Baby dann weinte.»

«An dieser Sache wundert mich vor allem, dass ich so damit beschäftigt war, auf die Gefühle zu achten - den Hass und den Schmerz -, und dabei die Tatsachen aus dem Blick verlor. Sie mussten mir erst ins Gesicht springen, bis ich sie sah. Der Hass war real, Deborah, und der Schmerz auch. Aber du warst einfach nicht groß genug, um irgendetwas von dem zu tun, woran du dich erinnerst. Die Scham, die, wie du sagtest, deine Eltern all diese Jahre empfunden haben, war nur dein Schuldgefühl, dass du deiner Schwester den Tod gewünscht hast. Mit der falschen Vorstellung deiner eigenen Macht (eine Vorstellung, nebenbei gesagt, aus der dich deine Krankheit nie hat herauswachsen lassen) hast du jene Gedanken in eine Erinnerung verwandelt.»

«Es hätte genauso gut Realität sein können; ich habe all diese Jahre damit gelebt, als ob es real wäre.»

«Ja, das ist wahr», sagte Furii lächelnd, «aber du wirst dich mit diesem besonderen Stock nicht länger selbst prügeln können. Unsere Möchtegern-Mörderin ist nichts weiter als eine eifersüchtige Fünfjährige, die in die Wiege des Eindringlings hineinschaut.»

«Körbchen», sagte Deborah.

«Die mit den hohen Beinen? Mein Gott, dann konntest du noch nicht einmal hinaufreichen. Ich gebe morgen mein Detektivabzeichen zurück!»

Deborah war wieder im Zimmer, war wieder fünf Jahre alt und wollte mit ihrem Vater das neue Baby ansehen. Ihre Augen waren auf der Höhe seiner Handknöchel, und wegen der Rüschen am Körbchen musste sie sich auf ihre Zehenspitzen stellen, um über den Rand zu

gucken. «Ich hab sie nicht einmal angefasst...», sagte sie abwesend.
«Ich hab sie nicht einmal angefasst...»

«Wo du nun schon einmal dort bist, können wir diese Zeit ebenso gut zusammen ansehen», sagte Furii.

Deborah begann von dem Jahr des Glanzes zu erzählen, bevor die Dürsternis sich endgültig eingenistet hatte. Sie durchforschte die kurze Zeit, da der Blick nach vorn noch voll Erwartung gewesen war. Jetzt wurde ihr klar, dass sie während dieses einen Jahres - selbst mit der falschen Last eines Mordes und ihrer Entthronung als Prinzessin - noch nicht zum Untergang verurteilt gewesen war. Es hatte diese Zeit gegeben - die Erkenntnis überkam sie mit Macht und voll Bedeutung - da sie noch dem Leben verpflichtet gewesen war, freudig und begierig gelebt hatte, weil es eine Gegenwart und eine Zukunft gab.

Sie kam zurück aus dem Sonnenschein des fünften Jahres, und Tränen rannen über ihr Gesicht. Furii sah die Tränen und nickte. «Meine Anerkennung.» Deborah verstand jetzt, dass dieses sehr frühe Glücksgefühl ein Beweis dafür war, dass ihr Fluch nicht ererbt, dass sie nicht durch und durch verdammt war. Es hatte eine Zeit gegeben, in der sie litt und doch voll Leben war. Inbrünstig begann sie zu weinen. Es war immer noch das Weinen eines Neulings - herb, ungehemmt und bitterlich. Als es nachließ, musste Furii fragen, ob es ein gutes gewesen war - eins, das heilte.

«Welcher Tag ist heute?» fragte Deborah.

«Der 15. Dezember. Warum fragst du?»

«Ich habe gerade laut gedacht. Die Yr-Zeit ist innerlich. Sie wissen von den zwei Kalendern und wie die Tage gezählt werden zwischen den Gerichtssitzungen des Chorus.»

«Ja.»

«Nun, ich erinnerte mich gerade, dass heute der Vierte *Englift zum Annot* ist. Das bedeutet, dass wir den Ansteigenden Kalender haben.» Sie war immer noch zu verängstigt, auszusprechen, dass sie sich durch irgendetwas Wunder aus der Hölle in die Vorhölle emporgehoben fühlte.

Als sie das Zimmer der Ärztin verließ und auf die Station zurückkehrte, fiel ein eiskalter Regen. Die Kälte in der kausalen Welt ließ sie schaudern, und sie war dankbar, weil es eine Kälte war, die den Gesetzen und den Jahreszeiten der Erde entsprach. Im «Gehege» waren die Äste der Bäume nass und schwarz. Sie sah Idat hoch über sich auf einem großen Zweig einhergehen. Ihre Schleier schimmerten wie die Luft über einem Feuer.

Leide, Opfer, grüßte Idat sie.

«Oh, *Idat!*» antwortete Deborah auf Yri. Die Erde ist jetzt so gut - warum muss man zerbrechen, wenn man beides, Yr und Anderswo, haben will?»

Bin ich nicht herrlich in diesem Baum? fragte die Göttin. Fragen hatten auf Yri etwas besonders beißendes, weil sie der Form nach vertraut waren und weil sie daran erinnerten, wie flüchtig und vergänglich das Fragen überhaupt war. Idat war die Heuchlerin, und ihre Antworten waren stets schwierig. *Ich glaube, ich werde immer eine Frau sein*, sagte sie jetzt. *Dann hast du etwas, wonach du dich selbst formen kannst.*

Deborah wusste, dass Idat niemals ein Vorbild für sie sein konnte. Sie waren in jeder Hinsicht verschieden, vor allem, weil Idat eine Göttin war, unsagbar schön und überhaupt nicht an die Welt gebunden. Wenn Idat weinte, gefroren ihre Tränen zu Diamanten, die auf ihr Gesicht gespritzt waren. Ihre Gesetze waren nicht die der Erde.

Bleibt bei mir, bat Deborah die Yr-Götter und gebrauchte das Wort, das *für immer* bedeutete. Es kam keine Antwort.

Während des Abendessens schien Carla besonders nervös zu sein. Ihre Hände zitterten, und sie sah bleich und krank aus. Deborah versuchte sie zu wärmen, indem sie sie mit reinen Erdenaugen ansah, aber es half nicht. Als der Kaffee kam, versuchte Carla ihre Tasse hochzunehmen, aber sie sprang aus ihren mit Hochspannung geladenen Händen, fiel auf den Boden und zerschellte wie die spröde Kruste der Wirklichkeit, auf der sie alle gingen. Während der Ton des brechenden Geschirrs noch nachhallte, konzentrierten sich die anderen am Tisch schnell auf ihren eigenen Platz auf dieser Kruste, während die Furcht auf vertrauter Fährte in ihnen hoch kroch.

Dann nahm Deborah Carlas Hände und hielt sie. Die Hände wurden ruhig. Carla wurde ruhig. Deborahs Impuls kam schneller als die Erinnerung daran, dass in Yr Zeit und Jahreszeit nach einem inneren Klima gemessen wurden und dass der *Vierte Englifft* zum Annot eine gute Ausgangsposition war; schneller als die Erinnerung, dass immer noch eine Schuld an Sylvia zu bezahlen war und dass sie noch immer McPherson einen Kuß geben wollte - seit langer Zeit. Sie sah Carla an. Ihr Gesicht war noch immer bleich und niedergeschlagen, aber es war schon besser als vorher. Die Hände entspannten sich. Niemand sagte etwas, und bald darauf hob die Schwester, deren spezielle Aufgabe es war, das Zeichen zum Ende der Mahlzeit zu geben, diskret ihren weißen Arm - gerade hoch genug, dass man es sah, und im Großen und Ganzen stand jeder auf und ging. Bei diesem Zeichen merkte Deborah, dass sie für Carla *unverborgen* geworden waren. Als sie die Treppe hinaufging, schien es ihr, als ob sie vielleicht - nein, vielleicht war zu stark - als ob sie dreien weniger als vielleicht mehr als nur eine Ex-Beinahe-Mörderin sein könnte. Sie könnte jemand sein, der beinahe - und das Wort traf sie wie eine Faust, aber es war da und sie konnte es nicht streichen oder

aus ihrem Kopf verbannen - der beinahe gut war.

24.

Ihr Traum begann mit winterlicher Dunkelheit. Aus der Dunkelheit kam eine große Hand, zur Faust geballt. Es war die Hand eines Mannes, kraftvoll und zerklüftet von den Schatten zwischen Knochen und Sehnen. Die Faust öffnete sich, und auf der breiten Handfläche lagen drei kleine Stückchen Kohle. Mit ungeheurem Druck schloss sich die Hand zur Faust. Der Druck erzeugte weiße Hitze und wurde immer stärker, ein Gefühl von bleischwerer, zermalmender Zeit. Sie schien den Schmerz der Kohle mit ihrem eigenen Körper zu fühlen, beinahe jenseits des Erträglichen. Schließlich schrie sie der Hand entgegen: «Hör auf! Wirst du niemals aufhören! Nicht einmal ein Stein kann das ertragen... nicht einmal ein Stein...!»

Nach einer Zeit, die zu lang schien, als dass irgendeine Materie hätte standhalten können, ließen die Foltern in der Faust nach. Die Faust drehte sich leicht und öffnete sich ganz langsam. Diamanten, drei Diamanten.

Drei klare und strahlende Diamanten, von Licht durchbrochen, lagen in der guten Hand. Eine tiefe Stimme rief ihr zu: «Deborah!» und dann weich: «Deborah, das wirst du sein.»

25.

Am 1. Januar fuhr Deborah zu einem fünftägigen Besuch nach Hause, mit einer Ungeduld, die ihre Angst noch übertraf. Obwohl sie wusste, dass ihr Gesicht einen fremden Ausdruck hatte, dass sie abgesehen von den Narben der Schnitte und Verbrennungen - ein verstohlenes Zeichen an sich trug - einen Hauch von In-Sich-Gekehrt-Sein und Einsamkeit - riss sie der Hunger nach der neuen Welt mit sich.

Sie wurde zu Hause empfangen, als ob sie die Welt erobert hätte. Suzy war gewarnt, Jacob war gewarnt, Großmutter und Großvater waren gewarnt, und alle die alten Tanten und Onkel: gewarnt, so dass alle zitternd vor Mitleid und Furcht ihre Liebe demonstrieren konnten, um zu beweisen, dass diese Liebe noch heil war. Alle ihre Lieblingsgerichte wurden aufgetischt, und alle Leute, die sie gern mochte, kamen, um die Tatsache zu bezeugen, dass *«trotz und alledem»* und *«egal was...»*

Deborah versuchte, die festlichen Gerichte zu essen und mit den Leuten zu sprechen, die gekommen waren, um sie zu sehen; aber Erschöpfung überfiel sie, als sie sich hinsetzte. In der Klinik waren die Beziehungen zu anderen Menschen kurz und flüchtig, sie wurden nie durch mehr als zwei oder drei Leute zur gleichen Zeit kompliziert; die Unterhaltungen brachen plötzlich ab, wenn Dunkelheit auf einen der Sprecher fiel. Jetzt hörte sie das Geplauder, und die Gesprächsfäden waren ineinander verwoben wie die Fäden eines Wollknäuels, wenn die Katze damit spielt. Es war unmöglich, ihnen zu sagen, wie ungeheuer groß die Distanz zwischen ihr und dem Rest der Menschheit für sie war, selbst wenn sie ein menschliches Wesen war.

Jacobs Wärme und Stolz, rührend und verwundbar, strömten zu ihr hinüber, als er sie wieder an seinem Tisch sitzen sah. «Ich wette, an jenem Ort gibt es kein Stück Fleisch wie dieses hier.»

Deborah war drauf und dran zu antworten, dass schon das Besteck als Herausforderung genüge, aber sie fing sich noch rechtzeitig. «Bald wirst du für immer nach Hause kommen», sagte er.

Deborah wurde so bleich, dass sich Esther wie ein Selbstmörder von einem Wolkenkratzer in die Unterhaltung hineinwarf. «Na ja, das wird sich finden, das wird sich finden - ich meine, die Pilze sind köstlich - siehst du, Debbie, deine Lieblingsgerichte!»

Suzy saß auf der anderen Seite des Tisches und sah Jacob und Esther und die unansehnliche, müde, ältere Schwester an, die eigentlich jünger war als sie, und die gefeiert und gehätschelt wurde, als ob ihre Heimkehr eine Art Wunder wäre. Sie wusste, dass sie diese jetzige Debbie beschützen musste. Es war nicht die Schwester, die sie sich gewünscht hatte - die Schwester, die zu Bällen geht, all die

Jungen-Bekanntschaften, Universitätswettkämpfe und der ganze Glanz - aber irgendwo und durch irgendeinen falschen Zauberspruch hingen das ganze Glück und der Frieden der Familie an ihr. «Guck mal, Debbie», sagte sie, «Mutter und Vati haben mir schon von jenem Ort erzählt, und dass es keine Schule ist. Also, wenn alle endlich mal aufhören würden, dauernd wegen diesem großen Geheimnis in Ohnmacht zu fallen, wäre es sehr viel einfacher.»

Es wäre dann einfacher, dachte sie, ins Schlafzimmer zu gehen und ihre Freundin anzurufen und ihr zu sagen, dass sie nicht mit auf den Ausflug kommen würde, den sie so lange geplant hatten. Mutter und Vati brauchten sie jetzt, Debbie brauchte sie auch - auf eine irgendwie beängstigende Weise. Es war wirklich zu schade... Sie fühlte die Tränen in sich aufsteigen, weil sie sich so sehr gewünscht hatte, diesen Ausflug mitzumachen. Sie wagte nicht, sich die Augen zu wischen, solange man sie sehen konnte.

Sie stand auf, weil sie wusste, dass sie ohne sie reden wollten. «Entschuldigt mich, ich muss Anette anrufen.»

«Du gehst doch mit, oder?» fragte Esther und dachte daran, wie lange Suzy schon über «ihr Wochenende» geredet hatte.

«Nein... ich gehe nächstes Mal mit.»

«Weil ich hier bin?» sagte Deborah.

«Nein - nein, ich möchte diesmal einfach nicht.» Eine schlechte Lüge.

Deborah, von einem zweiten Tag in der Welt bereits erschöpft und abgestumpft, versuchte Suzy's Gefühle zu fassen. «Sollten sie erst hierher kommen oder irgendetwas?» fragte sie.

Suzy drehte sich um und hätte beinahe geantwortet, aber sie schluckte es hinunter und sagte dann: «Du bist nicht so oft hier. Diese Woche möchte ich *dich* sehen.»

«Bemuttere mich nicht, sag es mir!» sagte Deborah und versank unter die Welt.

«Nein!» schrie Suzy, und dann drehte sie sich um und ging ins Schlafzimmer, um anzurufen.

«Sie hat dich wirklich sehr lieb», sagte Esther. «Die ganze Familie tut, was sie kann - alle Wege hat man dir geebnet.» Alles, was Deborah hörte, war das Geräusch ihres eigenen erschöpften Keuchens, als sie einen Mount Everest hinaufkletterte, der für jeden andern ein leichter und flacher Hügel war. Als sie sich an der endlosen, steil aufragenden Klippe hinaufhangelte und emporzog, hatte sie das Gefühl, dass jede Gefälligkeit, jede Hilfe eine unbezahlte Schuld war, die ihr von liebevollen Peinigern aufgeladen wurde und die wie Bleiklumpen auf ihr lastete. Unter Gleichen ist Dankbarkeit wechselseitig; ihre Dankbarkeit gegenüber diesen Titanen, die sich selbst als Durchschnitt bezeichneten und sich ihrer eigenen ungeheueren Kraft, die es braucht, um lebensfähig zu sein, gar nicht bewusst

waren - ihre Dankbarkeit gegenüber diesen Titanen verstärkte nur ihr Gefühl, mehr denn je verloren, unbrauchbar und einsam zu sein.

Als Deborah im Bett lag, kamen Esther und Jacob verlegen mit den Beruhigungsmitteln, die die Klinik verschrieben hatte, an ihr Bett. Als Deborah sie nahm, sah Jacob weg, aber als er ihr dann einen Gutenachtkuss gab, sagte er werbend: «Es ist schön hier, nicht? Du gehörst hierher.» Der Tumor rührte sich in ihrem Innern. Jacob fuhr fort: «Debbie, du brauchst nicht bei all diesen... diesen schreienden Frauen zu bleiben.»

«Welche schreienden Frauen?» fragte Deborah und überlegte, ob er sie selbst jemals lauter als flüsternd erlebt hatte. Sie hoffte inbrünstig, dass das nicht der Fall war.

«Na ja, als wir zu Besuch kamen... haben wir es gehört -».

Der Schmerz bei seinem Anblick machte sich in einem Lachen Luft. «Ach, ich weiß - das muss die dicke, dumme alte Lucie Martenson gewesen sein. Sie rächt sich an allen dadurch, dass sie an den vorderen Fenstern von Station D Tarzan spielt und die Besucher zu Tode erschreckt.» Jacob war nie auf den Gedanken gekommen, dass der Schrei, der ihn immer noch in seinen Träumen verfolgte, einfach der Schrei eines Menschen sein könnte, eines Menschen namens Lucie, und der Gedanke beruhigte ihn ein wenig; aber er umarmte Deborah fest, als er ihr Gute Nacht sagte.

In der Dunkelheit war ihr Zimmer von Yr-Gestalten erleuchtet. *Wir haben dich niemals gehasst*, sagte Lactamaeon, glänzend auf seinem müde gerittenen Pferd.

Die Grausamkeit war zum Schutz! sagte Anterrabae im Wechselgesang und schwang ein Funkenbündel in seiner Hand.

Wir kamen zur Zeit der Trockenheit und als die Hoffnung tot war, rief Lactamaeon.

Wir kamen mit Gaben, sagte Anterrabae. *Als du nirgendwo anders lachtest, hast du mit uns gelacht.*

Sie wusste, dass das die Wahrheit war. Selbst jetzt, wo sie eine Welt voller Farben genoss und voller Gerüche, die wirklich zu dem passsten, was man roch - sogar jetzt, wo sie aufrichtig verliebt war in Ursache und Wirkung, in die Gesetze der Optik, des Schalls, der Bewegung und der Zeit - selbst jetzt überlegte sie, ob es sich lohnte, Yr für all dies einzutauschen. Natürlich, das Yr, das sie meinte, war das Es-war-einmal-Yr, nicht das anarchische Yr vom Ende der Welt, das Yr der letzten Tage, das seine Königin im Sturz über endlose Weiten in die Abgründe der Willenlosigkeit jagte, sondern das alte Königreich der frühen Jahre: mit einer Felsenspitze für einen Adler, mit einem grenzenlosen Himmel, mit grünen Wiesen, wo wilde Pferde grasten, und mit Flügen mit Anterrabae, die das Licht hinter sich aufsprühen ließen.

Die Veränderung hatte mit dem Erscheinen des Zensors begonnen - nach einer langen Zeit des Schreckens, von der sie heute wusste, dass es der Zusammenprall der beiden Welten gewesen war. Er hatte ihr Schutz versprochen und gesagt, er werde die beiden Welten voneinander getrennt halten, so dass sie sicher von der einen zur andern gehen könnte, mit einem Lippenbekenntnis zu der grauen und einsamen Erde, dafür frei in Yr. Als die Freude am größten war, war das Glück so ungeheuer, dass ihre Füße den Boden nicht ertragen konnten und sie zu fliegen begann. Die Zeit des reinen Fluges, des freudigen und vollkommenen Fluges war kurz gewesen, und der Zensor hatte angefangen, wie ein Tyrann in beiden Welten zu regieren. Yr schenkte ihr immer noch Schönheit und große Freude, aber die Schönheit und die Freude waren abhängig von den sprunghaften Launen des Tyrannen.

Jetzt musste sie noch einmal wählen, aber diesmal lag auf der Waagschale, die die Werte der Erde enthielt, eine neue Größe: Hoffnung - das kleine, kleine ‹Vielleicht›. Noch immer war die Erde ein Ort voller Gefahren und Verrat, besonders für einen Fremden. Das Beruhigungsmittel begann ihre Sinne einzuschlafen, aber im letzten wachen Augenblick trug der helle Glanz von Yr den Sieg davon.

Suzy blieb am nächsten und übernächsten Tag zu Hause. Angehörige der Familie kamen immer noch zu Besuch, sorgfältig gruppiert, je nachdem, was sie über Deborahs ‹Zustand› nicht wussten. Deborah hatte einen Packen ihrer Zeichnungen mit nach Hause gebracht, um sie Esther zu zeigen. Esther hatte immer das erste Urteil abgegeben, und nun zeigte sie sie stolz einer Gruppe von Tanten und Großtanten nach der andern, die sie mit dem verwirrten und toleranten Stolz von Verwandten besahen. Es waren überhaupt keine Szenen aus der Klinik dabei, aber auf einem Bild war Helen, eine Verrückte mit strähnigem Haar und hohlen leeren Augen, die in einem Spiegel das liebliche Bild der Schulfreundin auf der Fotografie ansah. Und da waren Constanzia und die beiden Schwestern, die nötig waren, um sie spazieren zu führen; sie erschienen als winzige kleine Figuren in einem Gehege, das sich im Unendlichen verlor. Sie ließ Deborah die Technik dieser und anderer Bilder erklären. Die meisten Besucher gaben sich mit einem übertriebenen Lob zufrieden, wie immer, und verabschiedeten sich mit einem Kuss und einem Scherz über Suzys letzte Eroberung. («Nein, Tante Selma, das ist *Wochen* her - ich bin nur mit ihm zu einer Party gegangen.»)

Beim Abendessen lobte Esther Deborahs Ausgeglichenheit und Charme. Aber Deborah schien es, als ob Suzy sich während der beiden letzten Tage verfinstert hatte. Sie hätte ausgehen und die verlorene ältere Schwester all den lobenden Bemerkungen überlassen

können - aber sie war geblieben. War es vielleicht doch die schleimhafte Ansteckung - das langsame Gift des Deborah-Seins, von dem ihr Verstand sagte, dass es das nicht gab, das aber trotzdem - weit jenseits jeder Logik und jedes Willens - flüsterte: «Sie lügen! Sie lügen!»

An diesem Abend nahm sie ihr Beruhigungsmittel früh und ging zu Bett. Im Wegdämmern hörte sie Suzys und Esthers Stimmen aus dem Wohnzimmer. Sie klangen aggressiv und gequält. «Um Gottes willen!» sagte Deborah und schlief ein.

«Du hörst die andern nicht», seufzte Suzy, «denn wenn es nichts mit Deborah zu tun hat, hörst du einfach nichts, aber ich bin nicht bloß ein sorgloser, dämlicher Trottel!»

«Du bist nicht fair», sagte Esther. «Bloß weil sie nur für ein paar Tage zu Hause ist, sieht es so aus, als ob wir mehr Aufhebens machen.»

«Jeder Brief», schluchzte Suzy, «jeder Besuch, den ihr bei ihr macht! Ich zeichne auch; ich tanze, und letztes Jahr habe ich zwei Lieder für den bunten Abend im Lager geschrieben. Sie sind vielleicht nicht so tiefgründig wie Debbies Bilder, aber du hältst Oma niemals damit auf oder lädst Tante Nathalie und Onkel Matt ein, um das neue Lied zu hören, das *ich* geschrieben habe oder den klugen Satz, den *ich* gesagt habe.»

«Kannst du denn nicht begreifen, du dummes Mädchen», sagte Esther beinahe wütend. «Es ist nicht nötig! Dich loben heißt prahlen. Deborah loben heißt - entschuldigen -»

Ihre Stimmen waren so laut, dass Jacob ärgerlich aus dem Schlafzimmer hereinkam und knurrte: «Genug! Ihr weckt ja die Toten auf!» Sie alle bemerkten die Doppeldeutigkeit, diese unbewusste, aber treffende Anspielung auf die tablettenschwere und schlafende Ursache all dieser Jahre voll Schmerz und Streit. Sie gingen zu Bett - schuldig und ärgerlich, voll Liebe und Verzweiflung.

Als die Besuchszeit um war, fuhr Deborah mit einem Koffer voll neuer Kleider in die Klinik zurück.

26.

Der Frühling kam wieder, und der Winter zog sich vom «Gehege» und von den Straßen, die in die Stadt führten, zurück. Deborah - noch immer in ihrer ersten drängenden Verliebtheit und ihrer Versessenheit auf die Formen und Farben der Welt - hatte ihre künstlerischen Gaben in einem Dutzend verschiedener Stile und Techniken verwirklicht. Das Material in der Werkstatt war beschränkt, aber sie arbeitete mit allem, was da war: Siebdruck und Holzschnitt, Wasserfarben und Gouache. Sie sehnte sich danach, mit all den Spielzeugen der Erde zu spielen, während Yr und die dunkleren Teile der Welt in ihr miteinander kämpften. Sie hatte das Gefühl, dass sie niemals zu den Menschen und Gewohnheiten der Welt hinfinden würde, aber zu den materiellen Dingen fand sie neuen Zugang, fand Freiheit und Bestätigung. Eine neue Patientin fragte sie, was sie sei, und meinte damit ihre Religion; und sie ertappte sich bei der Antwort: «Ich bin ein Newtonianer.»

Die neue Patientin war Helen sehr ähnlich; Deborah spürte hinter ihrer Unbestimmtheit und ihren plötzlichen Schreien - Schreien wie von einer Angeschossenen - dieselbe Wahrhaftigkeit und Stärke. Sie hieß Carmen. Ihr Vater war Multimillionär, und Deborah wusste, dass ihr ein langer Aufenthalt auf Station D bevorstand. Sie hatte die drei Monate «Flitterwochen» beinahe hinter sich, die die meisten Leute damit verbrachten, die letzten Fetzen von Normalität an sich zu drücken, um eine schreckliche Nacktheit zu verbergen. Manchmal, wenn Carmen vorbeiging, sahen Carla und Deborah sich an, und ihr Blick sagte: Wenn sie hochgeht, wird sie den ganzen Himmel verdunkeln.

«Hallo, Carmen, lass uns zur Station A hinübergehen und Tischtennis spielen.»

«Ich kann nicht, mein Vater kommt heute Nachmittag zu Besuch.»
«Möchtest du, dass wir in der Nähe bleiben - oder lieber nicht?»
sagte Carla, und Deborah wusste, dass sie ihre Hilfe anbot. Obwohl sie und Carla keine Schönheiten waren, hätten sie sich waschen, ihr Haar kämmen und sich auftakeln können, um ihrer Stationsgenossin dadurch zu helfen, dass sie Carmens Vater gegen die bizarren Vögel von Station B abschirmten.

«Nein», sagte Carmen in ihrer lustlosen Art, «er würde es nicht verstehen. Ich hoffe nur, ich kann es selbst... richtig machen.»

«Wie geht das?» fragte Deborah.

«Zustimmung... immer. Einfach bedingungslose... Zustimmung.»

Es war Sonntag, und die Werkstatt war geschlossen. Die Wochenendöde lastete über allem. Selbst in der Sicherheit der Klinik waren

Sonntage schwer auszuhalten. Carla beschrieb, wie quälend sie gewesen waren, als sie «draußen» gearbeitet hatte; und Deborah selbst erinnerte sich, wie trügerisch die Sonntage in der Welt waren. An normalen Tagen konnte der «Anschein» wie ein Schirm über Körper und Geist gezogen werden, aber der Sonntag nannte sich selbst «Ruhe» und «Freiheit» und ließ einen unvorsichtig werden. Der Sonntag versprach Muße, Frieden, Heiligkeit und Liebe. Er verkörperte den Wunsch nach menschlicher Erfüllung. Aber gerade am Sonntag konnte der «Anschein» nicht alles verbergen, und Sonntag-nachmittags bedurfte es eines rasenden Kampfes, um die anderen Welten wieder zu verstecken, bevor der Montag kam - mit seiner Forderung, die Lügen zu wiederholen und die Oberfläche zu glätten. Deborah und Carla schlenderten träge durch den halbwarmen Dunst des frühen Frühlings, sie betrachteten die Risse, die der Winter im geteerten Weg hinterlassen hatte, und spielten ihr Träumerspiel, das sie erfunden hatten, um sich die Zeit zu vertreiben. In diesem Spiel zerschmetterten sie die Welt ein Dutzend Mal und setzten sie wieder zusammen, halb zur Strafe und halb aus einer geheimen, zerbrechlichen Hoffnung heraus.

«An meiner Universität werden wir keine Gruppen oder Cliques zulassen.»

«In meiner Fabrik werden die Bosse die langweiligste Routine machen, damit sie mal merken, wie mörderisch das ist.»

Aber am besten kannten sie Krankenhäuser, und so bauten sie immer wieder Krankenhäuser und stellten Personal dafür ein. Sie auszustatten und zu verwalten war das wichtigste an ihrem Spiel.

Im Regen bemerkten sie plötzlich, dass sie weit hinter den Arzthäusern und dem Wohnheim der Schwesternschülerinnen waren. «Ich würde alle Gitter von den Fenstern entfernen», sagte Carla.

Deborah war nicht sicher. «Die Patienten müssten zunächst einmal stark genug sein, um das auszuhalten», sagte sie. «Manchmal musst du gegen etwas ankämpfen, das nicht nachgibt, und dich an einen Ort bringen, der sicher genug zum Verrücktsein ist.»

«Lass uns dafür sorgen, dass unsere Bereitschaftsärzte wirklich in Bereitschaft sind.»

«Alle meine Pfleger werden eine Woche als Patienten verbringen.» Sie entdeckten, dass sie auf der Wiese weit jenseits des letzten Klinikgebäudes waren.

«Sieh mal, wo wir sind.»

«Ich darf nicht hier draußen sein», sagte Deborah.

«Ich auch nicht.»

Sie fühlten sich wohl. Der Nachmittag ging in den Abend über, und es begann leicht zu regnen. Aber keine brachte es über sich, diese kleine Extrameuterei gegen Sonntag, Überwachung und Welt abzubrechen. Sie setzten sich auf die Wiese, betäubt vor Freude, und

ließen Gottes Sonntagsregen auf sich niederfallen. Der Tag ging ins Zwielicht über. Der Regen wurde kalt. Sie standen auf, klatschnass waren ihre Kleider, und wehmütig traten sie den Weg zurück zur Klinik an.

Als sie sich dem letzten Gebäude näherten, wurden sie von der Hanson und der kleinen Cleary entdeckt, die aus Anbau 3 gekommen waren und auf das Hauptgebäude zugingen.

«Hallo, ihr beiden - habt ihr Nachtausgang?»

«Nein», sagte Carla. «Wir gehen jetzt gerade rein.»

«Also gut.» Die beiden Pflegerinnen warteten auf sie und nahmen sie in die Mitte, als sie herangekommen waren. So konnten sie nicht zurückkommen, so würden sie nicht zurückkommen - nicht nach der Freiheit, dem Lachen und dem guten Regen. Sie sahen einander an. Ihre Augen sagten: Nein. Als sie zur Tür kamen, rückten die Pflegerinnen automatisch näher; und so gingen sie hinein als Geschlagene. Auf der andern Seite der Tür kam ihr Augenblick. Carla und Deborah sahen ihn gleichzeitig, und als ob sie ein Leben lang darauf trainiert worden wären, nutzten sie ihn gleichzeitig. Hanson und Cleary hatten unbewusst in ihrer Aufmerksamkeit nachgelassen. Hinter der Tür kamen zwei Drehtüren, und als alle hindurch waren, drehten sich Carla und Deborah einfach auf dem Absatz herum und stürmten zurück durch die Türen, die gegen die überraschten Pflegerinnen zurückschwangen, und hinaus aus der vorderen Tür, ohne anzuhalten. Während sie rannten, hörten sie die Alarmklingel, die der Klinik die Flucht eines Patienten meldete. Eine lange, lange Zeit rannten sie lachend und bis zur Atemlosigkeit auf dunklen Nebenstraßen. Der Regen schlug hart auf sie nieder, und am Himmel flogen die Wolken in Fetzen dahin. Anterrabae sang herrlich aus Yr, Gesänge von der Schönheit der Welt, die er viele, viele Jahre nicht gesungen hatte. Deborah und Carla rannten weiter, bis sie keuchten und Seitenstiche bekamen. Dann wurden sie langsamer, zitternd vor Kälte und Freiheit. Aus der Ferne kam ein Licht näher. Es war ein Auto.

«Sie haben einen Suchtrupp ausgeschickt!» sagte Carla atemlos, und sie tauchten zusammen in einen Graben, bis das Auto vorbei war. Als das Licht im Regen versunken war, kamen die Flüchtlinge aus dem Graben heraus, gingen weiter und lachten, weil sie schnell und geschickt waren. Bald darauf sahen sie wieder ein Auto.

«Noch mehr Suchtrupps?»

«Bild dir nichts ein, verrücktes Huhn. Es ist immer noch eine öffentliche Straße.»

«Besser, wir gehen auf Nummer Sicher...», und sie tauchten erneut in den Graben.

Kalt und wachsam zusammengekauert in ihrem Versteck überlegte Deborah zum ersten Mal, was sie eigentlich vorhatten. Sie hatten weder trockene Kleider noch Geld. Sie hatten keinen Plan und

wollten nichts weiter tun als das, was sie gerade taten. Sie versuchte sich daran zu erinnern, wie Furii ihr Wege gezeigt hatte, das zu tun, was sie wirklich wollte. Und sie lehnte sich gegen die Böschung und überlegte, was das gewesen war. Neben ihr schüttelte Carla einen Stein aus ihrem Schuh. Als das Auto vorbei war, kletterten sie heraus und gingen weiter. In ihren verschlammten Kleidern sahen sie aus wie Zwillinge.

«Wir müssen irgendwann umkehren», sagte Deborah nun.

«Sicher», antwortete Carla. «Ich muss morgen zu meinem Arzt. Ich musste einfach mal allein gehen, weiter nichts, weder geführt noch gebracht.»

Deborah lächelte in der Dunkelheit. «Natürlich. Das war's, was ich wollte.»

Es war ein weiter Rückweg. Ein Stück weit sangen sie und lachten darüber, wie sie in ihren durchnässt Schuhen ausglitten. Sie wurden erst *geschnappt*, als sie durch das Eingangstor und durch die Vordertür des Gebäudes mit den Stationen B, C und D hindurch waren. Wie zur Vergeltung dafür, dass sie mit solch wohltuender Leichtigkeit gegangen und gekommen waren, wurden sie eingekesselt und voneinander getrennt. Zwei Pflegerinnen bewachten Deborah, während sie ein Bad nahm. Sie waren von der zweiten Nachschicht - es musste also nach Mitternacht sein.

«Das wird Sie ganz schön teuer zu stehen kommen», sagte eine von ihnen selbstgerecht.

«Muss ich... wieder rauf?»

«Sie werden sich hier anständig benehmen, ihre Beruhigungsmittel nehmen und ins Bett gehen, und Sie werden heute Nacht hierbleiben», sagte die Pflegerin. «Sie beide werden in Absonderung gehen müssen.»

Nach dem Bad gingen Deborah und ihre Bewacherin an Carla und ihrer Bewacherin vorbei zum Ende der Halle, wo ein paar Räume zur Absonderung bereitgehalten wurden. Ihre Blicke - immer noch frei - trafen sich über den Köpfen der Schwestern, und sie blinzelten einander zu.

Später im Eindämmern dachte Deborah: Es mag ein verdammt hoher Preis sein. Aber sie erinnerte sich an den Geruch des Regens.

Ein neuer Arzt, ein Dr. Ogden, war Stationsarzt auf B. Deborah kannte ihn noch nicht und konnte nicht sagen, wie er war. Sie hatte Carla nicht wieder gesehen, seit sie jenen Komplizenblick gewechselt hatten. Sie konnte sich jetzt nur all diese Gerüchte über frühere Ausbruchsversuche ins Gedächtnis zurückrufen und sich etwas einfallen lassen, das ihre Gründe einleuchtend klingen lassen würde. Um elf Uhr morgens wurde sie unter Bewachung ins Arztzimmer hinuntergeschickt. Der Pfleger klopfte an Dr. Odgens Tür.

«Herein.» Deborah ging hinein, und dort am Schreibtisch saß Dr. Halle. Die Überraschung und Freude, die sie empfand, musste sich über ihr ganzes Gesicht ausgebreitet haben, denn er lächelte leicht und sagte: «Dr. Ogden hat Grippe, darum übernehme ich die Arbeit auf Station B für eine Weile. Ich mache seinen Dienst, um den Betrieb am Laufen zu halten.» Dann lehnte er sich zurück und rieb seine Daumen gegeneinander. «Was ist das für eine Geschichte?» Sie erzählte ihm, wo sie gewesen waren. Er unterbrach sie zweimal, um nach Einzelheiten zu fragen, und als sie zu Ende war, sagte er: «Wer ist zuerst auf den Gedanken gekommen?»

Sie suchte nach einer Erklärung. Es gab ein Yri-Wort, das beschrieb, wie sie sich gefühlt hatten, und mit diesem Wort in ihrem Kopf hatte sie Schwierigkeiten, sich aufs Englisch-Sprechen zu konzentrieren. Schließlich entschloss sie sich, wenigstens das eine Wort zu übersetzen, und hoffte, dass er es verstehen könnte. Nachdem sie es vergeblich versucht hatte, sah er sie an und sagte: «Erzähl einfach.» «Gut...», sie zögerte, weil sie unbedingt einen vernünftigen Ton finden wollte. «Also... wenn man so ungeschickt und pfuschig ist wie ich, dann verehrt man Leute, die nicht so sind. Wo... ich... wo ich herkomme, nannten wir solche Leute atuman. Für solche Leute ist die zusätzliche Stufe nicht dazu da, um sie stolpern zu lassen, und der Bindfaden, mit dem sie Pakete packen, ist niemals 5 cm zu kurz. Für sie sind die Ampeln immer grün. Der Schmerz trifft sie im Liegen, wenn sie für ihn bereit sind, und der Witz, wenn sie zum Lachen aufgelegt sind. Gestern gelang es mir, dieses atumai eine Zeitlang zu besitzen. Carla hatte es auch. Wir beide hatten es zusammen. Man beschließt nicht zu niesen, man tut es einfach. Keiner von uns hatte die Idee oder war der Anführer; wir taten es einfach.» Sie dachte daran, wie sie beide durch diese zweite Tür zurückgeschwungen waren, und langsam kam das Lächeln wieder, sie strahlte.

«Hat es Spaß gemacht?» fragte er.

«Und wie!»

«Gut», sagte er. «Ich werde jetzt kurz mit Carla reden und möchte, dass du draußen wartest.»

Sie verließ das Sprechzimmer und sah Carla, die - ebenfalls bewacht und mit angstfülltem Blick - vor der Tür darauf wartete, an die Reihe zu kommen. Ihre Augen fragten. Deborah zuckte die Achseln - kaum merklich, so wie erfahrene Patienten, Gefangene, Spione oder Nonnen. Carla zuckte unter der Geste zusammen wie unter einem Schlag. Sie ging hinein. Nach einer scheinbar langen Zeit steckte sie ihren Kopf heraus und nickte Deborah zu.

«Komm rein - er möchte uns zusammen sprechen.» Dieses Mal waren es die Wächter, die Blicke wechselten. Deborah ging hinein und witterte. Dr. Halle sah sehr grimmig aus, aber Deborah seufzte vor Erleichterung, als sie sah, dass er ein Lächeln unterdrückte.

«Ihr habt die Klinikvorschriften verletzt - acht Stück, glaube ich», sagte er. «Sehr tadelnwert. Eure Tatbeschreibungen decken sich. Es hat Spaß gemacht, nicht wahr? Ihr habt zusammen Spaß gehabt. Und das ist hier selten. Ich bin beinahe stolz auf euch...» Er zwang sein Gesicht wieder zur Disziplin. «Ich sehe keinen Grund, eure Vorrechte einzuschränken. Das ist alles.»

Sie gingen hinaus und machten die Tür hinter sich zu. Dr. Halle schwang in seinem Stuhl herum und blickte aus dem Fenster. Draußen war junges Laub an den Bäumen, und der Frühling breitete sich auf den Zweigen aus. Die Hecke war regengrün. Er dachte an die beiden Mädchen, wie sie durch die stürmische Nacht gelaufen waren und gesungen hatten, und an den Ausflug, den er selbst einmal gemacht hatte, als er von zu Hause weggelaufen war. «Kinder!» rief er. In seiner Stimme war Ungeduld und Bewunderung und ein kleiner Funken Neid.

«Wo ist Carmen?» fragte Carla Deborah. «Ich möchte ihr erzählen, dass alles in Ordnung ist. Sie hat uns am Nachmittag weggehen sehen und muss gehört haben, was passiert ist.»

«Ich weiß nicht, ich hab sie nicht gesehen.» Sie fragten die Schwester.

«Carmen ist nach Haus gegangen. Sie ist gestern Abend gefahren.»

«Aber ist nicht ihr Vater nur zu Besuch gekommen?»

«Ja», sagte die Schwester. «Ich vermute, er hat seine Absicht geändert. Ich weiß nur, dass sie gestern Abend gegen sieben mit ihm weggegangen ist.»

Der Ton der Schwester sagte ihnen, dass sie sie nicht weiter fragen sollten. So fragten sie sich gegenseitig. «Was könnte passiert sein?»

«Terry, hast du Carmen gestern gesehen?»

«Tja - ich habe sie gesehen.»

«Was ist passiert?»

«Sie war nicht seiner Meinung.»

Deborah und Carla sahen sich an. Sie schauderten, und die Perversität der Welt und Dr. Halles Ruhm umkreisten einander in ihren Ohren.

«Meine Eltern -», sagte Deborah. Sie wusste, dass sie ihnen mehr Hass als Liebe gezeigt hatte, aber sie hatten sie hier bleiben lassen. Sie hatten sie bleiben lassen, obwohl sich lange, lange Zeit keine Besserung gezeigt hatte. Sie hatten von ihr niemals eine Genesung verlangt, um das Prestige der Familie wieder herzustellen. Sie sah zu Boden und merkte, wie ihre Hände wieder leidenschaftlich arbeiteten, wie man es in Yr tat, und die Konturen der Worte nachzeichneten, um mit ihrem eigenen Innern zu sprechen. Carla war in ihrer eigenen Kammer eingeschlossen und hatte eine Mauer vor den Augen; sie warf ihre eigenen Geheimworte dazwischen. «Schließlich haben sie

mir doch Freiheit gegeben. Carmens Eltern haben ihr keine Chance gegeben, aber meine...»

Deborah wurde bewusst, dass es ihre Eltern waren, die ihr diesen Kampf ermöglicht hatten. Sie hätten sie in dem Augenblick wegholen können, in dem sie nicht die gewünschten Fortschritte machte. Sie hatten den Glauben an eine Zukunft behalten, die vielleicht niemals ihr Lob singen würde.

«Carla... wenn ich mich davor nicht zu Tode fürchtete, ich wäre so dankbar!»

27.

Totenblass, mit kalten Händen und in einem lilageblümten Kleid, das schlecht zu der geschmeidigen Tigerin passte, die es trug, kam Helen auf Station B. Ihr ‹normales› Lächeln wirkte verdrahtet wie eine Falle. Als Deborah und Carla ihr sagten, dass sie sich über ihre Verlegung freuten, sagte sie, sie seien Heuchler und Lügner, und ihr wahres Lächeln kroch hinter dem zur Schau gestellten hervor. Sie sahen daran, dass sie ihren Körper bewohnte, und waren froh darüber.

Sie nahmen sie mit in die Werkstatt, als sie ihre ‹Vorrechte› bekommen hatte. Auch Deborah ging mit, weil sie sich erinnerte, dass die Werkstatt ein Weizenfeld war und der Jäger dort ein sehr schnelles Gewehr hatte. Bei Helens gewalttätiger Vergangenheit, deren Legenden immer noch zirkulierten, würde das Gewehr eine Kanone sein.

Carla ging früh zu ihrer Therapie-Sitzung; sie sahen sie bis kurz vor dem Abendessen nicht wieder. Dann kam sie ruhig in die Halle hinaus, wo Deborah und Helen mit Zeichenblock und Haarwicklern saßen, und ging zu ihnen hinüber.

«Deb - da steht was über Carmen.» Sie gab ihr den Zeitungsausschnitt. Zeitungen waren auf Station B nicht erlaubt, aber es gab einen schwunghaften Schwarzhandel damit. Deborah sah den Ausschnitt kurz an und steckte ihn in ihren Zeichenblock. Die Überschrift hieß: INDUSTRIELLEN-TOCHTER BEGEHT SELBSTMORD. Sie hielt den Zeichenblock so, dass niemand den Zeitungsausschnitt sehen konnte, und las ihn durch. Der Artikel schilderte mit allen Details den Dreck, der entstehen kann, wenn ein menschliches Wesen ein Gewehr in sein Ohr abfeuert.

«Kennt ihr sie? Ich meine, kanntet ihr sie?» fragte Helen. «Wie lange war sie hier?»

«Gerade lange genug, dass sie lernte, anderer Meinung zu sein», sagte Carla.

«Sie hätte es schaffen können», sagte Deborah matt, als sie aufstand.

«Oh Deb, wie kannst du das wissen?»

«Ihr reibt euch doch die Geschichte nicht etwa unter die Nase, um ein bisschen kostenlos zu leiden?» fragte Helen auf ihre bittere Art.

«Ich habe nicht gesagt, dass sie es geschafft hätte, sondern dass sie es hätte schaffen können.»

Ihre Stimmen holten andere aus den Zimmern. Jeder wusste, worum sich das Gespräch drehte, und es herrschte eine murmelnde Spannung auf der Station. Die Schwestern standen in Bereitschaft und wussten nicht, ob sie sprechen oder ruhig sein sollten. Deborah hatte den Eindruck, dass sich die Stimmung weniger auf Carmens Selbst-

mord bezog als auf die Auseinandersetzung zwischen dem Zynismus, der in ihnen allen steckte, und dem blinden, schwachen Kampfwillen.

Zu ihrer eigenen Überraschung stand Deborah auf Seiten des kleinen «Vielleicht». Sie war sich über ihren Gedanken im Klaren, aber sie war nicht sicher, ob sie mit diesen Frauen sprechen konnte, die so viel normaler waren und zugleich so viel stärker von Angst gepackt, als die Patienten auf Station D.

«Deb, du hast selbst gesagt, dass Carmen jeden Augenblick himmelhoch explodieren könnte», sagte Carla.

Deborah sah Carla an und überlegte, ob Carla sie davon abzuhalten versuchte, etwas zu sagen, das Schwierigkeiten machen würde und widerrufen werden müsste, oder ob sie etwas zwischen ihnen zerstören wollte, das alles Leiden überstanden hatte. «Carmen hätte es schaffen können, das ist alles. Sie hatte eine gute, gesunde Krankheit.»

«Das ist ein Widerspruch in sich!»

«Das ist unmöglich!»

«Nein, das ist es nicht - denkt doch einen Moment darüber nach - eine Krankheit mit einem guten, harten Schmerz, der unmittelbar ist und sich nicht unter einer ansprechenden Oberfläche verbirgt oder den Ärzten Normalität vortäuscht.»

Es entstand ein verlegenes Schweigen, und ohne es zu wollen, sah Deborah zu Linda hinüber, die die «psychologische Autorität» war, alles gelesen hatte und Fachausdrücke herausgab wie Wechselgeld. Sie war in leichtsinniger Weise sorglos, weil sie hoffte, niemals den Schmerz spüren zu müssen, der in die Worte eingewickelt war. Linda fürchtete sich vor dem Blick und vor Deborahs Definition. Sie schnappte ärgerlich zurück. «Lächerlich - du rationalisierst einfach deine eigenen Abwehrmechanismen!»

Deborah versuchte, es besser zu sagen und der Sache mehr Realität zu geben. «Sieh dir den Haufen in der Männerabteilung an - alle sehr rational, «gesund», geistreich. Das Personal mag sie, sogar als Menschen, aber sie sind hier, seit Jahren hier, und nichts und niemand kann ihnen helfen. Sie scheinen nicht viel zu leiden, weil sie nicht viel fühlen. Das ist die kranke Krankheit. Miss Coral oben auf D mag krank sein, aber sie fühlt und kämpft und ist am Leben...» Ihre Stimme verlor sich im Leeren angesichts des Ärgers und Unglaubens der andern, aber plötzlich fühlte sie wieder die ruhige Kraft der sich öffnenden Welt, die sie an jenem Abend auf Station D gefühlt hatte. Nur war sie jetzt drängender und leidenschaftlicher. «Am Leben sein ist kämpfen», sagte Deborah. «Es ist dasselbe. Ich glaube immer noch, dass Carmen es hätte schaffen können.»

Hier unterbrach die Schwester sie, und Deborah sah im Kreis herum auf lauter Gesichter voll Ärger. Sie hatte einen besonders empfindli-

chen Nerv getroffen. Es war der Nerv von Station B: eine verzweifelte Hoffnung, dass das falsche Schön-Schön sie durchbringen würde, wenn sie nur *lange* genug danach handelten und versuchten, es Wahrheit werden zu lassen. Ob man sich draußen genauso ängstlich an Konventionen klammerte?

«Du rüttelst ganz schön an den Käfigen hier», sagte Carla später, als sie sich zum Zubettgehen fertig machten.

«Du wunderst dich wohl, wie ich, stachelig wie ich bin, so alt werden konnte?»

«Ich werde dich vermissen, Deb.»

In Yrs entfernen *Weiten* ging eine Kanone los. «Warum solltest du?»

«Weil ich rausgehen und es wieder versuchen werde.»

Die Furcht traf sie unvorbereitet wie ein Schlag mit dem Handrücken, aber sie hatte ihre Lektion bei Furii gelernt, und während sie noch zitterte, forschte sie: Furcht meinetwegen oder Carlas wegen? Wenn meinetwegen, warum? Eine Freundin verlieren? Eine Freundin an die Welt verlieren? Furcht, weil ich bald werde gehen müssen?

Ein Teil davon war die gleiche Furcht, die die andern vor ihrer Definition einer «guten gesunden Krankheit» hatte zurückschrecken lassen. Reuevoll lächelte sie darüber.

«Sie sollte stark genug sein, diese Therapie», sagte Carla, «um diese anderthalb lausigen Kilometer in die Stadt zu gehen. Ich werde mich gleich nach Arbeitsstellen umsehen, wo ich nicht irgendwo in einem kleinen Zimmer hermetisch abgeschlossen bin. Vielleicht war das vorher die *eigentliche Klippe*.» Ihre Stimme klang ängstlich und müde.

«Ich werde dich vermissen», sagte Deborah traurig.

«Vielleicht kannst du auch bald kommen.» Deborah versuchte, «Sicher» zu sagen, aber sie wusste, dass ihre Angst die Worte in irgendeine andere Sprache übersetzen könnte; sie lag auf ihrem Bett und fühlte, wie die Angst sich wie ein Nebel auf sie legte.

Das Mädchen, das Carlas Platz in ihrem Zimmer einnahm, war sanft und großzügig und erfahren in den Praktiken mechanischer Psychiatrie in einem Dutzend anderer Kliniken. Ihr Erinnerungsvermögen war zerstört, aber ihre Krankheit war immer noch unversehrt. Sie gab sich Dutzende von wild verschiedenen Eltern. «Wir sind immer *eine* sehr musikalische Familie gewesen...», sagte sie unbestimmt. «Mein Vater ist Paderewski und *meine* Mutter ist Sophie Tucker. Darum bin ich so hochsensibel.»

Deborah mochte sie, und nach einer Weile sprachen sie überhaupt nicht mehr über Familien und auch nicht mehr über die ehelichen Auseinandersetzungen dieser Eltern, Greta Garbo und Will Rogers.

Der Hunger nach der neuen Welt, der in Deborah erwacht war,

drängte sie, mehr und mehr von ihr kennen zu lernen. Sie setzte sich neben die Schwesternschülerinnen in der Halle und in der Werkstatt, um ihren Gesprächen zuzuhören. Sie befragte sie über ihr Leben, ihre Familien, wo sie wohnten und was sie vorhatten, wenn sie ihre Ausbildung beendet hätten. Sie ging oft in die Stadt und lernte alle Wege kennen, die es hin und zurück gab. Sie sah und roch und beobachtete, wie die Jahreszeiten wechselten.

Dieser Hunger ließ sie sogar dorthin gehen, wo man sie nicht haben wollte: in das gesellschaftliche Leben der Stadt. Sie sang in zwei Kirchenchören und sprach mit dem methodistischen Pfarrer über den Jugendclub. Beide wussten, dass die Suche nach Zugehörigkeit hoffnungslos war. Die Klinik und ihre Insassen waren zu lange gefürchtet und lächerlich gemacht worden in dieser kleinen, abgeschlossenen Gemeinde. Die müden, abgeklärten Damen vom Kirchenchor konnten den leidenschaftlichen Drang eines neugeborenen Weltlings nach seinem angestammten Recht weder einschätzen noch beurteilen. Obwohl sie sie ignorierten, kam sie. Sie machten sie unsichtbar, und trotzdem kam sie.

Und schließlich setzte sie - ängstlich und aufgeregt, ruhelos und mit eisernem Willen - das Gesuch auf Entlassung aus der Klinik in Gang. Nachdem die Maschinerie rotiert hatte und die Antwort gekommen war, sah sie auf dem Gesicht ihrer Zimmergenossin den gleichen Blick, den sie gehabt haben musste, als Carla ging, und mit dem zuvor Carla Doris Rivera *angesehen* haben musste - Ehrfurcht, Angst, Zorn, Neid - und vor allem *eine* welterschütternde Einsamkeit. «Es ist mir egal, ob du gehst», sagte die Zimmerkameradin. «Ich bin *eigentlich* keine richtige Patientin hier, weißt du. Ich mache hier nur ein paar Untersuchungen für meine Diplomarbeit, und sobald ich fertig bin, nehme ich einfach meine Sachen und gehe!»

Als Deborah *«Auf Wiedersehen»* sagte, sah die Frau sie an, als ob sie sie nie zuvor gesehen hätte.

Die Sozialarbeiterin hatte *eine* Liste von Zimmern in der Stadt, die von ambulanten Patienten gemietet werden konnten. Deborah wusste aus der *Gerüchteküche* oder von ihren Spaziergängen, dass die *meisten* armselig und dunkel waren und teilhatten an der Scham der Aussätzigen, die in ihnen lebten.

«Es gibt ein oder zwei Häuser, die neu sind und in denen noch keine Patienten leben. Sie sind allerdings ein bisschen weit draußen - ganz auf der anderen Seite der Stadt.»

Deborah schloss die Augen und legte den Finger auf die Liste mit den Namen.

«Das Gesetz schreibt vor, dass wir angeben müssen -»

«Ja, ich weiß», sagte Deborah. Sie erinnerte sich plötzlich an ihren verstauchten Knöchel und an St. Agnes («Sind sie gewalttätig?») und

zuckte leicht zusammen.

«Ich muss mitkommen», sagte die Sozialarbeiterin. «Es ist Vorschrift -»

Sie standen zusammen vor der Tür des alten Hauses, und als die Vermieterin öffnete, sah Deborah sie scharf an und wartete darauf, dass die Augen wachsam werden und das Gesicht sich verschließen würde, als die Sozialarbeiterin erklärte, wer sie war. Die Wirtin war ältlich und offenbar nicht gerade sehr feinfühlig. Deborah begann sich zu fragen, ob sie überhaupt verstand, was sie hörte.

Als die Sozialarbeiterin zu Ende war, nickte sie. «Nun, ich hoffe, dass Ihnen das Zimmer gefällt.»

«Es ist eine Klinik für *Geisteskranke*», sagte die Sozialarbeiterin verzweifelt.

«Ach ja? ... also, dieses Zimmer hat mehr Licht, aber das andere ist näher am Bad, sehen Sie.»

Als die Sozialarbeiterin gegangen war, sagte die Dame nur: «Bitte verstopfen Sie diese Toilette nicht - sie ist alt und ein bisschen eignsinnig.»

«Nein, bestimmt nicht, ums Leben nicht», sagte Deborah.

Wie sich herausstellte, war die Wirtin, Mrs. King, in der Stadt fremd und nicht mit dem *Schreckgespenst* von jenem Ort großgeworden. Zu viele Vorfälle und furchtbare Geschichten hatten Angst und Verachtung bei den meisten Leuten in der Stadt erzeugt. Deborah hatte oft gesehen, wie Mütter ihre Kinder aus der Reichweite des *Kapitäns* holten. Er war bei der Marine gewesen und führte beim Spazieren gehen Selbstgespräche. Gegenüber Deborah, die irgendwie normaler aussah, zeigte die Stadt diese Furcht nicht. Die Stadt reagierte überhaupt nicht. Obwohl Deborah zu den Chorübungen in die Kirche und zum Nähkurs in die Schule gegangen war, sogar zu einem Jugendwanderclub (Einer kommt! Alle kommen!), ging sie und kam sie, hatte mit jemandem an der gleichen Nähmaschine gesessen, ein Gesangbuch oder eine Landkarte geteilt, *Guten Abend* oder *Gute Nacht* ausgetauscht, aber mehr nicht. Alle waren sehr höflich, und sie war es auch, aber das Leben dieser Leute war durch eine Wand von ihr getrennt.

«Ist es die Stadt, oder ist es mein Gesicht?»

«Vielleicht beides...», sagte Furii, «obwohl ich dein Gesicht völlig in Ordnung finde - vielleicht ist eine gewisse Ängstlichkeit darin, wenn du Leute triffst.»

Deborah und Frau Dr. Fried arbeiteten ohne Begeisterung - eine Art geistiges Tagespensum, das darin bestand, die Vergangenheit zu durchleuchten, mit der die neuen Freiheiten Deborah aufs neue konfrontierten.

«Ich wollte dich bitten», sagte Furii, «noch einmal in die Vergan-

genheit zurückzusehen und mir zu sagen, ob du irgendein Licht durch diesen Grauschleier kommen siehst, von dem wir gesprochen haben.»

Deborah versank in ihre Erinnerungen. Die Herrschaft des Untergangs und des Unglücks, die scheinbar total gewesen war, gab jetzt in magischer Weise einige sonnendurchflutete Erinnerungsflecken frei, die unter den besitzergreifenden Mächten von Yr nur verloren gegangen waren. «Ja... ja... ich sehe etwas!»

Sie lächelte. «Ich glaube mich an ganze Tage zu erinnern, die damit ausgefüllt waren - und dann das Jahr in dem Haus, bevor wir wieder nach Chicago umzogen - und meine Freundin - wie konnte ich das nur vergessen!»

«Du hattest eine Freundin?»

«Bis ich hierher kam - und sie war auch nicht eine von den Zerstörten, wenigstens nicht, nachdem sie sich an die unbekannte Stadt gewöhnt hatte. Sie fing an wie alle anderen, die nganon herbeiruft - sie war einsam und fremd - aber sie lernte schnell unsere Art zu leben, und sie war gut - ich meine: sie war nicht zerstört!»

«Hast du in den letzten Jahren von ihr gehört?»

«Oh ja! Sie ist auf dem College - warum habe ich mich nicht an sie erinnert?»

«Als du so krank warst, hätte die Erinnerung an eine Freundin oder an einen Sonnenfleck deine Sicht der Welt verändert, doch die Welt durfte nicht verändert werden. Den Anspruch auf die Welt gibt man nicht ohne Grund auf. Du mustest alle Gründe beieinander haben, um einen so großen Verzicht zu leisten. Jetzt, wo du wieder zur Welt zurückgekommen bist, kannst du es dir leisten, dich an das zu erinnern, was außer der Dunkelheit noch da war. Vieles war nur deshalb Dunkelheit, weil das Licht der Liebe und die Erfahrung von Wahrheit aufgewogen werden mussten!»

«Aber Yr ist ebenfalls schön und wahr, und es gibt auch dort Liebe.»

«Es sind nicht die Götter und die Sprache an sich», sagte Furii, «sondern ihre Macht, dich von der Welt fernzuhalten; das ist die Krankheit.»

«Es ist schön, mit Lactamaeon zu gehen, wenn er guter Laune ist. Nach dem Nähkurs, wo ich nicht hingehöre, oder nach dem Kirchenchor, wo ich eine Fremde bin, ist es schön, mit jemandem nach Haus zu gehen, der lachen und ausgelassen sein oder sich in Schönheit verwandeln kann, und man weint oder sieht die Sterne an, während er rezitiert.»

«Nicht wahr, du weißt jetzt, dass du ihn selbst erfunden hast - dass du ihn aus deiner eigenen Fähigkeit zu lachen, aus deiner eigenen Schönheit heraus selbst geschaffen hast?» sagte Furii sanft.

«Ja - ich weiß es jetzt.» Es war ein schmerzliches Geständnis.

«Wann warst du denn imstande, das zu sehen?»

«Sie meinen, mit allen meinen Augen?» Furii nickte.

«Nun, vielleicht habe ich es immer gesehen, teilweise an einem fernen Ort, wo es sicher aufgehoben war. Aber ich glaube, seit langer Zeit ist es immer näher an mich herangekommen. Vergangene Woche habe ich heimlich mit Idat und Anterrabae gelacht. Sie hatten die Choralvertonung eines Horazgedichts geschrieben, und als sie es sangen, sagte ich: *Das ist einer der wenigen Texte, die* ich von vorn bis hinten auswendig kann. Und Anterrabae sagte: Natürlich! Und dann fingen wir diese Art von Hänselei an - wenn man jemanden aufzieht und ihm zugleich wehtut. Ich sagte: Unterrichtet mich in Mathematik. Und sie lachten, aber schließlich gaben sie zu, dass ihr Wissen über meins nicht hinausging. Dann machten wir uns gegenseitig Vorhaltungen und lachten, aber wir taten uns auch weh. Ich sagte zu Anterrabae: Ist das mein Feuer, in dem du brennst? Und er sagte: War es nicht das Streichholz wert? Ich sagte: Brennt es für Licht oder für Hitze? Und er sagte: Für Jahre deines Lebens, Ich sagte: Für alle Jahre? Für immer? Ein umstrittenes Land, dein Land.» «Erkennst du den Chorus jetzt als die Kritik an Teilen deines eigenen Wesens?» sagte Furii.

«Ich habe immer noch Angst, dass er irgendwie real ist. Es wäre wunderbar, wenn ich ihn fortschicken könnte, sobald ich es wollte.» Furii erinnerte sie daran, wie gnadenlos der Chorus gewesen war und wie lange den Göttern wirkliche Schönheit gefehlt hatte. Nur jetzt, da sie sie bekämpfte, kamen sie mit ihren Lockungen: dem Scharfsinn und der Poesie, weil es schwerer fällt, einen liebenswerten Geist zu bekämpfen.

Während die Erinnerung an das Licht Deborah immer noch beschäftigte, sagte Furii: «Was ist eigentlich mit deiner neuen Freundin, Carla? Siehst du sie manchmal noch?» Und Deborah berichtete Furii von jener merkwürdigen Geschichte.

Sie hatte Carla in letzter Zeit nicht häufig gesehen. Aber wenn sie zusammen waren, war eine besondere Verbundenheit zwischen ihnen. Sie hätten an jedem beliebigen Ort Freunde sein können, aber weil sie zusammen krank gewesen waren und sich zur gleichen Zeit davon freigekämpft hatten, war ihre Kameradschaft von einer Aura hervorbrechenden Lebens und Kampfes umgeben. Carla war tagsüber als Labortechnikerin tätig und musste abends die Zeit dazu nutzen, die neuen Verfahren zu erlernen, die an den vergitterten Fenstern ihrer fünf Jahre in drei Kliniken vorübergegangen waren.

Sie hatten vieles aus ihrer Vergangenheit, die meisten ihrer Ängste, und all ihre zarten und zerbrechlichen Hoffnungen miteinander geteilt. Aber Deborah hatte über die Jahre hin bemerkt, dass in Carla eine feine Veränderung vorging, wann immer sie ihre künstlerische Tätigkeit erwähnte oder etwas, woran sie arbeitete. Ihr Gesicht wurde kaum merklich härter; ihr Verhalten wurde fast kühl. Weil es eine sehr

zurückhaltende Reaktion in einer Welt sprunghafter Gefühlsschwankungen, in einer Welt voll Gewalttätigkeit und trügerischer Wahrnehmungen war, hatte Deborah das nicht bemerkt, solange sie beide krank gewesen waren. Aber eines Tages war die Welt klar genug gewesen, und sie merkte, dass ihre Freundin sich bei jeder Erwähnung ihrer künstlerischen Tätigkeit verschloss. Diese Abgeschlossenheit stand in klarem Gegensatz zu dem Eifer, mit dem sie Erfahrungen machten und Realität kennen lernten. Deborah erinnerte sich nicht, dass Carla je ihre Arbeiten angesehen hätte, aber es mussten Schnipsel davon zu der Zeit herumgelegen haben, als sie auf Station D Papier gesammelt hatten. Wahrscheinlich hatte Carla das, was sie gesehen hatte, nicht gefallen, sie fühlte sich als Freundin deswegen schuldig und war darüber wiederum ärgerlich. So hatte sich Deborah entschlossen, sie mit den Höhen und Tiefen ihrer Kunst zu verschonen. Es gab in der neuen Welt so viel gemeinsam zu tun, dass sie den Blick aus diesem einen Fenster nicht vermissten.

Am vergangenen Sonnabend hatte Deborah beim Einschlafen daran gedacht, dass sie Carla von einem neuen Mieter und dem Schwiegersohn der Wirtin erzählen wollte. Sie hatte einen Traum.

In dem Traum war es Winter und Nacht. Der Himmel war dick blau-schwarz, und die Sterne an ihm waren gefroren, so dass sie schimmerten. Auf den reinen, weißen und windgefeigten Hügeln wurden die Schatten der Schneewehe länger. Sie ging auf dem verharschten Schnee und beobachtete den Sternenhimmel, den Schneeschimmer und den kalten Tränenschimmer in ihren eigenen Augen. Eine tiefe Stimme sagte: «Nicht wahr, du weißt, dass die Sterne Klang und Licht sind?»

Sie lauschte und hörte ein Wiegenlied, gesungen von den Stimmen der Sterne, die so wunderbar zusammenklangen, dass sie zu weinen anfing.

Die Stimme sagte: «Sieh dort hinaus.»

Sie blickte zum Horizont. «Sieh, es ist ein Bogen, eine Kurve.» Dann sagte die Stimme: «Diese Nacht ist eine Kurve der Dunkelheit, und der Raum dahinter ist eine Kurve menschlicher Geschichte, und jedes einzelne Leben darin ist ein Bogen von der Geburt bis zum Tode. Der höchste Punkt all dieser einzelnen Kurven bestimmt die Kurve der Geschichte und schließlich die der Menschheit.»

«Kann ich etwas über meine Kurve erfahren?» sagte sie bittend zu der Stimme. «Werde ich einen Teil des Bogens unseres Zeitalters tragen?»

«Ich kann dir deine nicht zeigen», sagte die Stimme, «aber ich kann dir Carlas zeigen. Grabe hier, tief im Schnee, sie ist vergraben und gefroren - grabe tief.»

Deborah schob den Schnee mit ihren Händen zur Seite. Es war sehr kalt, aber sie arbeitete mit solcher Anstrengung, als ob ihr Heil davon

abhinge. Schließlich stieß ihre Hand auf etwas, und sie riss es aus seinem Grab hervor. Es war ein Stück Knochen: dick und sehr stark und in einer langen, hohen, stetigen Kurve geschwungen. «Ist das Carlas Leben?» fragte sie. «Ihre schöpferische Kraft?» «Sie sitzt tief in ihrem Mark, nur vergraben und gefroren.» Die Stimme hielt einen Augenblick inne und sagte dann: «Sie ist schön - schön und kräftig!»

Deborah wollte noch einmal um die Spur bitten, die ihre Kunst in die Zeit einzeichnen würde, aber der Traum verblasste, die Stimmen der Sterne wurden leiser und verstummen schließlich ganz.

Am Morgen stand ihr der Traum immer noch deutlich vor Augen, so dass sie verstört schien, ihr Geist immer noch mit schweren Sternen behangen war und ihre Hände immer noch die sanfte Kurve des Knochens entlang fuhren, als Carla kam und sie saßen und redeten.

«Bitte sei nicht ärgerlich», sagte sie; und dann erzählte sie Carla den Traum.

Als sie zu der Stelle kam, wo sie im Schnee nach der Kurve grub, war Carla ganz aufmerksam; als sie hervorzog, was vergraben war, sagte Carla: «Siehst du es? Wie sieht es aus!» Wann immer Deborah sich bewegte, bewegte sie sich auch ein wenig, wie um den Schnee abzustreifen. Als Deborah Carla die Kurve beschrieb und ihr erzählte, was die Stimme gesagt hatte, fing Carla an zu weinen.

«Glaubst du, dass es wahr ist - glaubst du wirklich, dass es wahr ist?»

«Ich habe es dir genauso erzählt, wie es gewesen ist.»

«Du hast es nicht erfunden - ich meine, du hast es wirklich so geträumt -»

«Ja, das habe ich.»

Sie wischte sich die Augen. «Es war nur ein Traum, dein Traum...»

«Trotzdem ist es wahr», sagte Deborah.

«Der eine Ort, wohin ich niemals gehen konnte...», sagte Carla nachdenklich, «... das eine Verlangen, das ich nie eingestehen konnte.»

Als Deborah zu Ende war, sagte Furii: «Du hast deine Kunst immer als etwas Selbstverständliches hingenommen, nicht wahr? Ich habe immer in den Stationsberichten gelesen, wie du es geschafft hast zu zeichnen, trotz jeder nur erdenklichen Art von Unbequemlichkeit und Behinderung. Du bist reich gewesen durch deine Gabe, selbst als du am Kränkeli warenst, und jetzt kannst du sehen, wie es bei andern ist, die nicht so glücklich sind, eine schöpferische Berufung zu haben, in die sie immer weiter hineinwachsen können. Die gesunde Freundschaft musstest du in Vergessen begraben, und die Zeiten des Sonnenlichts hast du aus deinem Gedächtnis verbannt. Ich glaube, dass dieser Traum dich auch noch an eine andere Freude erinnern sollte: Carla zu verstehen. Es mag viele geben, die dich ein bisschen

beneiden - ja ja, ich weiß, es klingt wie diese alte ‹Glückliches-Mädchen-Geschichte›, aber das ist nicht so. Du hast diese reiche, produktive Begabung als selbstverständlich hingenommen, für die viele andere soviel geben würden. Durch diesen Traum ist dir vielleicht etwas davon bewusst geworden. Er gehört mit zum Ruf der Welt.»

Wie Furii es beschrieb, hörte es sich für Deborah nicht wie ein verfluchtes und zerstörtes Leben an. Zusammen riefen sie sich den alten Yr-Schrei in Erinnerung: *Unveränderbar, im Schlaf, im Schweigen, schreit nganon aus sich selbst heraus.* Dieser geheime Schrei an die Verdammten hatte Deborah zum Werkzeug und zur Komplizin der Zerstörung gemacht. Es schien jetzt, dass dieser Schrecken aufgehoben war. War es möglich, dass sie Dinge berühren konnte, ohne sie krank zu machen? War es möglich, dass sie ohne zu vergiften lieben, Zeuge sein konnte ohne zu vernichten? Konnte sie Zeugnis geben von dem, was eine Freundin in ihrem innersten guten Kern bewegte?

28.

Deborah verbrachte die nächsten Monate damit, an einer Serie Feder- und Tuschzeichnungen zu arbeiten und in schwierigen Sitzungen mit Frau Dr. Fried Schneisen in die Vergangenheit zu schlagen. Als die Welt Dimension, Form und Farbe anzunehmen begann, wurden in ihren Augen Chorübungen und Nähkurs ein zu zerbrechliches Gerüst, um Hoffnung darauf zu bauen. Gleichgültig wie gefällig, vernünftig oder kooperativ sie war, sie würde dort immer nur unsichtbar und unhörbar sein. Sie würde das liturgische Jahr der Methodistenkirche kennen und einiges vom Klatsch des Damenclubs, der für den Altar zuständig war, aber nie würde sie auch nur einen Zentimeter unter die höflich verschlossenen Gesichter dringen, deren Bewegungen sie, während sie dort war, imitierte. Über die Partitur von John Stainers «Siebenfachem Amen» hinweg sah sie am Sonntag in die Gemeinde hinein und fragte sich, ob sie jemals Gott dankten für das Licht in ihrem Verstand, für Freunde, für Kälte und Schmerz, die den Naturgesetzen folgten, für hinlänglich tiefe Einsichten in diese Gesetze, um überhaupt irgendetwas erwarten zu können, für Freunde, für die Tage und Nächte, die im stetigen Rhythmus wechselten, für die Funken, die nach oben fliegen, für Freunde... Wussten sie, wie herrlich und beneidenswert ihr Leben war? Sie merkte mehr und mehr, dass die wenigen Stunden der Musse zu wenig Gelegenheit boten, das zerbrechliche Ja zu der neugeborenen Realität auf die Probe zu stellen oder einzuüben.

Sie konnte zwar Latein und ein wenig Griechisch, hatte aber die High School nicht abgeschlossen, und ihre Erinnerungen daran lagen jetzt beinahe vier Jahre zurück - Erinnerungen eines gelegentlichen Besuchers aus einer andern Welt. Sie sah in die Zeitungen, und ihr geringes Wissen von der Welt und ihren Anforderungen überraschte sie. Keine Tätigkeit, nicht einmal die einfachste, stand ihr offen. Das Städtchen war klein und verschlafen; eine Kellnerin oder ein Ladenmädchen wäre nicht dem Massenansturm abgehetzter Menschen ausgesetzt; diese Berufe erforderten wenig Verstand, aber sie hatte nicht die entsprechende Vorbildung.

Eine Zeitlang fand sie bei der Klinik keine Hilfe. Die Psychiater waren selbst fremd in der Stadt und hatten seit vielen Jahren nicht über qualifizierte und nichtqualifizierte Tätigkeiten nachgedacht. Frau Dr. Fried deutete vorsichtig an, dass Deborah das Problem vielleicht selbst lösen könnte, und der Arzt für die ambulanten Patienten sagte zunächst einmal das gleiche, ließ dann aber nebenbei die Bemerkung fallen, dass er sich darum kümmern würde. Als er sie zwei Wochen später in sein Sprechzimmer rief, schien er ein wenig überrascht.

«Ich habe mit verschiedenen Leuten gesprochen», sagte er, «und

offensichtlich musst du die High School abschließen, bevor du irgendeinen Job bekommen kannst.» Auf ihren entsetzten Blick hin sagte er: «Na... du hast Zeit, darüber nachzudenken.»

Er wusste nicht, dass Deborah den Tag damit verbracht hatte, sich in der Stadt die High School anzusehen. Das war ein großer und unvermittelt aufragender Komplex, weit entfernt auf der andern Seite der Stadt. Die Steinhaufen brüteten wie ein riesiger Urweltvogel, zu groß, um zu fliegen. Vielleicht müsste sie Schülerin dieser Schule werden. Vor Jahren hatte sie den Besuch einer Schule wie diese da abgebrochen. Gewiß hatte sich die Krankheit über Jahre hin in ihr aufgebaut, aber das äußerste Entsetzen - die fehlenden Tage, den plötzlichen Fall in die Dunkelheit von Yr - hatte sie in den Fluren eines solchen Gebäudes durchgemacht - im Anblick von Gesichtern wie jenen, die dort sein würden. Sie erinnerte sich an den Kampf, bevor sie den Anspruch aufgegeben hatte, von gleicher Substanz wie die andern zu sein. Sie dachte noch einmal an den geheimen Jäger mit den unbehandelten Wunden, die zu seiner Gefangenschaft geführt hatten; er war insgeheim tot und ertrug unbemerkt den wahnsinnigen Druck des «Anscheins», war insgeheim ein Angehöriger und Gefangener Anterrabaes, des Zensors, des Chorus und der Hölle. Obwohl sie inzwischen ihre Beherrischer preisgegeben hatte, hatte sie nicht mehr den Wunsch, den «Anschein» zu wahren - den Wunsch, um jeden Preis dazuzugehören. Jetzt kannte sie den Preis; sie wusste, dass in einer engen, ängstlichen kleinen Stadt, wo ihre Klassenkameradinnen drei Jahre jünger und Lichtjahre entfernt sein würden, die Welt bestenfalls ein Niemandsland sein könnte. Selbst wenn sie nicht mehr zu Yr gehörte, würde immer noch die furchtbare Entfremdung von der Erde andauern, die sie einst Tag für Tag vor Schmerzen in das Anderssein hatte rennen lassen. Yr oder nicht - es war zu spät, um sich Schülerinnen wie diesen anzuschließen, zu spät für Klassenbälle, Cliques, Lockenwickler und Klassenabzeichen. Sie hatte wahrhaftig genug von einer «besonderen Sprache, die Zugehörigkeit signalisiert».

«Ich bin neunzehn», sagte sie zu dem Gebäudehaufen. «Es ist zu spät.» Sie kehrte um und schauderte im Yr-Wind, der über all die Kilometer wirklicher und unwirklicher Trennung von diesen anderen hinblies. «Ich kann nicht wieder in meine fröhliche Schulzeit zurückkehren», sagte sie zu dem Arzt für die ambulanten Patienten, «Volleyball in der Turnhalle und Wange an Wange bei den Schulbällen.»

«Aber solange du dieses Abschlusszeugnis nicht vorzeigen kannst...» «Non omnia possumus omnes...», sagte sie und erinnerte ihn daran, dass es aus Vergil war; aber sie wusste, dass er recht hatte.

«Warum machst du nicht eine Liste von allem, was du kannst?» sagte er. Sie wusste, dass das Scheinbeschäftigung war, «etwas Nützliches tun», etwas, das, wie Deborah fühlte, nicht mehr war als

ein Spiel mit Verkehrszeichen, die die Aufschrift ‹Sackgasse› trugen. Der Arzt wollte die Geschichte loswerden. Er wollte nicht belästigt werden mit der Welt der Geschäfte und des Lebensunterhalts. Deborah merkte das und fühlte sich aus Sympathie dazu veranlasst, pflichtbewusst zu tun, was er sagte. Vielleicht würde sie in einem Wort verborgen eine Vorliebe oder ein Talent oder irgendetwas entdecken, das wirklich brauchbar war. Da war es wieder, das kleine ‹Vielleicht›, das seine unwiderstehliche Hitze aus einem kleinen schwachen Funken entwickelte.

Sie ging zurück in ihr Zimmer, setzte sich an den Tisch und zog mitten auf einem Bogen Papier einen senkrechten Strich. Über die eine Spalte schrieb sie KENNTNISSE und über die andere MÖGLICHER JOB.

| KENNTNISSE | MÖGLICHER JOB |
|---|--|
| 1. Fahrradfahren | Botenaufträge auf dem Lande |
| 2. Hamlet von Anfang bis Ende auswendig | Nachhilfeunterricht in Hamlet für Kinder, die das Stück gerade in der Schule durchnehmen |
| 3. Aus Tiefschlaf sofort im Besitz aller Fähigkeiten aufwachen | Nachtwächter |
| 4. Ein ungeheures Vokabular obszöner Ausdrücke | Sprachberater |
| 5. Etwas Griechisch | (Nicht ausreichend) |
| 6. Etwas Latein | Nachhilfeunterricht in Latein für Kinder, die es in der Schule haben |
| 7. Anlagen zur Gefühllosigkeit | Professioneller Attentäter |
| 8. Seit zehn Jahren Künstlerin | Kein Genie unter kaufmännischen Gesichtspunkten nicht praktikabel |
| 9. Kenntnisse der Begleiterscheinungen fast aller Geisteskrankheiten und Fähigkeit, sie täuschend echt zu spielen aufgrund persönlicher Anschauung des Originals. | Schauspielerin (zu gefährlich) |
| 10. Raucht nicht | Weinprobierer |

Sie schrieb die Liste noch einmal und ließ die Nummern 4, 5, 7 und 9 aus. Sie empfand es als besonders schmerzlich, dass sie «Professioneller Attentäter» auslassen musste. Sie war sich der Tatsache bewusst, dass sie zu unbeholfen und ungeschickt war, und professionelle Attentäter müssen drahtig und anmutig sein. Sie hatte einen solchen Mangel an *atumai*, dass ihre Opfer bestimmt immer in die falsche Richtung fallen würden; und als sie sich vorstellte, wie sie unter dem Körper eines zweihundertfünfzig Pfund schweren ehemaligen Ringers hervorzukriechen versuchte, wusste sie, dass Nr. 7 eine unmögliche Sache war.

Am nächsten Tag brachte sie die Liste zu dem Arzt, aber sie blieb nicht, um zu sehen, wie er sie las. Sogar Anterrabae war verlegen über die armelige Vorstellung, die seine Königin und sein Opfer gab, und der Chorus jubilierte vor Selbstgerechtigkeit. Sie war erschreckt über die Alternativen, die die Welt ihr anbot. Die Zukunftsmöglichkeiten streckten sich vor ihr aus wie der Korridor, den sie jetzt gerade vom Arztzimmer aus entlang ging; ein langer Weg mit sorgfältig beschrifteten Türen, alle drei Meter eine - alle geschlossen.

«Ach, Miss Blau -» rief eine Stimme hinter ihr. Es war eine der Sozialarbeiterinnen. (Was jetzt? überlegte sie. Ich habe ein Zimmer, also brauche ich keinen Zimmervermittler - es sei denn, es gibt einen, der die Zimmer der andern wieder kündigt.) «Dr. Oster hat mit mir über die Schule gesprochen.» (Da war es wieder, das Halt-Weiter-Halt der Welt; man hatte ihr wieder den alten Platz unter dem Moloch angewiesen.) Röte schoss vom Tumor auf, sie war heiß vor Schmerz bis an die Augen.

«Ich hätte gleich daran denken müssen», sagte die Sozialarbeiterin gerade. «Es gibt eine Stelle in der Stadt, die Sie vielleicht darauf vorbereiten könnte.»

«Worauf?» sagte Deborah.

«Auf die Prüfungen.»

«Welche Prüfungen?»

«Na, das Äquivalent für das Abschlusszeugnis der Schule. Wie ich schon sagte, es scheint der praktischste Weg zu sein...» Die Sozialarbeiterin sah sie prüfend an. Deborah wollte ihr sagen, dass es unmöglich ist, durch eine rote Brandung hindurch zu hören, und dass die Erleichterung über diese Nachricht, die ihr Gesicht kalkweiß gemacht hatte, sie obendrein, weil der Druck nachließ, in die Knie zwang.

«Ich müsste nicht in die Städtische Schule gehen?»

«Nein, wie ich gerade sagte: es gibt Sonderkurse in der Stadt -»

«Dann könnte ich wählen?»

«Sie könnten mit den Leuten über die Möglichkeit sprechen -»

«Ruft man da an?»

«Nun, Sie sind immer noch unter Vormundschaft von...»

«Könnten Sie für mich anrufen und einen Termin ausmachen?»

«Ja, das könnte ich tun.»

«Und werden Sie mir erzählen, was sie gesagt haben?»

Die Sozialarbeiterin versprach es, und Deborah setzte sich und sah sie weggehen. Der Schmerz in der roten Brandung ließ nach, aber die Panik verließ sie nicht. *Hör dein Herz an*, sagte Anterrabae und fiel neben ihr. Sie hörte es wie eine Tür ohne Schloss im Wind schlagen.

Was ist das? Was ist das? rief sie Yr zu. Ich war wirklich, gerade hier, gerade vorher. Ihre Sicht war verzerrt und unvollständig, und die Worte waren fremdartiges Yri, als ob sogar Yri aus Geheimhaltungsgründen verschlüsselt worden wäre. *Warum, warum geschieht das?*

Ihre Frage zerbrach das Schweigen der Erde. Sie bemerkte, dass Menschen in der Nähe waren, vielleicht Dr. Oster, der aus seinem Sprechzimmer kam. Aber die Geräusche waren ebenso verzerrt wie das, was sie sah, und als sie über jemanden stolperte, rief sie: «Die Sinne sind nicht getrennt!»

«Wird sie toben?» (oder so etwas ähnliches drang in gelangweilter Verdrießlichkeit durch den Schleier.) Deborah versuchte zu antworten, dass Toben für einen Vulkan ein Naturgesetz ist; aber sie konnte sich überhaupt nicht mehr verständlich machen. Flankiert und gefolgt von den Schleieren mit Händen betrat sie den stählernen Patientenaufzug und wurde nach Station D hinaufgebracht - der Anfang noch einmal von vorn.

Als sie zu sich kam - wieder alles von vorn, wieder eingepackt und gefesselt - sah sie sich die Hülle der Länge nach an und lachte. Jetzt weiß ich *Bescheid*, ihr plötzlich fallenden Kalender. Jetzt weiß ich *Bescheid, Lactamaeon, du trauriger Gott.* Jetzt weiß ich, warum *Carla und Doris Rivera* so verdammt erschöpft waren! Das harte, schmerzhafte Lachen schien ihre Kehle zu zerreißen.

Nach einer Weile kam Quentin Dobshansky herein, um ihren Puls zu fühlen.

«Hallo...», sagte er und versuchte herauszufinden, ob er fröhlich oder ernst sein sollte, «... hilft die Packung?»

«Ja, ich kann wieder sehen», sagte sie, «und hören und sprechen.» Sie sah ihn an. «Sind Sie noch mein Freund?»

«Natürlich!» sagte er unbehaglich.

«Dann lassen Sie Ihr Gesicht, wie es ist, Quentin. Lassen Sie es einfach los.»

Sein Gesicht entspannte sich, und Enttäuschung wurde sichtbar. «Einfach... na ja, ich dachte, du seist draußen und hättest einen guten Start, das ist alles.»

Er fühlte bohrende Angst, weil diese Person, die er gern mochte, eine verrückte Person war (obwohl die Ärzte ihm gesagt hatten, er solle

sie geistig krank nennen) und weil er sie noch verrückter machen konnte, wenn er die falschen Dinge sagte. Die Ärzte und all die Bücher, die er gelesen hatte, sagten ihm, er solle nicht zu entschieden auftreten, nicht argumentieren oder starke Gefühle zeigen, sondern fröhlich und hilfreich sein. Trotz dieser Anweisungen wusste er, dass er etwas in ihr bewirken konnte, und das ließ ihn den Versuch wagen, und bei diesem Versuch empfand er etwas für sie, und dass dieses Gefühl tatsächlich etwas auslöste, ließ sie für ihn zu einem menschlichen Wesen werden. Sie war nicht hübsch und hatte strähniges Haar, aber auch er war wegen seines Aussehens ausgelacht worden; und auch er war einmal besiegt worden wie sie jetzt. Er hatte einen Autounfall gehabt und war mit zahllosen Knochenbrüchen am Straßenrand liegengeblieben, sein Vater neben ihm. Die Sanitäter hatten ihn ins Krankenhaus gebracht, nachdem sie ihn in eine Decke eingewickelt hatten, so wie sie jetzt eingewickelt war; und er erinnerte sich an diese Fahrt. Bevor der Schmerz kam, war noch etwas Schlimmeres da gewesen: dieses furchtbare Gefühl, zu Brei zerstampft zu sein - Körper und Seele. Mit jeder Drehung des Reifens wurde ihm wieder und wieder zugeflüstert: eingeschlagen und zerbrochen, eingeschlagen und zerbrochen. Auf die später eintretenden Schmerzen war er merkwürdigerweise stolz. Der Tod seines Vaters hinterließ einen unmittelbaren, reinen Schmerz; die gebrochenen Rippen machten jeden Atemzug zu einem Schlag in das Angesicht des Todes, zu einem Stich, dass er noch am Leben war. Jetzt sah er Deborah an und hörte, wie seine Gedanken sich wieder mit den Reifen drehten: eingeschlagen und zerbrochen, eingeschlagen und zerbrochen. Genau das musste sie jetzt fühlen.

«Möchtest du etwas trinken?»

«Nein, danke.»

Scheu sahen sie sich an, sie litten und warteten auf seine Enttäuschung und ihre Angst, damit die Dinge zwischen ihnen klar würden. Deborah wurde mit einem Schlag bewusst, dass Quentin Dobshansky, ihr Freund, ein Mann war - von männlichem Geschlecht - ein leidenschaftlicher Mann, der seinen Schrei der Leidenschaft in ihrer Leere widerhallen ließ. Und erst in dem Augenblick, da sie die Leere entdeckte, entdeckte sie das Verlangen. Es war ein heftiges, anhaltendes Verlangen, Jahre zu spät und niemals vorher ergründet. Aber das Maß des Verlangens war das Maß ihrer Möglichkeiten. Furii hatte recht gehabt; verrückt oder nicht, Deborah konnte fühlen.

Sie sah zu Quentin auf. Er hielt an der Tür inne und wollte in ihr etwas Hoffnung wecken, obwohl er selbst weniger Hoffnung hatte, als er zeigen mochte. «Du hast noch eine Stunde», sagte er.

«Ist gut.» Sie wusste, dass sie hässlich war und wollte seinem Auge oder seinem inneren Auge nicht weh tun, darum wandte sie den Kopf ab und ließ ihn die Tür schließen.

Jetzt war es nicht Anterrabae, der sie verhöhnte, sondern Lactamaeon, der schwarze Gott mit den eisblauen Augen. *Der Fischer hat gewonnen, und der Fisch ist im Netz, aber er stirbt nicht und ist nicht tot. Er hört nicht auf, gegen die Seitenwände des Bootes zu schlagen und zu klappen, sich zu drehen, nach seinem Lebens-element zu suchen und an dem Verlust der Essenz zu leiden, von der er lebt. Das betrübt den Fischer. Er möchte nicht über die Todeswehen des Fisches nachdenken der sein Preis und sein Sieg ist. So bist du für die Welt und auch für uns. Stirb noch einmal, und lass die Dinge so sein, wie sie waren.*

Seht ihr denn nicht! schrie sie zu ihm hinaus, ich weiß nicht mehr wie!

An diesem Nachmittag ließ ein Pfleger auf der Station eine schwelende Zigarette im Aschenbecher neben dem Schwesternzimmer liegen. Deborah nahm sie auf, versteckte sie und nahm sie mit in den Schlafsaal, wo sie jetzt zwischen einer Anne und Dowbens Marie untergebracht war. Sie saß auf dem Boden, durch die anderen Betten verdeckt, und sah auf ihren vernarbenen Arm. Die Haut würde kein Gefühl haben und das Brennen würde nichts bringen. Sie versuchte es mit einer neuen Stelle und brachte die brennende Zigarette an das unvernarbte Fleisch heran. Als sie damit näher kam, fühlte sie die Wärme, die Hitze, das Brennen. Als das Haar zu versengen begann, fühlte sie einen rot-heißen Stich, so dass sie ihren Arm zurückriss - erstaunt.

«Es war ein Reflex!» sagte sie ungläubig zu dem Bettposten. Sie versuchte es wieder und wieder, aber an jeder Stelle herrschte der brennende, heiße Schmerz, und sie musste sich vor der Glut zurückziehen, sogar schon bevor sie sich dem Fleisch näherte. Sie drückte die Zigarette am Bettposten aus und sagte laut auf Yri:

An den Chorus und an alle Götter aller Welten: keine Verbrennungen mehr und keine Feuer, denn ich bin *offenbar* schon gebunden. Sie hatte wegen des Entsetzens und der Freude über diese Entdeckung zu weinen begonnen. Ich bin *offenbar* schon gebunden an diese Welt...

Als es Zeit war, Furii aufzusuchen, rannte sie zum Schrecken ihrer Begleiterin zum Sprechzimmer hinüber und platzte zu Beginn der Sitzung heraus: «He! Wissen Sie, was passiert, wenn man sich brennt? Man bekommt eine Verbrennung, das passiert! Und es tut weh, das passiert!»

«Hast du dich wieder gebrannt?» fragte Furii und nahm das Lächeln zurück, mit dem sie Deborahs Lächeln beantwortet hatte.

«Ich habe es versucht, aber ich konnte nicht.»

«Ach?»

«Weil es weh tat!»

«Ich bin so froh!» Sie lächelten sich an. Dann sah Furii die Begleiterin hinter Deborah und fragte sie, warum sie *mitgekommen sei*. Sie sagte es ihr. Als die Schwester hinausging, um draußen zu warten, sah Furii Deborah mit jenem prüfenden Blick an, den sie kannte und der sie schon lange vorher hatte zusammenzucken lassen.

«Ich hatte früher immer eine Vorwarnung - eine Erklärung, warum es passieren musste -»

«Vielleicht hat *es* gewusst, dass du Hilfe brauchtest. Du warst in Rufweite dieser Hilfe, aber du hast nicht gewagt, geradewegs darum zu bitten, aus Furcht, sie könnte dir verweigert werden..»

«Aber der Anfall war so plötzlich und so heftig. Wie kann ich überhaupt gesund werden, wenn er so plötzlich und so total ist?»

«Diese Abwehrschlacht gegen das Gesundwerden, gegen die Rückkehr in die Welt hat sich auf ihre letzte Stellung zurückgezogen. Natürlich kommt nun der verzweifelte Versuch, alles zu retten, was von deiner Krankheit zu retten ist.»

Deborah erzählte ihr von der Schule, und wie sehr sie Angst gehabt hatte, wie furchtbar verzweifelt sie gewesen war bei dem Gedanken, drei Jahre in dem unermesslichen Schweigen der Stadt zuzubringen, und wie sie gedacht hatte, dass es vorbestimmt war: dieses Halt-Weiter-Halt des Opfer-Seins. Sie kam zu der Stelle, wo sie die Sozialarbeiterin getroffen und ihren Vorschlag gehört hatte - das plötzlich freigesetzte Gefühl von Vergebung und Hoffnung - und wie sie in die Knie gegangen und ohne Warnung überwältigt worden war. Als sie beschrieb, wie die Hölle heranstürmte, fiel ihr plötzlich auf, dass da eine Veränderung vorgegangen war. «Etwas... Komisches.»

«Was Komisches?»
«Ja, Yr war immer der logische und verstehbare Ort und die Welt das anarchische Ding. Es gab Riten, die bei der Flucht halfen. Sie wurden immer kunstvoller, aber... immer waren sie vorhersagbar.»

«Und?»

«Und als ich anfing, die Welt zu erleben, war es, als ob Yr sagte: «Wir werden den anderen Weg nehmen, egal wie er aussieht.» Als die Welt ohne Logik und Gesetz war, war Yr der Ort, in dem es Formen und Ursache und Wirkung gab. Als die Welt verstehtbar wurde, hörte Yr überhaupt auf, noch Gründe anzugeben.»

«Ja», sagte Furii vorsichtig, wie sie es zu tun pflegte, wenn sie widersprechen wollte, ohne ärgerlich zu klingen. «Wann wirst du aufhören, auf diesen beiden Welten zu reiten?»

«Ich bin noch nicht so weit!» schrie Deborah.

«Schon gut», sagte Furii milde, «aber du wirst niemals in der Lage

sein, die Welt mit all ihren Vorzügen wirklich zu ergreifen, ehe du deine doppelte Bindung nicht aufgegeben hast.»

Der Wind der Panik fegte über Deborah hinweg, und ihr Herz begann schneller zu schlagen. Sie rief insgeheim nach Anterrabae, und er kam schnell und beruhigend zu ihr. *Leide, Opfer.* (Der vertraute Yr-Gruß.)

Ist es wahr, dass du mir in letzter Zeit *Schönheit* nur dann bringst, wenn du *bedroht bist?* fragte sie ihn und wartete auf sein höhnisches halbes Lächeln. Er lächelte nicht, sondern zuckte stattdessen zurück.

Hab Mitleid mit mir.

Die Überraschung überwältigte sie. Woran leidest du?

An Verbrennungen!

Aber du bist nicht vom Feuer verzehrt.

Als du *emporgehoben* warst und außerhalb der Reichweite menschlichen Feuers, war ich es auch. Seit die Flammen *dich* verbrennen, verbrennen sie mich auch. Er atmete wieder scharf ein, und sie sah die aufwärts gerichteten Flächen seines Gesichts, die von seinem Feuer erleuchtet waren und von Schweiß und Tränen glänzten.

Oh! rief sie mitleidig, so dass er seine Augen ihr wieder zuwandte.

Du siehst - du leidest und teilst mit mir. Wir *haben* eine Stimme, einen *Blick*. Könntest du jemals hoffen oder dir vorstellen, so bei *jemandem* auf der Erde Anteil zu nehmen und zu finden? Und er machte die Geste des Aufruhrs und der Entzagung, die das Yri Handzeichen für die Welt war.

«Wo bist du?» fragte Furii. «Nimm mich mit.»

«Ich war bei Anterrabae. Er hat recht. Die Welt mag Gesetz und Logik haben, selbst wenn sie manchmal gefährlich und verzerrt ist. Sie enthält auch Herausforderungen und Dinge, die ich nicht lernen kann, wie Mathematik, die die Götter mir nicht beibringen können, aber wo sonst» - und hier füllten sich ihre Augen plötzlich mit Tränen - «wo sonst gibt es die Anteilnahme, die ich bei ihnen habe?»

«Was sind das für Tränen?» fragte Furii, immer noch sehr weich. Deborah sah sie an und erkannte die Eröffnungsworte ihrer Formel, ihrer und Furiis. Sie musste lächeln.

«Zehn Einheiten; vier sind Selbstmitleid, drei sind, was Yr *die harte Schale* nennt, und eine ist Verzweiflung.»

«Das macht nur acht.» (Noch immer die Formel.)

«Und zwei für Verschiedenes.»

Sie lächelten noch einmal.

«Siehst du», sagte Furii, «es kann zwischen uns beiden so klar sein, wie mit deinen Göttern. Ich habe nie mein wahres Wesen verborgen, aber manchmal vergisst du, dass ich ein Repräsentant dieser gegenwärtigen Welt bin, immer gewesen bin und mit dir darum kämpfe.» Und sie schnaubte ihre Nase, als ob

sie zeigen wollte, was für ein typisches Mitglied dieser Welt sie war. «Was ist das, was du die ‹harte Schale› nennst?»

«Nun, als ich in die Klinik kam, war ich noch nicht unglücklich. Mir war alles egal, und darin lag eine Art von Frieden. Dann haben Sie mich dazu gebracht, dass es mir etwas ausmachte, und sofort bestrafte mich Yr, und ich war verzweifelt. Als ich Yr um Erbarmen bat, sagte Anterrabae: ‹Du hast die Hoffnung verschlungen vom innersten Mark bis zur Schale.› Ich glaubte, ich würde leben und die alte Schale beobachten müssen, wie sie trocken wird und sich wellt und schließlich weggeworfen wird. Hin und wieder gebrauchte er diese Anspielung, und als ich merkte, dass ich lebendig war - wirklich lebendig und von der gleichen Substanz wie die Bewohner der Welt - habe ich ihm gesagt, dass ich diese trockene Schale kauen würde und nicht würde aufhören, sie zu kauen, bis sie mir Nahrung gäbe. Diesmal, als ich zurückkam und alle so von mir enttäuscht waren, sagte Anterrabae: ‹Diese harte Schale zerbricht deine Zähne - warum spuckst du sie nicht endlich aus?›»

«Und was hast du bei dem Vorschlag für ein Gefühl?»

«Ich kann jetzt nicht aufhören zu kauen, selbst wenn ich offenbar nicht allzu viel bekomme», sagte Deborah. «Nachdem ich die Reflexe und die Instinkte eines weltlichen Wesens habe, muss ich schon dabei bleiben, glaube ich...», und sie lächelte schüchtern, weil es ein Eingeständnis war; es zählte, und eines Tages könnte sie dafür gehängt werden.

Wenn ich ihr nur erzählen könnte..., dachte Furii. Wie erzählt man jemandem, der in der Wüste geboren und aufgezogen worden ist, was für reiche und fruchtbare Länder es gibt - nur eben außerhalb seines Gesichtskreises? Stattdessen sagte sie: «Wie geht es dir auf der Station?»

«Na ja, natürlich sind die Patienten böse auf mich, und die Schwestern sind ein bisschen enttäuscht. Ich gehe heute zu Dr. Halle hinunter.»

«Ach, irgendetwas besonderes?»

«Nein... ich muss ihm nur sagen, dass er der Sozialarbeiterin Bescheid gibt, dass ich, wenn es den Leuten da unten an der Schule, die sie erwähnt hat, recht ist, bereit bin, wann immer sie wollen.»

ANFORDERUNG

Datum: 3. September Station: D

Patient: Blau, Deborah Stationsarzt: Dr. Halle, H. 1..

Gegenstände: Datum: 5. September Zeit: 8.30 Uhr

1 Kleid, geeignet für die Stadt

1 Paar Strümpfe

1 Paar Schuhe

27 <Clip>-Lockenwickler

1 Mantel

1 Lippenstift

80 Cents für Vorortbus (für Sozialarbeiterin und Pat.)

4 Stadtbusfahrscheine (für Sozialarbeiterin und Pat.)

Die oben genannten Gegenstände sind aus dem Krankenflügel
abzuholen.

gez. H. L. Halle

29.

Wie durch ein Wunder war ihr Problem bei den Erdenbewohnern schon vorgesehen. Deborah entdeckte, dass ihre außergewöhnlichen Schwierigkeiten gewöhnlich genug waren, um von entsprechenden Paragraphen erfasst zu sein. Wenn sie dem Schulamt nachweisen konnte, dass sie die High-School-Fächer beherrschte, würde sie ein gleichwertiges Abschlusszeugnis bekommen, ohne drei Jahre in die große steinerne Schule gehen zu müssen. Wenn sie die zweimal zwei Stunden Weg zwischen Klinik und Städtischer Sonderkurschule bewältigte, könnte es eine direktere und weniger gefährliche Brücke zwischen «Niemals» und «Vielleicht» geben. Benommen und voller Zweifel stürzte sie sich in ihre Arbeit; sie fand ihr Gleichgewicht, nahm die Bücher und versenkte sich darin. In die Seiten vergraben, lotete sie den Boden aus wie ein Wal, stieg auf, holte Luft und tauchte wieder unter. Trotz der gefährlich hypnotischen Wirkung, die die täglich zweimal zwei Busstunden hatten, gab ihr der Stolz auf die harnäckig ausgefochtene Schlacht die nötige Kraft. Sie kämpfte hart, um den Anforderungen des Lernens und der Fahrten gewachsen zu sein. Allmählich konnten die Lehrer einen winzigen Spalt in der Mauer ihrer Isolierung auftun. Einen Monat lang fuhr sie von Station B aus zur Schule; die *Schwester* weckte sie vor Tagesanbruch. Jeden Morgen, bevor sie zur Schule ging, bekam sie auf (medizinische) Verordnung des Arztes eine Tasse Kaffee, und nach einer Woche Bewährungsfrist fügte die Nachtschwester auf eigene Verantwortung Toast und ein Glas Saft hinzu. Deborah war stolz auf die Achtung, die diese kleinen Extras bewiesen. Von Ausnahmen abgesehen, bekam man vom Klinikpersonal nicht mehr als das gerade Notwendige, aber in *letzter* Zeit sagte die Pflegerin «Auf Wiedersehen» oder sogar: «Ich wünsche Ihnen einen guten Tag», wenn sie mit ihren Schulbüchern für den Morgen - den Symbolen ihrer Verantwortung und Normalität - an der Tür stand und darauf wartete, dass für sie mit dem großen «Irrenhaus»-Schlüssel aufgeschlossen wurde.

Solche Extras gaben Deborah einen gewissen Stolz und Rang auf der Station. Als sie wieder in ihr Zimmer in der Pension eingezogen war und nur zum Abendessen und zu ihren Behandlungen in die Klinik fuhr, war ihr Schatten auf dem Gehweg länger, als es der Abenddämmerung entsprach. Sie begann zu verstehen, warum Doris Rivera, die gesund genug gewesen war, zu arbeiten und mit eigenen Schlüsseln in der Tasche zu leben, so selten zu der begierigen und von Entsetzen geschüttelten Zuhörerschaft auf Station D gesprochen hatte. Auch sie hatte gesehen, wie ihr Schatten um hart erarbeitete Haarsbreiten zugenommen hatte, und obwohl sie vor den eintönigen

Mauern der Welt immer noch wie ein Zwerg wirkte, hatte sie für die von Hoffnung verkrüppelten Kranken, deren Reihen sie verlassen hatte, überlebensgroße Konturen. Wie alles nach ihrer Rückkehr ins Schwanken und Straucheln geraten war!

Eines Tages, als Deborah von einer erschöpfenden Sitzung mit Furii kam, sah sie ein Knäuel von Leuten in der Halle. Und als sie näher kam, sah sie, dass sie sich im Zeitlupentempo umeinander wanden, wie Geschöpfe unter Wasser. Im Zentrum des Knäuels, beinahe ganz darin verborgen, stand Miss Coral. Da sich an Deborahs Loyalität seit ihrer Bindung an die Welt nichts geändert hatte, musste sie ein lautes Gelächter hinunterschlucken. Das bettschleudernde Genie im Gewichtheben, Stoßen und Werfen war wieder am Werk! Deborah überlegte, wie sie wohl von der Station entkommen war. Sie stand beinahe bewegungslos in der Mitte des Handgemenges und nahm es mit fünf Pflegern gleichzeitig auf, indem sie sie in eine Schlacht gegeneinander verwickelte. Ihr Redeschwall war wie ein leises Gemurmel, wie eine Maschine, voll langer Zischlaute und Obszönitäten. Deborah ging vorbei und warf ein «Hallo, Miss Coral» hinüber - mehr für die Pfleger als für die Dame selbst. Miss Coral entzog der Schlacht ihre Aufmerksamkeit und lächelte Deborah zu.

«Hallo, Deborah. Du bist doch nicht etwa wieder hier?»

«Oh nein; nur eine Sitzung bei der Ärztin.»

«Ich hab gehört, dass du in den Weihnachtsferien zu Hause warst.»

«Ja... diesmal war es leichter - es hat beinahe richtig Spaß gemacht.»

Miss Corals blitzende Augen wurden sanft; ihre starre Haltung und das ganze fünf Mann starke Knäuel um sie herum entspannte sich zu einem halb komischen und doch merkwürdig bewegenden Waffenstillstand, während Deborah und Miss Coral sich gegenüberstanden und Konversation machten.

«Wie geht es Carla? Siehst du sie noch?»

«Oh ja, sie hat diesen Job bekommen, den sie wollte... He, ist das wahr, dass Dobshansky eine Schwester von der Männerabteilung geheiratet hat?»

«Ja, eine Schwesternschülerin. Aber die Heirat ist geheim, weil sie noch in der Ausbildung ist. Keiner weiß davon.» Und sie lächelten sich an wegen der vielen Kaltwasserrohre und der vielen Ohren auf den vielen Stationen.

«Wie geht es den andern?» fragte Deborah.

«Ach, immer dasselbe - mehr oder weniger. Lee Miller geht in eine andere Klinik. Sylvia sieht viel besser aus, aber sie redet immer noch nicht. Helen ist wieder bei uns auf D, das weißt du?»

«Nein - das wusste ich nicht. Sagen Sie ihr einen Gruß von mir. Werfen Sie ihr etwas an den Kopf und seien Sie grob zu ihr, damit sie weiß, dass der Gruß von mir ist.» Deborah sah Miss Coral forschend

an. Es war schwer für sie, mit dem Schmerz fertig zu werden, den sie so unverhüllt im Gesicht ihrer bescheidenen und sanften Lehrerin sah, der Bettwerferin und Überbringerin des Catull. «Ist alles in Ordnung?» fragte sie, weil alles, was über diese Frage hinausging, eine Zudringlichkeit gewesen wäre.

Miss Coral sah entschuldigend auf ihr Gefolge, als ob es sich um einen einzigen, großen, peinlichen, gesellschaftlichen Missgriff handelte, mit dem sie nichts zu tun hatte.

«Nun...», sagte sie, «es kommt und geht.»

«Kann ich Ihnen irgend etwas mitbringen?»

Sie wusste, dass Miss Coral um nichts bitten konnte, aber sie hoffte auf irgendein verschlüsseltes Zeichen. Sie hatten etwas miteinander geteilt, das für ihre Art von Krankheit selten war - ihre Gedanken, ihre Gefühle hatten sich berührt. Horaz, durch die fünf Zentimeter dicken Türen einer Einzelzelle hinaus und in die dunkle Wüste einer geheimen Welt hineingeschrieen, das war mehr gewesen als Latein, mehr als Schönheit.

«Oh nein... nein.»

Deborah merkte, dass sie ihren Bus verpassen würde. «Ich muss gehen -»

«Also dann, auf Wiedersehen, Deborah.»

«Auf Wiedersehen.» Sie ging weiter. Die Härte kam in Miss Corals Augen zurück; ihre Muskeln spannten sich. Das Gewühl fing wieder an; das Summen der Maschine setzte wieder ein. Der Waffenstillstand war beendet.

Als Deborah im Bus saß, dachte sie an Miss Coral und zitterte ein wenig. Wie viele von den Toten konnten auferweckt werden? Wie viele von all den Frauen auf Station D würden eines Tages frei sein? In ihren drei Jahren waren viele Gesichter gekommen und gegangen, und viele waren geblieben. Von denen, die gegangen waren, waren vielleicht drei Viertel in andere Kliniken verlegt worden. Einige hatten sich soweit gebessert, dass sie eine Art Halb-Leben als ambulante Patienten führen konnten. Wie viele waren wirklich draußen, lebendig und frei? Man konnte sie an den Fingern abzählen! Sie schauderte. Sie würde sich heute Abend mit Gewalt an ihre Bücher zwingen müssen.

Die Monate gingen hin und der High-School-Lehrstoff begann ihre Hefte zu füllen. Wenn Normalität in Metern und Stunden gemessen wurde, dann wurde Lernen in Pfunden von Büchern gewogen, die man zur Schule und wieder zurück trug. Die schweren Lehrbücher gaben ihr eine Art Stolz, als ob sie eines Tages das in der Welt wiegen würde, was die Schulbücher in ihren Armen wogen.

Die Städtische Sonderkursschule wurde hauptsächlich von kleineren Kindern mit Lese- oder Sprachschwierigkeiten besucht, aber abgese-

hen davon, dass sie an kleinen Spieltischen sitzen musste, war Deborah gern dort. Sie war froh, dass sie sich in Gegenwart der Lehrer nicht unbehaglich fühlen musste, und arbeitete allein und intensiv, ohne den Zwang, älter zu sein als sie war, und brauchte sich nicht mitten in einem Klassenfest fehl am Platze zu fühlen. Nach einiger Zeit lobten die Lehrer ihren Eifer. Unentwegt und stetig, sagten sie, und sie freute sich sehr. Nur wenn sie am Nachmittag in ihr Zimmer zurückkehrte, tat die Welt weh. Jung und knisternd, kichernd und mit klirrenden Armreifen überfielen die Mädchen von der High School und vom College die Busse, und sie blickte wie durch ein Schlüsselloch in die Welt der eitlen, spiegelsüchtigen, furchtsamen und draufgängerischen jungen Mädchen - eine Welt, in der sie versagt hatte, eine Welt, von der sie wusste, dass sie viel besser aussah, als sie wirklich war, aber in den Augen der von ihr Ausgestoßenen eine Welt, die in geheimnisvollem Glanz erstrahlte. Sie sah auf ihren Rock und ihren Pullover hinunter.

Sie sah aus wie die andern, aber sie war doch eine Fremde, die Imitation eines jungen Schulmädchen.

Und bin ich nicht, wie diese Welt ist? fragte Idat aus Yr. Ich bin verschleiert und geheimnisvoll; ich belohne und bin des Glanzes voll. Wenn du mich und Lactamaeon verlässt, die dich lieben, und Anterrabae, der dein Freund ist, mit dem du lachst und unbeschwert bist, wirst du je wieder solch ein Leuchten haben?

Dann erschienen auf seltsame Weise die Bilder ihrer Lehrer aus der Sonderkursschule in Yr, um mit Idat zu sprechen.

Schließt ihr euch dem Chorus an? Auch ihr? rief Deborah ihnen zu. Gewiss nicht! sagte der Englisch-Lehrer. Wir sind gegen diese von dir erfundenen Geschöpfe!

Hör zu, sagte der Mathematik-Lehrer zu Idat, dieses Mädchen arbeitet schwer. Sie ist jeden Tag hier mit gespitztem Bleistift und unauffälligem Kleid. Sie ist flink und gehorsam und niemals verrückt im Klassenzimmer. Sie ist nicht übermäßig gescheit in Mathematik, aber sie arbeitet schwer für das, was sie bekommt - und das ist die gute, solide Wahrheit!

Wohl kaum ein Sternenregen, sagte Idat trocken. *Wohl kaum ein Silberrabe* (das war eine Yr-Metapher für Schmeichelei - wegen des glänzenden Scheins).

Plötzlich begannen die Mitglieder des Chorus einer nach dem andern in der Zwischenwelt zu erscheinen. Einer trug eine Trompete, ein anderer eine Geige, ein dritter eine Trommel und einer ein Tambourin. *Wir gehen zum Tanz,* sagten sie zu Deborah.

Was für ein Tanz?

Der große Tanz.

Wer wird dort sein?

Auch du.

Wo wird es sein?

Die Fünf Kontinente.

Krank oder gesund, sagte der Englisch-Lehrer, krank oder gesund, du bist einer der Tänzer, siehst du das nicht? Lehrer und Chorus fingen an, die Yr-Worte für Trennung auf ein Stück Papier zu zeichnen. In Yri und Englisch schrieben sie die uralten Worte: «Du Bist Nicht Eine Von Ihnen». Dort steht sie, sagte der Mathematik-Lehrer. Deine ganze alte Wirklichkeit. Dann zerrissen sie das Papier in kleine Schnipsel und überließen sie dem Wind.

An jenem Abend in der Kirche lud Deborah das Mädchen, das mit ihr in das gleiche Notenbuch sah, zu einem Eis ein. Das Mädchen wurde bleich und stotterte so furchtbar, dass Deborah ganz ängstlich wurde. Wer die Szene beobachtet hatte, konnte vielleicht denken, sie hätte irgendetwas Unanständiges gesagt. Für einen Augenblick kam das Bild der uralten Furcht zurück, wie die Vorwärts-Christen-Soldaten vorwärts gegen das kleine Mädchen der Vergangenheit marschierten. Sie schlüpfte zurück in ihre Unsichtbarkeit und sang weiter das «Erbarmen», das der Chor übte.

«Wieder mal die Pubertät?» sagte Furii. «Aus der kannst du wenigstens herauswachsen, aber glaubst du wirklich immer noch, dass du ansteckend bist?»

«Nein, es ist nur schwierig, all die alten Sachen auf einmal loszuwerden. Ich war immer so vorsichtig mit meinem nganon und so eifersüchtig auf die sauberer Dinge, die andere Leute hatten. Es ist schwierig, über alles auf einmal anders zu denken.»

«Aber du hast Freunde -», sagte Furii, sie meinte es mehr als Frage.

«In dieser Stadt? Obwohl ich mit ihnen singe und abends mit ihnen zusammen Unterricht habe - sie sehen mich nicht. Sie werden mich niemals sehen.»

«Bist du sicher, dass das nicht deine eigene Haltung ist?»

«Glauben Sie mir», sagte Deborah ruhig, «es ist nicht wahr. Es gibt Lichtblicke, aber sie sind selten, abgesehen von ein oder zwei Freundinnen aus der Klinik.»

«Und die kleinen Lichtblicke?»

«Na ja, meine Wirtin passte auf das Kind ihrer Tochter auf. Die Kleine ist gerade zwei Monate alt, und die Wirtin hatte etwas außerhalb des Hauses zu erledigen. Sie kam in mein Zimmer und sagte einfach: «Deborah, kannst du auf das Baby aufpassen, bis ich zurück bin?» Dann ging sie aus dem Haus, das war alles. Anderthalb Stunden lang hab ich mit dem kleinen Baby dagesessen und gegen alle Erwartungen gehofft, dass es immer nur dasselbe täte: einatmen, aus-

atmen - und nicht sterben würde, während ich da war.»

«Warum sollte das Baby sterben?»

«Wenn ich schließlich doch nur ein ›Anschein‹ war - lebendig nur ein paar Millimeter unter die Haut - empfindlich vielleicht gegen Feuer, aber nicht tiefer -»

«Sag mir, liebst du deine Eltern?»

«Natürlich liebe ich sie.»

«Und deine Schwester, die du niemals umgebracht hast?»

«Ich liebe sie - ich habe sie immer geliebt.»

«Und deine Freundin Carla?»

«Ich liebe sie auch.» Sie begann zu weinen. «Und Sie liebe ich auch, aber ich habe Ihre Macht nicht vergessen, Sie alter Verstandesmüllsampler!»

«Was ist das für ein Gefühl, ohne diesen alten, stinkenden Müll herumzulaufen?»

Deborah fühlte, wie Anterrabae zu knurren begann. Mussten er, Lactamaeon, Idat und die ganze Schönheit ihrer vielen Stätten in Yr untrennbar verbunden sein mit all den Qualen der hinter ihr liegenden Wirklichkeit?

«Muss das alles verschwinden? Stapeln wir es auf und werfen wir es alles weg?»

«Es kann jetzt noch kein reeller Handel werden - siehst du das nicht?» sagte Furii. «Du musst erst die Welt annehmen, du musst sie im guten Glauben annehmen und dich ihr ganz verpflichten... auf mein Wort hin, wenn es nicht anders geht. Und dann kannst du an Hand dessen, was du selbst auf dieser Verpflichtung aufgebaut hast, entscheiden, ob es ein reeller Handel ist oder nicht.»

«Und die leuchtenden Dinge? Darf ich niemals an Lactamaeon denken, der so schwarz auf seinem schwarzen Pferd sitzt, oder an Anterrabae oder an Idat, die jetzt Gestalt annimmt und so schön ist? Darf ich niemals wieder an sie denken oder an die Worte von Yr, die viele Dinge besser beschreiben als die englischen?»

«Die Welt ist groß und hat viel Platz für Weisheit. Warum hast du Anterrabae oder die anderen nie gemalt?»

«Na ja, sie waren geheim - Sie kennen die Gesetze gegen die Vermischung der Welten.»

«Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, die Welt an den guten Seiten, den schönen und weisen Seiten von Yr teilhaben zu lassen. Wenn man etwas beiträgt, wächst die Verpflichtung.»

Deborah sah, wie Anterrabae in seiner eigenen funkenleuchtenden Dunkelheit schneller fiel, und während Idats Tränen Diamanten gewesen waren, waren die seinen Flammenstücke; Lactamaeon weinte Blut wie Ödipus. Das Blut erinnerte sie an etwas, und sie sprach abwesend.

«Einmal war ich im Haus einer Dame und sah, dass Blut aus den

Wasserhähnen in ihrer Küche kam. Sonst war immer das Blut in den Straßen geronnen, und die Menschen waren Insektenchwärme. Das, wenigstens, bin ich losgeworden.»

«Ach, Deborah! Gesundheit ist nicht einfach die Abwesenheit von Krankheit. Wir haben uns nie deswegen so furchtbar abgemüht, damit du nur nicht-krank sein könntest!»

Wieder fühlte Frau Dr. Fried ein schmerzliches Ungenügen, als säße sie vor einem blinden Patienten, dem sie die Farbe des Lichts deutlich zu machen versuchte. Wenn Deborah nur begreifen könnte, was es *bedeutet*, in der Realität zu leben und Erfahrungen zu machen.

«Wenn ich Ihnen ein Bild von Lactamaeon in seiner Falkengestalt oder als Reiter gäbe, würden Sie darin meine alte Verrücktheit sehen oder einen ‹Beitrag›?»

«Ich müsste es erst sehen», sagte Furii.

«Na gut», sagte Deborah, «vielleicht kann ich anfangen, Yr zu öffnen.»

MINISTERIUM FÜR SCHULWESEN Sonderreifeprüfung

Die Sonderreifeprüfung wird am 10. Mai im Städtischen Justizgebäude stattfinden. Sie sind für diese Sonderreifeprüfung angemeldet und werden gebeten, die beiliegenden Formblätter auszufüllen und sich am Dienstag, den 10. Mai, um 9.00 Uhr im Städtischen Justizgebäude einzufinden. Die Erfüllung dieser beiden Bedingungen ist Voraussetzung für die Zulassung zur Prüfung.

Deborah legte die Notiz auf die eine Seite des Tisches, die Skizzen für ein Bild Anterrabaes auf die andere Seite. Sie hatte die Notiz hastig aus dem Umschlag gerissen und war überrascht, dass die Zeit so schnell gekommen war. Sie hatte die Formulare sofort ausgefüllt, hatte zweimal nachgesehen, ob die Adresse auch richtig war, und hatte den Brief gleich darauf zum Kasten gebracht, damit er nicht vergessen oder verlegt würde. Als der Brief im Schlitz des Kastens verschwand, hatte sie die erste Angst in sich aufsteigen gefühlt.

Jetzt saß sie am Tisch und versuchte, sie durch Lachen zurückzudrängen. Sie wusste, wie ungeduldig und erregt ein Teil ihres Verstandes arbeitete. Das wirkliche Gefühl war Hoffnung, nicht Angst. Es war zu spät sich vorzumachen, dass sie sich auch diesmal vor der Welt drücken könnte.

Die Erwartung trug sie durch die beiden Wochen bis zur Prüfung, und dann ging sie an dem festgesetzten Tag in den Kleidern der Vernunft in den muffigen, eichengetäfelten Raum im alten Justizgebäude. Dort fand sie andere, die ihre Oberschulausbildung auch auf einen Schluck nahmen - eine Gruppe schwieliger Arbeiter, die über ihren

Papieren schwitzten und stöhnten, als ob es Granitblöcke wären. Sie war überrascht und beschämmt, weil auch sie, obwohl sie nicht Gefangene oder Verrückte waren, irgendwie aus dem Takt der Welt gekommen waren und sich jetzt zusammen mit ihr dieser notwendigen Sache unterzogen. McPhersons Weisheit saß neben ihr: Du hast das Leiden nicht für dich gepachtet.

Als die Zeit um war und die Arbeiten abgegeben werden mussten, legte Deborah ihre zu den andern und ging hinaus, unfähig zu ermessen, was sie geschafft hatte.

In der Schule hatte man für sie eine Regelung getroffen, dass sie weiter am Unterricht teilnehmen konnte, bis die Prüfungsergebnisse vorlagen - sowohl um sie davon abzuhalten, sich zu ängstigen und zu grübeln, als auch aus Sorge, sie könnte nicht bestanden haben und müsste es noch einmal versuchen. Es war eine Zeit der Unschuld vor der Entscheidung. Sie ging ihrer Arbeit nach, aber nicht atemlos; sie erlebte die Jahreszeit der knospenden Obstbäume vor der Methodistenkirche; beobachtete, wie der Himmel sich veränderte; verliebte sich in Pappelbäume; ging ins Kino, sooft ein neuer Film kam, und das bedeutete, dass sie Tarzan mindestens so gut kannte wie Hamlet; sie verbrachte einen Monat einzigartigen, ziellosen Glücks. Sie nannte ihn *«Kindheit»*.

Am Ende des Monats rief die staatliche Obrigkeit sie aus dem Frühling zurück: sie musste den Brief öffnen. - Sie war gut durchgekommen - gut genug, um vom Staat bescheinigt zu bekommen, dass ihre Ausbildung der der Oberschüler gleichwertig war - und sie hatte darüber hinaus genügend Punkte, um sich bei jedem College mit Aussicht auf Erfolg zu bewerben. Sie rief zu Hause an, besonders stolz darüber, dass sie ihren Eltern diesen zweiten Teil der Neuigkeit berichten konnte. Sie war froh, dass für ihre Eltern die Zeit, stolz zu sein, wenn auch mit Umwegen und Verzögerungen, immer noch kommen konnte.

«Herrlich! Es ist herrlich! Warte, wenn ich erst die ganze Familie angerufen habe! Sie werden alle so stolz sein!», sagte Esther.

Jacob war vergleichsweise still. «... sehr stolz», sagte er. «Es ist schön, einfach schön.» Seine Stimme schien fast zu brechen.

Die Abiturientin hängte den Telefonhörer ein, beschämmt über den kläglichen Stolz ihres Vaters. Das Sonnenlicht erfüllte noch immer das Zimmer, in der Luft hing noch immer ein Geruch nach Frühling - Lebenssaft und Grün, blühende Büsche und feuchte, warme Erde. Sie ging langsam nach draußen, die Straße hinunter und um den alten katholischen Friedhof herum, am Autoschuppen vorbei; sie wollte zur High School gehen und ihre Fenster mit unnachgiebigen Blicken verblüffen. Es war ein Gelübde, das sie sich selbst für den Fall gegeben hatte, dass sie die Prüfung bestände. Es machte ihr jetzt keinen Spaß zu gehen; sie wollte einfach nur

ein altes Versprechen halten. Sie ging in die Schulanlagen, an dem großen Sportplatz entlang, auf dem vier Jungen immer noch trainierten. Plötzlich fühlte sie sich sehr müde; sie setzte sich hin und lehnte sich gegen den Zaun, der den Sportplatz am hinteren Ende begrenzte.

Warum war sein Stolz so kläglich gewesen? Sie hatte all ihre Kraft, all ihre Kampfbereitschaft und all ihren Willen eingesetzt, um zu bestehen. Jetzt war es vorbei; und was war es schließlich gewesen als das, was alle andern ohne viel Mühe auch geschafft hatten, und bei ihr war es zwei Jahre zu spät. Sie war neunzehn und hatte die Reifeprüfung bestanden, ihre Eltern telefonierten die große Neuigkeit jetzt schon in ganz Chicago herum. Aber ich wollte! flüsterte sie sich selbst auf Yri zu und wandte sich in plötzlicher Hilflosigkeit zum Zaun.

Auf dem Sportplatz liefen die Jungen herum im Spätnachmittagszauber ihrer drei Meter langen Schatten. Sie wirkten so jung, stark und golden in der späten Sonne. Sie hatte all ihre Fähigkeiten, jeden Tropfen ihres Willens aufbieten müssen, um so weit zu kommen, wie die dort lachend und leicht gekommen waren. Die Wand zwischen ihr und ihnen war immer noch da und würde immer da sein. Sie konnte jetzt durch diese Wand hindurchsehen - dorthin, wo die Welt ihre ungeheure Schönheit anbot, aber es würde ihre ganze Kraft aufzehren, auch nur am Leben zu bleiben.

Jenseits des Sportplatzes spazierten noch zwei Gestalten im Glanz der Sonne. Ein schlankes junges Mädchen, ganz Anmut und Unschuld, hielt die Hand des Jungen, der neben ihr ging. Seine Jacke war lose über ihre schmalen Schultern gehängt. Langsam gingen sie um das Sportfeld herum an ihr vorbei. Einige Male hielten sie an und taten oder sagten etwas, das mit Lachen endete; er beugte sich hinüber und schmiegte seine Nase in ihr hochgestecktes Haar oder an ihre Wange.

Deborah sprach laut zu sich selbst, wie Verrückte es tun. «Das werde ich niemals haben, sagte sie. «Nicht durch Kämpfen oder Lernen oder Arbeiten oder Widerständeisten werde ich es schaffen, mit einem von ihnen herumzugehen oder von solchen Händen gewärmt zu werden.»

Carla hat das ja schon vor langer Zeit erzählt, sagte Lactamaeon vom Zaun her. Dein Lernen, *dein Beruf* - immer dasselbe: *«Guten Morgen»* und *«Guten Abend»*.

Quentin wird dir Wasser geben, sagte Anterrabae, aus der Schnabeltasse. *Er wird niemals mit seiner Hand über dein Gesicht streichen. Niemand... niemand...*

Es war fast dunkel. Sie stand langsam auf und ging in die Stadt zurück. Die Gesichter des Kirchenchors schienen sie vom Platz vor

dem Autoschuppen her herauszufordern. Guten *Abend*. Gute *Nacht*. Niemals sprachen sie ihren Namen aus.

Ich habe meine Hoffnung daran gesetzt, *mit euch zu* singen und zu nähen, und wenn ich *neben euch stehe*, erinnert ihr euch nicht, wer *ich* bin. Sie waren jetzt am Friedhof, Anterrabae versleuderte seine Flammen in die Dunkelheit. Lactamaeon stieß ein Hundegeheul aus, der Chorus begann sich wieder aufzustellen - *Arbeite schwer*, faules *Mädchen*; *kämpfe hart*, ungeschicktes *Mädchen*... niemals... niemals... niemals...

Ich habe es redlich verdient! schrie sie ihnen zu. *Ich war da, sogar* wenn ich *krank war*. *Ich war jeden Tag da, sauber und pünktlich und* normal. *Ich habe* meinen Stolz -. Aber sie hatten sie bereits in einer großen Welle von Gelächter ertränkt. Sie rief Anterrabae, sah nach Yr hinein und wartete darauf, dass er feurig vorbeizog. Aber sie hörte nur sein Gelächter, ein wildes, hohles, verächtliches Gelächter. Er zuckte vorbei, kreischend vor Gelächter, und war plötzlich von einer anderen Gestalt begleitet, einer Gestalt, die sie aus einem fernen Buch kannte - eines der vergessenen Bücher in Großvaters Arbeitszimmer, ein Buch mit Kupferstichen, ein Buch, das jetzt aus der Mode war, das aber früher *de rigeur* in kultivierten Häusern gewesen war. Es war Miltons *Verlorenes Paradies*; der strahlende Gott ihrer frühen Vorstellung, der unaufhörlich im Feuer fiel, war niemand anders als Miltons Satan. Sie hatte die Bilder Hunderte von Malen bei den Besuchen in Großvaters Haus durchgeblättert. Die Neunjährige hatte etwas von der donnernden Gewalt der Zeilen aufgeschnappt, von denen sie nicht wusste, dass sie sie je gelesen hatte. Und während der Künstler in ihr die gehetzten Engel studiert hatte und die feingravierten Linien, die sie plastisch erscheinen ließen, hatte der Späher nach dem geheimen Reich hinterrücks den stolzen Engel gestohlen und ihn zum ersten Bewohner ihrer Welt gemacht. Nicht einmal Anterrabae gehörte ihr.

Im Hintergrund der Vision wurde der Tumult stärker. Du *wirst schaffen...* brüllte der Chorus, *nichts!* Du *wirst dich in die Felder legen...* *nichts!* *Lernen und arbeiten...* *nichts!*

So schrieen sie die Landstraße hinunter in die Stadt. Mit leeren Augen ging sie durch die Straßen und horchte nach Yr hinein. Als sie an der Kirche vorbei war, wo sie mittwochs und sonntags sang, äfften die Götter die brechende Stimme ihres Vaters nach. Als sie durch die vertrauten Straßen ging, schüttete der Chorus sein Geheul über Quentins Lächeln und die goldenen Menschen auf dem Sportplatz aus. Und Er schuf sie, einen Mann und ein Weib. Sie war jetzt fast an der Klinik - sie konnte die beiden Lichter erkennen, wo die Autos hineinfuhren. Sie ging ohne zu sehen, wie aus Gewohnheit.

Die Hölle wartete. Bald. Sie hatte Angst. Die Sicht... bald verschwinden. Stimme... nichts. Die Stufen hinauf zur Tür. Jetzt, mach

sie auf. Ist jemand da, bitte! Drinnen: «Hallo Miss Blau.» Und dann: «Ist alles in Ordnung, Miss Blau?» Eins übrig: Mach ein Zeichen. Obwohl ein Gott schrie, konnte sie noch den andern Ton hören - drei Signale mit dem Sommer: Notfall. Die Hölle.

Sie tauchte wieder auf, am ewigen Anfang. Nur ihr Herz schlug ein bisschen langsamer nach der Angst. Weil sie noch am Leben war und immer noch den frechen pumpenden Muskel in ihrer Brust trug, begann sie zu kämpfen und an ihren Fesseln zu zerren in der Hoffnung, vor Erschöpfung zu sterben. Die Erschöpfung kam, aber der Tod war unerreichbar für sie. Nach einer Weile kam wieder Dobshansky. Diesmal war sein Gesicht sorgsam geglättet, und alles war daraus entfernt außer dem blanken Klinikausdruck. Die Bücher hatten gewonnen.

«Fühlst du dich jetzt besser?»

Sie war sehr müde. «Ich glaube.»

«Wir mussten deine Wirtin anrufen und ihr erzählen, dass du heute Abend nicht zurückkommst und dass du hier bist. Sie hat sich Sorgen gemacht wegen deiner Schule und ist mit deinen Büchern und einigen Kleidern herübergekommen. Sie hat sich deinetwegen Sorgen gemacht.»

«Sie ist ein guter Mensch», sagte Deborah und meinte es wirklich; und doch wünschte sie, dass sie die Tugenden aller andern Menschen nicht wie ein Gewicht tragen müsste, das irgendwie ihre eigenen aufhob. Sie gratulierte Quentin zu seiner *«geheimen»* Heirat und beobachtete, wie sein Gesicht gegen die Überraschung ankämpfte.

Als er und die kleine Cleary sie freibekommen hatten, zog sie den verschlissenen Klinikbademantel an und ging langsam auf die Station hinaus. Die Gesichter dort waren leer oder feindselig - dasselbe wie immer; der erste Schock, wenn jemand zurückkam, war immer brutal. Es war *früh* am Abend; ihr fehlten der größte Teil des vorhergehenden Nachmittags und des heutigen Morgens. Gerade wurden die Tabletts ausgeteilt. In der Ecke murmelte Dowbents Marie Segensformeln über ihrem Abendessen. Miss Coral war wahrscheinlich wieder einmal in Absonderung; Helen versteckte sich vor ihr aus Bitterkeit und Neid... und Freundschaft. Deborah setzte sich voll Wehmut hin und sah das Essen an.

Sie seufzte über der lauwarmen Masse auf dem Teller, und plötzlich stand Dowbents Marie auf und warf ihre Kaffeetasse und Untertasse. Deborah fühlte einen scharfen durchdringenden Schlag am Kopf. Sie drehte sich zu Marie um und sah sie unverändert sitzen, als ob sie überhaupt nicht wusste, was sie getan hatte. Der Pfleger kam und drohte beiden leicht, weil er nicht wusste, was passiert war, obwohl er dort gesessen hatte. Jetzt fühlte er sich schuldig, weil er überhaupt nichts bemerkt hatte. Deborah tastete in ihrem Haar nach der Nässe

und erinnerte sich, als handle es sich um mittelalterliche Geschichte, an eine ähnliche Geste - ihre Geste vor vielen Jahren, als Helen das Tablett auf ihr zerschlagen hatte.

Sie sah noch einmal in die Gesichter auf der Station. Ihre Gegenwart brachte die andern dazu, mit den ‹Vielleichts› zu kämpfen. Plötzlich wurde ihr klar, dass sie eine Doris Rivera war, ein lebendes Symbol der Hoffnung, des Versagens und des Schreckens. Denn sie alle konnten zum Ausgangspunkt zurückgeschnellt werden wie sie, benommen von Schlag zu Schlag taumeln - und auf ein geheimes Glockenzeichen hin sich wieder *aufraffen*, um noch mehr einzustecken. Sie verstand, warum sie diesen Leuten, die so sehr darauf angewiesen waren, das zu verstehen, niemals die Gründe für ihr Versagen erklären konnte und warum sie niemals rechtfertigen konnte, dass sie ihre Gesichtszüge und ihre *Kraft* zusammensammelte, um hinauszugehen, noch einmal... noch einmal. In mancher Hinsicht war die Realität ein ebenso privates Königreich wie Yr. Die Dimension von Bedeutung konnte man niemals Menschen verständlich machen, deren überleben davon abhing, dass sie diese Dimension einschränkten oder ausmerzten. Maries Tasse und Untertasse, die von Deborahs *Kopf* abgeprallt waren, die unverhüllte Furcht und der Zorn, den Marie ihr entgegenschleuderte, machten Deborah klar, warum Qual und Angst in ihr aufgestiegen waren, als ihre Hand den Telefonhörer eingehängt hatte, nachdem die triumphale Nachricht übermittelt war. Yr zwang sie, endlich ihre Wahl zu treffen. Mit ihrer Aufnahme als Mitglied der Welt, als Mensch mit einer Gegenwart und einer möglichen Zukunft, als Newtonianer, als Mensch, der an Ursache und Wirkung glaubt, waren die endgültigen Linien ihrer Entscheidung vorgezeichnet. Die Entscheidung war nur deshalb quälend und grausam in dem vertrauten Entsetzen der Hölle auf sie zugekommen, weil sie immer noch sehr unerfahren darin war, zwischen Problemen und Symptomen zu unterscheiden. Und deshalb hatte die Krankheit, die zugleich ihre einzige Verteidigung und Stärke war, sie an einen Ort gebracht, wo sie die Entscheidung in Sicherheit treffen konnte. Es war an der Zeit zu entscheiden, wem sie Treue schwören wollte.

Als die Tablets abgeräumt waren, bat sie um ihre Schulbücher. Der Pfleger brachte sie und übergab sie ihr mit einem gewissen Respekt vor dem, was sie symbolisierten. Sie öffnete das erste.

«IN EINEM GLEICHSCHENKLIGEN DREIECK IST DER WINKEL GEGENÜBER A C GLEICH DEM WINKEL GEGENÜBER A B UND GLEICH DEM WINKEL GEGENÜBER B C.»

«Verrottete Hure! Lass mich los!» tönte es aus dem Schlafsaal. Du bist nicht eine von ihnen, sagte Anterrabae ruhig.

Ich bin eine von *ihnen*. Furii sagt, dass du ein Beitrag sein wirst, aber ich weiß noch nicht wie, sagte Deborah zu ihm. Ich werde lernen

müssen, wie. Dann vielleicht...

«EINE LINIE, DIE EINEN WINKEL VON 80 GRAD SCHNEIDET, BILDET ZWEI WINKEL, DEREN SUMME 80 GRAD IST.»

Marie: «Ich möchte wissen, ob Irrsinn ansteckend ist. Vielleicht könnte die Klinik uns als Antikörper verkaufen.»

Willst du uns nicht als Schild gegen deine harte Schale behalten, Vogel-Wesen?

Ich kann das nicht mehr. Ich sitze mit der Welt in einem Boot. Aber die Welt ist gesetzlos und wild...

Trotzdem.

Erinnere dich an deine eigene Kindheit - erinnere dich an Hitler und die Bombe.

Trotz allem.

Erinnere dich an die Gesichter, glatt wie eine Wand, und die «Gesundheitspapiere» - und wie man sich danach sehnt, Hand in Hand zu gehen.

Es ist egal. Egal.

Wir könnten warten, bis du uns rufst...

Ich werde nicht rufen. Ich werde zur Welt halten. Voll und ganz. *Auf Wiedersehen, Vogel-Wesen.*

Auf Wiedersehen also, Anterrabae. Auf Wiedersehen, Yr.

«TECHNOLOGISCHE FORTSCHRITTE HABEN DIE WESTLICHE EXPANSION IN VIELER HINSICHT BEEINFLUSST.»

Constanzia: «Könnt ihr nicht sehen, dass ich leide, ihr verdammten Schweine!»

«DIE ERFINDUNG DES TNT MACHTE DIE EISENBAHNVERBINDUNG ZWISCHEN DER OSTKÜSTE UND DER WESTKÜSTE MÖGLICH.»

«Ich bin die geheime erste Frau Edwards VIII., des abgedankten Königs von England!»

«Jenna kriegt es wieder. Ruft Ellis; wir bereiten lieber eine Packung vor.»

«UND SOWOHL DIE EISENBAHN ALS AUCH DER MORSETELEGRAF HIELTEN DIE KOMMUNIKATION AUFRECHT, DIE FÜR DIE MODERNE INDUSTRIESELSCHAFT UNERLÄSSLICH IST!»

«Voll und ganz», sagte Deborah.

ENDE

HANNAH GREEN

Ich habe dir nie einen Rosengarten versprochen
Bericht einer Heilung
rororo 4155

Mit diesem Zeichen
Roman
rororo 4869

Wenn es Sommer wird
Erzählungen
rororo 4992

Ohne sich zu berühren
Erzählungen
rororo 5661

Eine Zeit wie im Paradies
Roman
rororo 5901

**Herbstzeitlose oder
Glückliche Fügung?**
Roman
rororo 12186

Landleben
Roman
rororo 12396